

COLUMBIA LIBRARIES OFFSITE



CU50241702

834V93;X

Tragödien den Zeit.

93

834V93

X

**Columbia University  
in the City of New York  
LIBRARY**



**Bought From  
the  
Carl Schurz Fund  
for the  
Increase of the Library  
1900**

OTTO HARRASSOW  
BUCHHANDLUNG







Boß / Tragödien der Zeit





# Tragödien der Zeit

Roman in drei Teilen von

Richard Voß



„Arbeiten, nicht verzweifeln!“  
Carlyle

---

J. Engelhorn's Nachf. Stuttgart 1921

23 - 33641

834 V93

X

Engelhorn's Romanbibliothek / 29. Reihe Band 21/22  
Alle Rechte, namentlich das Uebersetzungsrecht, vorbehalten  
Copyright 1913 by Engelhorn's Nachf.  
Druck der Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart

U  
S.P.  
" "  
b  
x  
0

# Dr. Leonhard Geif

seinem Freunde, Arzte und Helfer

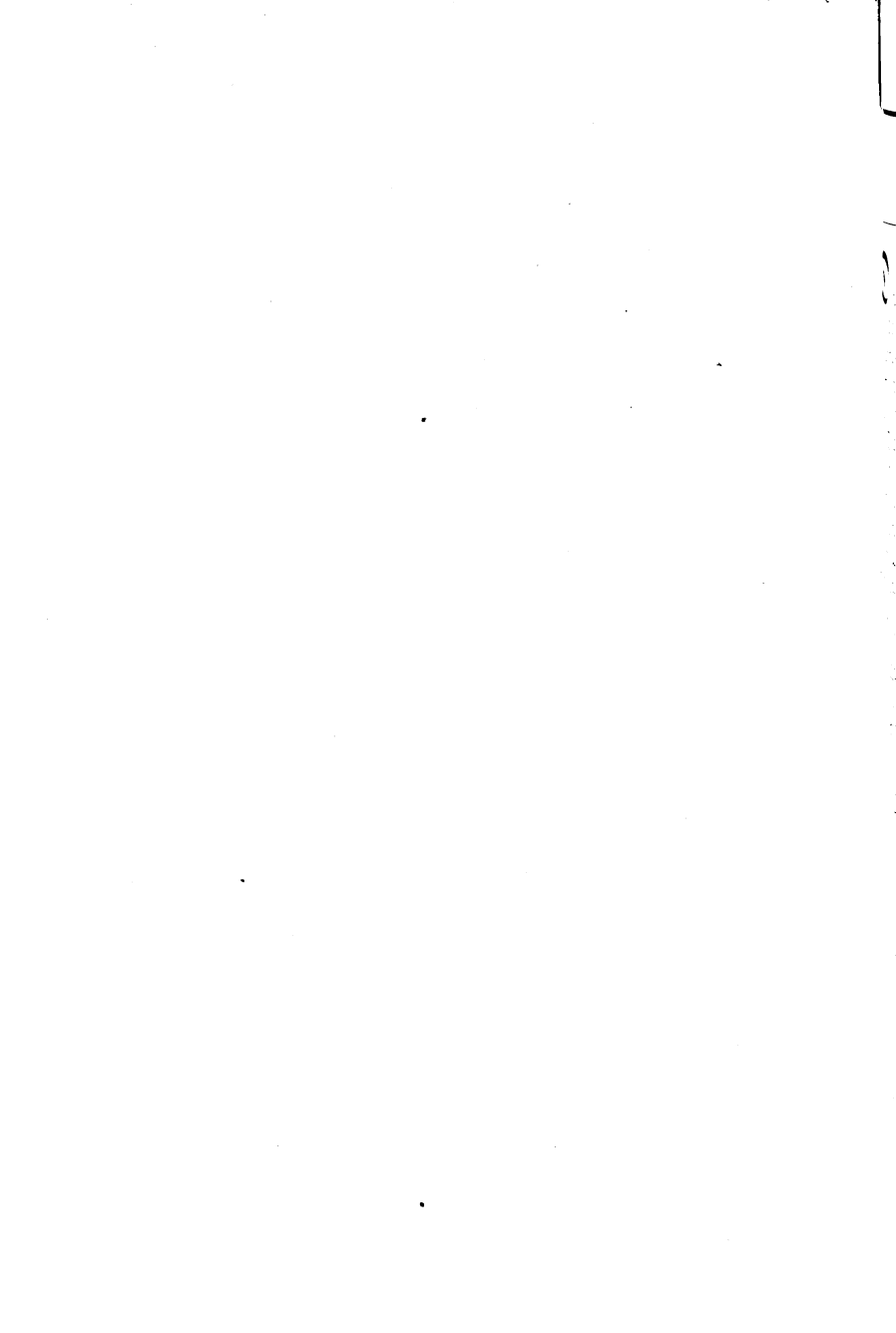
in Dankbarkeit  
zugeeignet





Erster Teil

**Buch des Erklingens**



---

## Erstes Kapitel

---

Des ferneren habe ich einer christlichen Gemeinde am heutigen heiligen Palmsonntage die Mitteilung zu machen, daß dem wohlgeborenen Geistlichen dieser Kirche, dem Pastor Emanuel Baumert zu Dorf Trebra, von seiner Ehefrau Christiane am gestrigen Tage ein Sohn geboren ward. — Lasset uns für Mutter und Kind beten.“

Die Stimme Pastor Emanuel Baumerts zitterte bei dieser Ankündigung, während der es in der kleinen, altertümlichen Thüringer Dorfkirche so still war wie während des Segens. Wußte doch jedermann in der Gemeinde: Dieser den Pastorseheleuten geborene Sohn war ein seit fünfzehn kinderlosen Jahren heiß ersehntes Himmels Geschenk, und die nicht mehr jugendliche Wöchnerin lag nach schweren Wehen in heftigem Fieber.

Troßdem hielt der geistliche Herr seine Predigt keine Minute kürzer als gewöhnlich; und niemals war sie so voll unerschütterlichen Glaubens gewesen, daß unser Gott eine feste Burg sei. Am Schluß brach der aufrechte Mann unter der Last des Glückes über seinen ihm geborenen Sohn — unter der Last, der Angst um das Leben seiner Frau denn doch fast zusammen. Aber nur das leise Beben der Stimme verriet seine menschliche Schwäche.

Nun konnte er hinsinken auf seine Kniee. Er konnte sein Gesicht mit beiden Händen bedecken, konnte ein Schluchzen ersticken und beten. Sein ganzes Gebet bestand jedoch in dem Ausruf seiner Seele: „Meine Frau, mein Sohn!“

Und immer wieder dasselbe: „Meine Frau, mein Sohn!“

Auch die bäuerliche Gemeinde betete mit ihrem guten Hirten; und sie tat es dieses Mal mit weniger stumpfen Sinnen als sonst. In die Scheu, die ihr strenggläubiger und oft ganz zornig eifernder Seelsorger den Leuten einflößte,

mischte sich heute eine neue Empfindung, durch die zitternde Stimme des sonst so starken Mannes verursacht. Ein Gefühl war's gleich Mitleid.

Während der Pastor die beiden Namen wie ein an Gottes Herzen rüttelndes Gebet zum Himmel emporrief, erlebte er ein ganzes Menschenschicksal: Vergangenheit, Gegenwart — Zukunft. Ihm war in diesen Augenblicken zumut, als habe er alle Leiden seines Lebens nur erfahren, um durch solche Läuterung gewürdigt zu sein, der Vater seines Sohnes zu werden: dieses dem Himmel in heftigem Kampf abgerungenen Sohnes; als sei er nur würdig, weiter dem Herrn zu dienen, wenn er den Knaben in seinem Geist erzog.

Ein Knabe mußte es sein! Denn in der neuen Zeit, die über die christliche Menschheit einer Sturmflut gleich hereinbrach, mußte der Gottesmann seinem Gott einen neuen Streiter darbringen: einen um vieles mächtigeren, als welchen er, der ein kleiner Dorfgeistlicher geblieben war, sich selbst fühlte. Hatte doch sein Gebet während der fünfzehn ungesegneten Ehejahre am Morgen und Abend gelautet: „Gib mir den Sohn! Ich will ihn nicht für mich, sondern für dich, Herr, Herr! Also mußt du mir den Sohn geben! Siehe — ich strecke meine beiden Hände empor, schreie auf zu dir und fordere von dir den Sohn!“

Und der Herr gab ihm, was er forderte — nach fünfzehn langen Jahren des Hartens, Kämpfens, Dienens, Bittens, Flehens. Schwer war die Geburt gewesen. Wenn die Mutter daran starb? . . . Wenn das Kind starb?

Pastor Emanuel liebte seine Frau, wie ein fester Mann sein gutes Weib nur lieben konnte. Auch um sie hatte er lange Jahre ringen und Schweres erdulden müssen: er, der arme geistliche Hauslehrer um die arme Erzieherin. Dann hatte er es doch erreicht.

Er war dann auch mit seiner Hausfrau so glücklich gewesen, wie zwei tüchtige Menschen, die einander lieb haben, es eben sein konnten. Allein ein Schatten ruhte auf ihrem Lebensweg: es fehlte das Kind, der Sohn, der zukünftige Gottes-



kämpfer des kommenden Geschlechts, das ein neues Geschlecht war.

Nun war der Knabe geboren; und — weshalb mußte der Vater denken, er sei mit seines Knaben Mutter glücklich „gewesen“? Das Glück, das gute, gesegnete, heilige Menschen Glück, das würde erst jetzt in das Pastorhaus seinen Einzug halten, wenn — Mutter und Kind am Leben blieben.

Das mußten sie. Beide mußten leben! Das war anders nicht möglich!

Hatte der Herr ihn gegeben, so mußte der Herr ihn erhalten — nach den grimmigen Kämpfen und dem inbrünstigen Flehen von fünfzehn langen Jahren, währenddem er ein treuer Diener des Herrn gewesen war — nach bestem menschlichem Vermögen. . . .

Pastor Emanuel erhob sich von den Knien. Jetzt stand er aufrecht mit ruhigem Gesicht, klarem Blick, starker gläubiger Seele. Er sah über seine Gemeinde hin, sah ihre Augen mit einem Ausdruck auf sich gerichtet, wie nie zuvor, fühlte seine Liebe zu diesen Mühseligen und Beladenen heiß in sich aufsteigen, fühlte: „Als glücklicher Vater deines Sohnes wirst du diese alle noch mehr lieben, wirst du diesen allen noch besser helfen können, als du es früher vermochtest. Dein Vaterglück hat dein Herz reicher gemacht.“

Und er sah hinüber zu den Sitzen der Gutsherrschaft, der er seit einem Menschenalter treu ergeben war. Graf und Gräfin waren von Berg-Trebra herabgekommen, um ihren Pastor und Freund die Geburt seines Sohnes verkündigen zu hören, und zusammen in der Gemeinde für Mutter und Kind zu beten. Die beiden im Herrschaftssitz gehörten in manchem auch zu dem neuen Geschlecht, zu dem der jungen Grafen von Trebra. Allerdings nur in manchem: zum Übergang. Der alte Herr ruhte bereits in der Gruft dort oben auf der schönen Bergklippe, die jetzt im ersten lichten Frühlingrün schimmerte; und mit ihm war vieles gestorben und begraben worden: eben die alte Zeit. Pastor Emanuel war des neuen Herrn Erzieher gewesen

und er war sein väterlicher Freund geblieben. Als Erzieher und Freund konnte er sich nicht verhehlen, daß die Jüngeren nicht mehr dieselbe Generation vertraten, deren Sohn er selbst war. Immerhin lebte noch ein gutes Stück davon als ehrwürdige Überlieferung in dem Geist des Entels eines alten Geschlechts. Dieser Geist war mächtig genug, um als heiliges Erbe noch in Kind und Kindeskind fortzubestehen und fortzuwirken.

Graf Engelhardt's Gemahlin war bei der Großherzogin von Weimar Hofdame gewesen: bei der alten, großen, der Dranierin! Auch das konnte als Bürgschaft gelten. Sie erwartete ihr erstes Kind, befand sich bereits im neunten Monat und kam trotzdem herunter, um den Palmsonntagsgottesdienst mitzuhalten. Das wollte der Pastor ihr nicht vergessen. Und derselbe Gedanke, der ein Gebet für seinen Sohn war, galt dem Ungeborenen unter dem Herzen der jungen Gräfin.

Jetzt sprach er mit lauter, fester Stimme das Amen. Die Orgel erbrauste, die Gemeinde sang das Lied, das Gottes Güte rühmte, sprach ein letztes leises Gebet und verließ lautlos die Kirche. Durch die von dem ältesten Buben des Kantors weit geöffneten Türen drangen Frühlingssonne und Frühlingsluft in die dumpfen Wölbungen. Es war wie ein Gruß leuchtenden Lebens und eines Hoffens, das der Menschheit vom Himmel kam. . . .

Graf und Gräfin traten in die Sakristei. Gräfin Jutta sagte mit der ihr eigenen ernstesten Anmut: „Großmutter wollte selbst nach Frau Christianen sehen. Sie hatte jedoch eine ihrer schlimmen Nächte. Da erlaubten wir es ihr nicht, und sie war so gütig, zu gehorchen. Nun schickt sie ihre alte Margret ins Pastorhaus und läßt bitten, Sie möchten ihr zuliebe die treue Seele behalten, solange eine Pflegerin notwendig sei. Also hoffentlich nur für kurze Zeit. . . . Das Kind ist gewiß ein prächtiger Knabe?“

Sie sah an ihrem eigenen gesegneten Leibe hinab und begegnete einem Blick ihres Gatten, einem tiefen, strahlenden,

darin die Anbetung des liebenden Mannes für die Heiligkeit der Mutter aufglänzte.

Pastor Emanuel sprach der Gräfin die letzten Worte nach: „Es ist ein prächtiger Knabe!“

Und er setzte nach einem schweren Schweigen hinzu: „Seine Mutter wird leben bleiben.“

„Gewiß, gewiß! Wer denkt an anderes? Wer könnte an anderes denken?“

Aus Stimme und Miene des Grafen sprach die Angst vor der schweren Stunde, der seine Frau entgegenging. Aber diese nickte ihm lächelnd zu. Sie fragte: „Darf ich Frau Christiane sehen? Nur sehen will ich sie.“

Sie hatte einen Strauß Frühlingsblumen mitgebracht. Es waren die ersten wilden Schneeglöckchen, die ersten gelben Primeln, blauen und weißen Anemonen, die auf dem Schloßberge unter den sprießenden Haselnußtauben aufgeblüht waren. Auch einige Veilchen hatte sie an den Hecken gefunden und sich mühsam gebückt, um die Lenzboten in heiliger Sonntagsfrühe für die Wöchnerin zu pflücken. Den Strauß wollte sie der schwerkranken Mutter des sehnsüchtig erwarteten Knaben schweigend auf das Lager legen: „Es grüßt der Lenz!“

Auf dem kurzen Weg von der Sakristei zum Pastorhause erzählte der Graf, er habe seiner Schwester die freudige Neuigkeit nach Berlin deposeschiert. Bei dieser geliebten Schwester, die einen preussischen Standesherrn geheiratet hatte, war Frau Christiane Erzieherin gewesen; und die „Großmutter“, von der Pastor Emanuel mit tiefer Verehrung jetzt sprach, war die Mutter des Schloßherrn, eine Dame der alten Zeit, mit aller vornehmen Würde derselben und allen jenen Anschauungen, welche die Kinder einer neuen Generation „Vorurteile und Beschränktheit“ schalten. Die Greisin betrachtete als die Stützen eines jeden Lebensbaues zwei hochragende Säulen: Religion und Familie. Wehe dem Geschlecht, welches an diesen Trägern aller sittlichen Kultur rüttelte und riß: es half einen Tempel einreißen — so war die Ansicht der alten Dame.

Auf dem Friedhof, der rings um das Gotteshaus lag, standen zwischen den Gräbern der Thren die Bauern mit Frauen und Töchtern. Sie grüßten ihren Pastor. Ihr Gruß war heute anders als sonst. Bisher hatte der Geistliche Glück und Unglück, Freud und Leid in seiner herben Art mit der Gemeinde getragen; jetzt wollte diese beides mit ihm teilen — zum erstenmal.

Auch die Ruhestätten der Toten besuchte der Frühling. Tausend und abertausend von der Sonne erschlossene Marienblumen hüllten die Hügel in schimmerndes Weiß, als wäre in der Palmsonntagsnacht ein Blüten Schnee gefallen. Nein — Pastor Emanuel Baumert brauchte kein Grab ausschäufeln zu lassen. Der Herr war seine Zuversicht.

Wie konnte ihm also die Magd mit verstörtem Wesen entgentreten, wo er doch soeben aus dem Hause seines Gottes in sein gesegnetes Haus zurückkehrte? Fast heftig tat er die Frage: „Wie geht's meiner Frau?“

„Gar nicht gut. Die alte Margret ist bei ihr. Und — und ich schicke in die Stadt zum Arzt.“

„Zum Arzt?“

„Weil es doch der Frau Pastorin gar nicht gut geht.“

„Und dem Kinde?“

„Die Wellerin stillt es. Es trinkt prächtig.“

Ein heißer Schreck durchzuckte plötzlich den Pastor. Er wollte jäh auffahren, weil die „Wellerin“ seinen Sohn stillte; aber über dem Schreck vergaß er seinen Zorn. Und dann — mitten in der Angst um die kranke Frau fühlte er sich glücklich, daß es dem Kinde gut ging: seinem Sohn! Er trank prächtig die Milch der Fremden, die eine verlorene Tochter des Himmels und eine junge Mutter war. Aber was war das? Er dachte mehr an das Kind als an die Mutter: als an seine arme, gute, geliebte Frau! War das möglich? Und Pastor Baumert kam sich in dem Augenblick dieser Erkenntnis unwürdig vor, Vater eines Sohnes geworden zu sein. Also unwürdig seines höchsten Lebenszieles und Glückes.

Gräfin Jutta ging zu der Pastorin. . . Schon nach



wenigen Augenblicken kam sie zurück, ohne Strauß und mit solchem stillen, solchem blassen Gesicht, daß ihr Mann auf sie zueilte, als wollte er sie mit beiden Armen umfassen und an sich pressen: „Auch dir kann es so ergehen!“ Sie wehrte freundlich ab, trat zu Pastor Emanuel, ergriff seine Hand, sagte leise und innig: „Es war richtig, zum Arzt zu schicken. Helfen kann nur Gott. Und Gott wird helfen.“

„Gott muß helfen!“

Des Pastors Stimme hatte einen fast drohenden Klang. Er ging zu seiner Frau, die ihn nicht erkannte, die in Fieberphantasieen lag. Er warf sich vor dem Bette nieder und begann den Kampf mit seinem Gott von neuem, machtvoller als je. Aber auch jetzt immer wieder der Gedanke: „Das Kind lebt! Dem Knaben geht es gut! Dein Sohn wird dir erhalten bleiben!“

„Dein Sohn!“ Was kann ein Vater mit den beiden kleinen Worten aussprechen?

Sein Schicksal.

⊕

⊕

⊕

Pastor Emanuels Ringen um das Leben seiner Frau dauerte fort. Er rang Tag und Nacht. Aber sein Gott, an den er glaubte, half ihm nicht. Und des Menschen Glauben soll doch Berge versetzen können. Am Karfreitagmorgen kam die Pastorin zur Besinnung. Sie schlug ihre schönen, traurigen Augen auf, sah ihren Mann an ihrem Bette, blickte ihm lange Zeit in das entstellte Gesicht, sagte mit klarer Stimme: „Daß deinen Sohn nicht Geistlichen werden!“

Ihr Mann schrie fast auf: „Es ist unser Sohn! Ich soll unsern Sohn nicht Geistlichen werden lassen? Nicht Geistlichen, Christiane? O Christiane, weshalb gebärst du mir ihn dann?“

„Damit ich dir deinen Sohn gebären sollte, nimmst du mich zur Frau; damit ich dir deinen Sohn gebären sollte, liebtest und ehrtest du mich: als deines Sohnes zukünftige

Mutter. Nur deshalb. Und nun sage ich dir: Emanuel Baumert, laß deinen Sohn nicht Geistlichen werden. Sterbend sage ich dir's. Denn ich sterbe. Heute noch."

"Heut starb unser Herr für uns am Kreuz. Du aber wirst leben."

"Ich sterbe dem Herrn nach: für dich und deinen Sohn."

"Du sollst leben!"

Es war, als befehle er der Sterbenden, zu leben. Sie hörte seine gebieterische Stimme nicht mehr, sah nicht mehr das wilde Aufflammen in seinen Augen. Ihr Geist sank wieder in ein Dunkel, das allmählich zur Todesnacht ward. Im Pastorhause wußten es alle; nur der Hausherr glaubte es nicht. Emanuel Baumert wollte nicht glauben, daß seines Sohnes Mutter sterben könnte. Auch für seinen Sohn mußte sie leben! Es war nicht genug, daß sie ihm diesen Sohn mit Schmerzen geboren hatte.

Vom nächsten Kirchdorf kam ein junger Amtsbruder, um heute für Pastor Baumert den Gottesdienst zu halten, da dessen Frau ja dach — Aber Pastor Baumert hielt seiner Gemeinde selbst die Karfreitagspredigt, da seine Frau leben bleiben würde. Also war kein Grund vorhanden, seine Pflicht von einem andern erfüllen zu lassen. Und das am Karfreitag! Kein Mensch sollte ihm nachsagen können, in seiner Amtspflicht lässig gewesen zu sein. Jetzt weniger als je! Jetzt, wo er einen Sohn hatte, für den er die Verantwortung trug. Und das als Vater und als Geistlicher. Mit seiner Vaterschaft hatte er doppelte Pflichten übernommen: doppelt strenge und schwere. Sie sollten ihn nicht drücken. Seine Seele war stark genug, die Last des Lebens zu tragen, das fortan ausschließlich seinem Gott und seinem Sohn gehörte, wenn —

Mit einem Gesicht, darin keine Miene zuckte, verkündete er seiner Gemeinde den Kreuzestod Christi. Der starre Mann auf der Kanzel ward den Leuten unheimlich. Von der Schloßherrschaft kam heute niemand, denn die Gräfin erwartete ihre Stunde. Auch in dem Hause des Grafen

von Trebra schlugen die Herzen bang, auch dort mußte der alte Gott mit den zagenden Menschen sein.

Bei diesem Gottesdienst betete der Geistliche für eine andre Frau, die einem Kinde das Leben schenken sollte. Vielleicht auch einem Sohn. Während seines Gebetes mußte er erkennen, daß der Mensch nur sein eigenes Wohl und Wehe mit aller Macht empfinden konnte. Selbst ein Verkündiger des Höchsten glich darin jedem andern Sterblichen. Diese Erkenntnis an diesem Tage hatte für ihn etwas tief Demütigendes. Emanuel Baumert stand vor dem Altar und schämte sich seiner Menschlichkeit: wie konnte er alsdann mit Gott ringen, diesem gar etwas abringen wollen?

Karfreitag abends starb Frau Christiane. Sie mußte wohl sterben: ihr Mann war zu schwach im Glauben gewesen. Und auch sonst. Eine geheime Schuld lag auf ihm. Diese mußte er fortan durch sein ganzes Leben tragen, zugleich mit seiner Pflicht als Vater und Geistlicher; zugleich mit seiner Verantwortung für die Seelen seiner Gemeinde — für die Seele seines Sohnes, dessen Leben die Mutter mit dem ihren bezahlte!

„Damit ich dir deinen Sohn gebären sollte, nahmst du mich zur Frau. Und nun sterbe ich dafür.“

Er schloß sich ein mit seinem toten Weibe, stand ihr zu Füßen, schaute sie steif an, grollte ihr, weil sie gestorben war und ihm sterbend so harte Dinge gesagt hatte, solche bittere Wahrheit, die er nun sein Leben lang in seiner Seele fühlen mußte: als Vorwurf, Beschuldigung, Anklage. Und vor wem klagte diese Gestorbene ihn an? Vor seinem Gott, der sein Flehen nicht erhört hatte.

Er hatte nicht machtvoll genug gefleht. Das war es! Er hatte mehr an das Leben des Kindes als an das der Mutter gedacht. Ja, ja — das war es! Seine Schuld wuchs zur Sünde. Wie konnte er sühnen? Durch eben diesen seinen Sohn, um dessentwillen er gesündigt hatte.

Er mußte seinen Sohn dem Herrn darbringen wie Abra-

ham den seinen Jehova opfern wollte. Damit das Opfer Gottes würdig sei, mußte er über seines Sohnes Seele wachen wie der Cherubim vor den Pforten des Paradieses. Mit gezücktem flammendem Schwert mußte Emanuel Baumert alles Unreine von seines Sohnes Seele fernhalten — was ihm eben als unrein galt.

Eine feste Burg ist unser Gott . . . Fest mußte sein Sohn zu seinem Gotte stehen.

Und der Vater sprach die ganze Karfreitagnacht zu seinem toten Weibe, ihr in das weiße Gesicht hinein. Er sprach mit lauter, harter Stimme, als lebte sie noch und könnte sich verteidigen. Sie „sollte“ ja wohl leben?

Nicht Geistlicher soll ich meinen Sohn werden lassen, Christiane? Das kannst du von mir fordern? Er müßte denn mein Sohn nicht sein: nicht Geist von meinem Geiste. Deine Forderung ist eine Verfündigung an meinem Geiste. Sie ist ein Treubruch. Im Tode brachst du mir die Treue! Ich fordere von dir, dein Wort zurückzunehmen: dort oben vor Gottes Thron, vor dem du jetzt stehst und mich anlagst. Denn wenn ich dich nur zum Weibe nahm, damit du mir einen Sohn gebärst, so mußt du mich jetzt anklagen. . . . Siehe, ich rechtfertige mich nicht. Mit keinem Wort! Dafür mußt du deine Forderung zurücknehmen. Ich erfülle sie nicht. Niemals, niemals! Du kennst mich, Christiane. Ich halte mein Wort. Der Herr erhörte mich nicht; denn er ließ dich sterben. Aber er hört mich jetzt.

Oster Sonntag wurde Frau Pastor Baumert zu Grabe getragen, nachdem am Sarge der Mutter das Kind die Laufe erhalten hatte. Es führte die Namen Christian Theodor. Theodor will sagen: der Gottgeschenke. Als solchen übernahm der Vater seinen Sohn.

„Der Herr hat's gegeben, der Herr hat's genommen. Ich preise den Namen des Herrn!“

Und von dem offenen Grabe seiner Frau hinweg ging Pastor Emanuel in die Kirche und hielt die Osterpredigt. Mit dem nämlichen steinernen Gesicht, dem nämlichen er-

starrten Wesen, mit dem er am Karfreitag zu seiner Gemeinde gesprochen, mit dem er am Grabe seiner Frau gestanden, verkündigte er jetzt die Auferstehung des Herrn von den Toten — die dereinstige Auferstehung aller Gestorbenen.

Glaubte er daran? . . . Glaubte er noch daran?

Was war das? Doch kein Zweifel? Was ging in ihm vor? Von dem Grabe seiner Frau hinweg und seinem Gott dienend.

Der Christ war auferstanden, also — lebte Christus.

Was sein fieberndes Hirn plötzlich durchzuckte, war Wahnsinn. Es mußte Wahnsinn sein, und er mußte den Wahnsinn von seinem Haupte scheuchen; konnte es auch kraft seines Glaubens, der jeden Zweifel unmöglich machte.

„Des ferneren habe ich einer christlichen Gemeinde am heutigen heiligen Ostersonntag die Mitteilung zu machen, daß dem Patron dieser Kirche, dem hochgeborenen Herrn Grafen Engelhardt von Trebra zu Berg-Trebra von seiner Ehegattin Jutta in dieser Nacht eine Tochter geboren ward. Lasset uns für Mutter und Kind beten.“

## Zweites Kapitel

Theodor Baumert besaß eine schöne Heimat: mitten im Herzen Deutschlands. Das Dorf lag am dicht umbuschten Ufer der Elm, zwischen Wiesen, Äckern und Fruchtgärten, unmittelbar unter dem lieblichen Waldberge, dessen Gipfel das graue Stammschloß der Grafen von Trebra trug. Auf dem Kirchplatz stand als echtes Wahrzeichen des gesegneten Thüringer Landes eine Linde, über deren Alter Legenden verbreitet waren. Sie sollte aus fabelhaften Heidenzeiten stammen, und unter ihrem bereits damals weisshaltenden Wipfel sollte ein Herr von Trebra die christliche Taufe empfangen haben. Die Zweige des ehrwürdigen Baumes

reichten bis an die Fenster des Pastorhauses. Zur Zeit seiner Blüte erfüllte das Haus süßer Wohlgeruch und das Summen der schwärmenden honigsammelnden Bienen durchtönte das alte Gemäuer wie unirdische leise Musik. Dieser Bienengesang, das Rauschen in der alten Linde, die Weisen der in ihr nistenden und auf ihr ausruhenden Vögel waren des Kindes Wiegenlieder. Später dann lauschte Theodor auf die Stimme des Sturms, der durch Äste und Wipfel fuhr und der in wilden Winternächten zum Brausen ward. Noch tiefer prägten sich dem Gemüt des aufgeweckten Knaben andre Töne ein, die er an manchen Tagen in seinem Kämmerlein vernahm: feierliches Orgelspiel und dumpfer Gesang der Gemeinde in der nahen Kirche. Wenn beides verstummte, konnte er sogar eine Stimme vernehmen. Es war eine starke, strenge Männerstimme, bisweilen von fast zornigem Klang. Seine Wärterin sagte ihm: es sei seines Vaters Stimme; sein Vater predige; sein Vater sei Pastor und verkündige die Gottheit auf Erden.

Er vermochte kaum die Händlein zu falten, als er mit seinem Vater beten mußte. Es waren keine Kindergebete, kein gestammeltes holdes „Abba, lieber Vater“, sondern etwas dem Knaben Unverständliches, Geheimnisvolles. Es flößte ihm Furcht ein, ein Gefühl, welches sich in der jungen Seele unwillkürlich wider den Vaterkehrte. Dabei empfand der Knabe schon im frühesten Kindesalter, daß er von seinem Vater leidenschaftlich geliebt ward, daß er dieses Mannes Ein und Alles war, sein Denken bei Tag und Nacht, sein Lebenszweck, ja, sein Leben selbst. Trotzdem Furcht und Schrecken statt Liebe und Bärtlichkeit.

Aus seines Vaters Munde vernahm Theodor zum erstenmal von einem lebendigen Gott. Er sah diesen Gott nicht, hörte ihn nicht, sollte jedoch seine Allgegenwart fühlen, sollte ihn erkennen, lieben — fürchten. Wie konnte er lieben, was er fürchten sollte? Er war noch ein kleiner Knabe, als er sich eines frühen Sommermorgens ein Stück Brot einsteckte, sein Hüttlein aufsetzte und aus dem Hause schlich. Er

kam nicht zurück. Die ganze Umgegend wurde nach ihm abgegangen; sämtliche Bauern und die Schloßleute halfen suchen; sein Vater rief auf den Feldern, den Wiesen und am Strande der Alm mit Lobesangst seinen Namen. Erst am zweiten Tage fand man ihn in einem Gebüsch vertrocken, vor Erschöpfung eingeschlafen. Pastor Emanuel riß den verloren Geglaubten, den Wiedergefundenen mit einem Aufschrei an seine Brust, erstickte ihn fast mit Liebkosungen, fragte und forschte: „Kind, wo warst du? Was wolltest du? Weshalb tatest du mir das an? Weißt du nicht, daß ich dich liebe, daß du mein Leben bist? Und du konntest mich verlassen? Sage mir, wo du warst, was du wolltest?“

„Den lebendigen Gott suchen.“

„Kind! Kind! Kind!“

„Wo ist er?“

„Wer?“

„Der lebendige Gott?“

„In deinem Herzen.“

„Ich finde ihn nicht.“

„Du wirst ihn fühlen!“

Es geschah zum erstenmal, daß Pastor Emanuel seinen Sohn küßte und zu diesem von seiner Liebe sprach; und es war das erstemal gewesen, daß er in seiner großen Not nicht gebetet, nicht aufgeschrien hatte zu seinem Gott, der ja doch ein lebendiger Gott war. Er gedachte seiner Frau, und wie damals der Herr sein mächtiges Flehen auch nicht gehört hatte . . .

Abgesehen von seiner Scheu vor diesen beiden Wesen: Vater und Gott, verlebte Theodor eine glückliche Kinderzeit. Sein liebes Nieder-Trebra war gar zu schön! Und dann — seine Spielgefährten. Das waren Jakobe Weller, seine „Milchschwester“, und der um zwei Jahre ältere Kantorssohn Ivo König. Mit diesen beiden wuchs Theodor unten im Dorf auf. Oben auf dem Berge wohnte seine kleine süße Märchenprinzessin Ingrid von Trebra. Sie thronte in des Knaben Herzen, umflossen von einem Glanz, darein

eine leidenschaftliche Kinderphantasie die Gestalten aus einer andern Welt hüllt. Eine solche war es freilich, der das Komteßchen angehörte und in die der Pastorssohn bisweilen eintreten durfte. Er tat es jedesmal mit heftig pochendem Herzen: jenes kleinen, feinen Frauenwesens willen, welches er von der schönen Höhe ihres Wohnsitzes bis in die Wolken erhob. Sie waren mit Gold und Purpur gesäumt.

Auch mit seinem Gefühl für die Jakobe hatte es eine eigene Bewandnis. Es war jedoch von ganz andrer Art als was er für das zierliche Grafentöchterlein mit dem wohl-lautenden Namen empfand. Theodor kannte sich darin nicht aus, fühlte nur das Geheimnisvolle und Dunkle, welches über dem fremdartigen Kinde lag. Wenn er an die Jakobe Weller dachte, fiel ihm der Sturm ein, der tausend die Dorfstraße durchfuhr. Etwas von diesem wilden Wesen war in der Seele des Mädchens mit dem blassen Gesicht, den hellen Augen und dem blauschwarzen Haar; etwas von der Leidenschaft jenes himmlischen Elements.

Er sollte mit der Tochter der Wellerin nicht verkehren, lautete ein strenges Verbot seines Vaters. Weshalb nicht? Ihre Mutter hatte ihn zugleich mit ihr am Herzen gehalten und die Brust gereicht. Er hatte eine Milch mit dem Kinde getrunken. Dieses erfuhr er etwa nicht von der Wellerin, die eine gar besondere Person war, sondern von der alten Magd. Sie tat dabei sehr geheimnisvoll, sprach von der Sache so dunkel, als ob ihm damit ein Unrecht geschehen wäre, der Milchbruder der Jakobe geworden zu sein. Und gar wenn die Getreue von Jakobes Mutter sprach: der „Wellerin“. Sie lebte mit ihrem einzigen Kinde mutter-seelenallein in einem morschen Gebäude an der Elm, einer ehemaligen Wassermühle, besaß keinen Mann, schien niemals einen Mann gehabt zu haben. Wenigstens sprach man niemals von einem solchen. Und sie hatte doch das feine, gleichfalls besondere Kind. Fein und fremdartig war auch des Kindes Mutter; und daß sie es war, nahm ihr das ganze Dorf höchst übel. Sie war jedoch zugleich die geschickteste



Mäherin weit und breit, deshalb trugen ihr die reichen Bäuerinnen die Stoffe zu, daraus sie ihre Feiertagsgewänder machen ließen, so daß die Wellerin stets Arbeit und guten Verdienst hatte. Sie hätte ganz gut in die Stadt ziehen können: nach Weimar. Sie war als junges, elternloses Ding schon einmal dort gewesen, als Jungfer in einem feinen Hause, und nach einigen Jahren zurückgekommen — nicht allein. Ihr eben geborenes Kind hatte sie mitgebracht. Da hatte das Flüstern und Bischen über sie begonnen, obgleich bei dem leichtlebigen Völkchen dergleichen recht häufig war. Mit der Wellerin hatte es jedoch seine eigene Bewandnis. Weshalb war sie so ganz anders, als alle andern?

Gerade als sie zurückkam, legte sich Frau Christiane Baumert, gab einem Sohn das Leben, rang mit dem Tode, schickte zur Wellerin, bestimmte: diese sollte ihren Knaben säugen, sprach mit ihrem Manne, dem Pastor; sprach ein letztesmal mit ihm, streckte sich aus, schloß die Augen, starb.

So kam es. Die Wellerin blieb im Dorf, erstand die baufällige Wassermühle an der Alm, erzog ihre Jakobe, an der sie mit abgöttischer Liebe hing und mit der Pastors Theodor nicht spielen sollte. Er tat es trotzdem, freilich möglichst im geheimen. Das war ein Unrecht. Dessen sich vollkommen bewußt, konnte er dennoch von dem Kinde nicht lassen, wohl weil es so ganz anders war als alle andern Kinder, gerade so apart wie die Mutter. Aber er lernte durch diesen heimlichen Verkehr frühzeitig lügen. „Das ist meines Vaters Schuld“ — entschuldigte er sich selbst schon als kleiner Knabe.

Schon als kleiner Knabe leistete er seinem Vater in manchem Widerstand. Er litt darunter, erkannte auch hier sein Unrecht, konnte sich auch hierin nicht ändern, nicht bessern. Er wußte nicht, daß er dieses seinem Vater heimlich widerstrebende Wesen von der Mutter hatte, von der er nichts kannte, als ihr Grab. Pastor Emanuel sprach niemals von seiner toten Frau; und die Magd, die dem Haushalt des geistlichen Herrn als Wirtschafterin vorstand, nur sehr selten.

Sie seufzte dann jedesmal tief auf, nannte die Verstorbene eine „arme Dulderin“, und berichtete eines Tages wehklagend: die Frau Pastorin sei gestorben, weil sie dem Herrn Pastor einen Sohn geboren hatte, ihn, den Theodor, den „Gottgeschenkten“.

Seine Mutter gestorben, weil sie ihn geboren hatte ... er verstand es nicht. Ganz und gar nicht! Er mochte sein kleines Hirn darum noch so zermartern. Nur das eine verstand er: seine Mutter war durch ihn gestorben. Also hatte er seine Mutter getötet. Der Eindruck dieser Entdeckung war ein übermächtiger. Theodor erkrankte schwer, lag lange in heftigem Fieber, doch niemand ahnte die Ursache. Nach der Genesung kam etwas ganz Neues in des Knaben Charakter: ein tiefer, fast düsterer Ernst, der ihn mitunter selbst in der glücklichsten Stunde besiel.

Zimmerhin war die Kinderzeit köstlich, die Heimat ein Paradies. Das Pfarrhaus war ein ehemalig herrschaftliches Gebäude, in früheren Zeiten Wittwenitz der Gräfinnen von Trebra. Es hatte im oberen Stockwerk eine Reihe Gemächer, Sälen gleich, lange Korridore, hohe Vorhallen, Stuckaturen an den Wänden, Urväterhausrat in den Zimmern, von denen nur im Untergeschoß einige Räume bewohnt wurden. Viel Urväterisches gab es im Haushalt des Pastors auch sonst noch. Man aß von altem Zinngeschirr, wie Silber so blank; die zwei Mägde spannen an den langen Winterabenden in dem allgemeinen Wohnzimmer; Seife und Kerzen wurden im Hause verfertigt; Gemüse und Früchte nach großmütterlichen Rezepten in gewaltigen Steingefäßen eingemacht; um die Weihnachtszeit Schweine und Gänse geschlachtet und die großen Feste der Thüringer Dorfleute, die Kirchmessen, nach hundertjähriger Sitte während voller drei Tage überaus üppig gefeiert. Auch sonst ward alter Brauch heilig gehalten. Das nämliche galt für die Schloßleute auf der hochragenden, freiliegenden Bergkuppe.

Der Pfarrgarten war im Sommer eine einzige Blumenwildeis, im Herbst ein Fruchteden. Solche großen honig-

süßen Himbeeren, gelbe und rote, reiften in keinem andern Pfarrgarten Thüringens. Und erst die Eierpflaumen, die Schmalzbirnen, die Erdbeeräpfel.

Unmittelbar an diese wonnigen Gefilde stießen bis an das Ufer der Elm weite Wiesengründe. Der liebe Fluß rauschte unter einem Baldachin hochstämmiger Erlen dahin, deren Wipfel über ihm zusammenschlugen, so daß selbst an sonnigen Sommertagen ein geheimnißvoller Dämmer über den rauenenden Wassern lag. Der Elm entlang ging es zu dem Zauberort der verfallenen Wassermühle, in der eine schlanke Frauengestalt am Nähtisch saß und die Jakobe gleich einem Herlein ein wunderliches Wesen trieb, womit sie den Knaben in Bann schlug. Es war stärker als das väterliche Verbot. Theodor begriff dieses nicht; und was der Pastorssohn nicht begriff, wovon er sich keine klare Vorstellung machen konnte, das besaß kein Dasein für ihn. Er hatte eben einen starken Wirklichkeitsinn. Es war derselbe Sinn, der schon das Kind aus dem väterlichen Hause trieb, um es nach einem lebendigen Gott suchen zu lassen.

In der Wassermühle traf Theodor mit seinem guten Kameraden Ivo König zusammen, den es gleichfalls gewaltsam zu der kleinen Kirche hinzog. Das war ein sonniger Knabe mit lockigem Blondkopf, daran Stirne, Augen und Lippen leuchteten und lachten, daß es froh machte, ihn nur anzusehen. Selbst ein dunkles Gemüt ward in seiner Gegenwart hell. Er hatte viele Geschwister, über welche er herrschte wie ein kleiner König, dessen Namen er führte. Auch über die weichgeschaffenen Seelen seiner Eltern schaltete er mit etwas bedenklicher Selbstherrlichkeit und ziemlicher Selbstsucht. Nur den Pastorssohn unterwarf er sich nicht. Dieser hatte etwas allzu Freies, allzu Persönliches. Und die Jakobe bewies, daß sich auch der kleine Autokrat höheren Gewalten ergeben konnte; vielmehr: mußte. Bisweilen loderte darüber des Knaben ganzes Wesen in hellem Zorn auf. Dann war er am strahlendsten, am siegreichsten.

Auch diese drei guten Gefährten trieben Scherz und

Spiel, andern jungen Menschenkindern gleich! Es war dabei jedoch etwas Besonderes, gewissermaßen Nachdenkliches und Innerliches, als suchte jedes von den dreien auch im Spiel seine ihm noch unbewußte Eigenart auszudrücken, die dereinst sein Schicksal bestimmen und schaffen sollte. Da die Charaktere der beiden Knaben die schroffsten Gegensätze bildeten, waren sie häufig heftige Gegner. Dennoch liebten sie sich. Aber keiner ließ es den andern merken.

Nach Jugendart sprachen sie davon, was sie einmal „werden“ wollten. Zu Theodor sagte der Kantorssohn: „Was du einmal werden willst? Du wirst, was dein Vater ist; was dein Großvater und dein Urgroßvater waren: Dorfpastor wirst du! Du wirst gar nicht erst groß gefragt. Das ist nun einmal so bei euch Baumerts. Würst du der Herrgott selbst, müßtest du doch Pfarrer werden.“

„Muß ich?“

Das war alles, was Theodor erwiderte. Er sagte die wenigen Worte mit einem leisen Zucken um den Mund und einem dunklen Aufleuchten im Blick. Dann fragte er: „Und du?“

„O ich? Ich werde das, was ich bin.“

„Was bist du?“

„Ein König. Ein König des Lebens will ich werden.“

„Ein König ohne Land?“

„Eine Krone kann ich darum doch tragen. Sieh mich an! Sie leuchtet schon jetzt auf meinem Kopf.“

Und der hübsche Fant schüttelte mit übermütigem Lachen sein liches Haar, daß ein Strahlengewirr von ihm ausging.

Überaus seltsame Zukunftsträume hatte die Jakobe; und einmal vertraute sie davon ihren Freunden an, die beide um ihre Gunst buhlten. Sie tat es in der geheimnisvollen Weise, welche ihr innerstes Wesen ausmachte: „Schauspielerin werde ich!“

„Schauspielerin? Du? Was ist das?“

„Das wißt ihr nicht?“

„Wie sollen wir das wissen? Und woher weißt du das?“

„Von meiner Mutter.“

„Ach so! Weiß denn deine Mutter etwas davon?“

„Sie war ja doch in Weimar.“

„Wann?“

„Das ist lange her. Ich war noch gar nicht geboren.“

„In Weimar muß es schön sein.“

„Wunderschön! In Weimar ist ein Theater und in dem Theater spielen Schauspieler Komödie.“

„Oh!“

„Wißt ihr, was Komödie ist?“

„Sag's . . . so sag's doch!“

„Das ist das Herrlichste, was es auf Erden gibt. Meine Mutter hat es oft mitangesehen. Aber sie spricht nicht gern davon. Ich weiß auch nicht, warum. Einmal hat sie mir erzählt, wie es war. Sagen läßt es sich nicht. Ihr müßt nach Weimar gehen und selbst sehen. Man muß jauchzen, so himmlisch schön ist es; und man muß weinen, so todtraurig kann es sein. Das himmlisch Schöne und das Sterbens-  
traurige machen die Dichter, und die Schauspieler sprechen die Worte. Das will auch ich einmal. Ich will, daß die Menschen bei meinen Reden jubeln und weinen sollen. Es muß groß sein!“

„Groß? Was ist denn das: „Groß?““

„Was von dem Himmel ist. Ich kann's euch auch nicht sagen.“

Nein, das konnte das Kind nicht. Es konnte das Große nur ahnend empfinden. „Was von dem Himmel ist“ — so hatte sie versucht, das Unbegreifliche den Kameraden und sich selbst zu erklären. Was von dem Himmel ist, das aber ist göttlichen Ursprungs.

Also trieb Jakob mit dem unbekanntem dunklen „Großen“ einen heimlichen Gottesdienst. Ihre Gebete und was sie in der Schule aus der Bibel lernte, sagte sie mit lauter Stimme her. Sie tat es nur dann, wenn sie allein war. Am liebsten in hellen Mondnächten und stets in der Natur: am Rande des Flusses, unter den Erlen, auf freier Wiese.

Sie hatte dabei ein seltsam feierliches Gefühl und den Drang, sich wie für eine heilige Handlung zu schmücken: mit Blumen im Haar. Sie streckte ihre beiden Kinderarme empor und sprach die Gebete, die Bibelstellen, die Psalmen zum Himmel auf, von dem sich das „Große“ wie der heilige Geist auf sie herabsenken sollte.

In Theobors Gemüt schlug das mystische Wort Wurzel: das Große, das von dem Himmel kam. Wenn er einmal Pastor werden sollte — er mußte es ja wohl werden —, so würde auch er des Großen sich teilhaftig machen: des Göttlichen. Gab es dieses nur dort oben? Nicht auch hier unten auf Erden? Und wie war es, wenn es von der Erde war? In welcher Gestalt erschien es dem Menschen? Konnte er es sich zu eigen machen? Es erleben? Das müßte wunderbar sein. So wunderbar wie es war, den lebendigen Gott zu finden . . .

Nur Ivo König grübelte nie über etwas, das er doch nicht verstand, gar nicht verstehen wollte. Wozu erst lange grübeln? Er würde auch jenes unverständliche „Große“ mit seinem glanzvollen Antlitz anlachen und seine Loden dagegen schütteln, gewissermaßen wie zur Abwehr. Das „Große“. Gab es etwas Größeres, etwas Göttlicheres als das Leben, darin er dereinst ein König sein wollte? Ein König der Erdschönheit, der Daseinslust, der Lebensfreude.

Königlich der Mensch, jeder Mensch, der sich selbst die strahlende Krone des Lebens aufs Haupt setzt, welches des Menschen Schicksal mit Dornen umwindet.

### Drittes Kapitel

Jeden Sonntagmittag nach der Predigt begaben sich Vater und Sohn auf den Schloßberg. Pastor Baumert ging gewöhnlich zu Fuß. Er liebte es, nach dem Gottesdienst möglichst einsam in sich hineinzuschauen, strenge Ein-

kehr zu halten in seine tiefste Seele: ob er für seine Worte von der Kanzel herab vor Gott bestehen konnte? Theodor fuhr mit der gräßlichen Familie in der vornehmen, mit zwei feurigen Rappen bespannten Kutsche, und die Fahrt den Berg hinauf war für ihn jedesmal ein Flug unmittelbar in den Himmel hinein.

Die kleine Ingrid saß neben ihm, angetan wie ein Prinzgelein, welches sie ja auch war. Beide Kinder kümmerte es nicht, daß mit ihnen die „Großen“ im Wagen waren. Sie erschufen sich ihre eigene Welt, die sie mit glanzvollen Wesen bevölkerten und in seliger Einsamkeit bewohnten. Nur dem feinen Grafenkind gelang es, den Knaben von der Erde hinweg in andre und höhere Regionen zu entführen. Wenn er es merkte, wurde er zornig über sich selbst, daß er sich so weit entrücken ließ. Dann lachte die Kleine ihn aus. Außer Ivo Königs lichtem Wesen gab es nichts so Sonniges wie Ingrid von Trebras junges Lachen. Sie konnte jedoch auch ebenso ernsthaft, ebenso altklug sein wie Emanuel Baumerts Sohn. War sie das, so fühlte Theodor etwas für sie, das ihn hätte veranlassen können, ihretwillen sein Leben hinzugeben, während ihm ihre Helligkeit Schmerz verursachte. Zugleich eine fast feindselige Empfindung gegen das lachende Feengeschöpf, deren Welt nicht die seine war.

Die Sonntagsfahrten aus dem Tale zur Höhe hinauf, das Mittagessen an der Herrschaftstafel, die Nachmittagsstreifereien mit Ingrid auf dem Schloßberge bedeuteten für den Knaben die großen Festzeiten seines jungen Lebens. Der Speisesaal mit den altertümlichen Gerätschaften, den altmodischen hohen Lehnstühlen um den runden Tisch aus schwerem Eichenholz, den dunkeln Ahnenbildern an den mit einer prächtigen Ledertapete bespannten Wänden, den vergoldeten Stuckaturen an der Decke — wie seltsam und feierlich war das alles! Ihre Exzellenz, die Frau Großmutter, präsiidierte. Sie war von allem das Feierlichste, das Ehrwürdigste. Allein das Rauschen ihres schwarzen Seidenkleides erfüllte Theodor mit ehrerbietiger Scheu. Über

ihrem schneeweißen Haar trug die Gräfin stets eine weiße Spitzhaube mit breiten, unter dem Kinn zusammengebundenen Bändern aus weißem Atlas. Auch das Gesicht war so weiß, daß davon förmlich ein Glanz ausging; und was für vornehme Hände sie hatte, wenn sie bei Tisch die Handschuhe abstreifte, in denen sie stets erschien. In einem Vorzimmer wurde sie von den Schloßbewohnern erwartet. Fünf Minuten vor Tisch trat sie ein — genau fünf Minuten! Der alte Kammerdiener — er trug Frack und weiße Halsbinde — meldete sie mit lauter Stimme und feierlicher Miene, und ein Lakai in grauer Livree mit Silberschnüren riß für sie die Flügeltür auf. Sie trat ein, die junge Gräfin ging ihr entgegen und küßte ihr die Hand. Danach schritt sie von einem zum andern. Zuerst zum Pastor, dem einzigen, dem sie die Hand reichte, und der sich tief auf ihre Hand hinabbeugte, was auf seinen Sohn starken Eindruck machte.

Außer dem geistlichen Herrn speisten Sonntags die ersten Beamten mit der Herrschaft: der Rechnungsführer, der Oberinspektor, der Oberjäger. So hatte man es bei den Grafen von Trebra seit Jahrhunderten gehalten — so sollte es durch Jahrhunderte gehalten werden.

Pastor Emanuel durfte die Großmutter-Erzellenz in den Speisesaal führen, wo hinter ihrem Sessel der Kammerdiener stand. Die übrigen folgten streng nach ihrem Range.

Außer Ingrid's englischer Gouvernante war noch ein Gesellschaftsfraulein in maubefarbener Seide da, ein verwelktes, blutloses Dämchen von gedrücktem Wesen, mit tadellosen Manieren, mit welcher die Gräfin Französisch sprach, sehr von oben herab. Sie trug Halbhandschuhe aus schwarzem Filet mit kleinen schwarzen Seidenschleifen und schien die steife Vornehmheit des Hauses unendlich zu genießen. Bei Tisch servierten zwei Bediente. Mit erhobener Stimme redete nur derjenige, den die Erzellenz ansprach; die übrigen unterhielten sich mit ihren Nachbarn so leise, daß es wie Flüstern war. Die beiden Kinder durften lediglich zuhören.



Das tat Theodor. Er hörte zu und beobachtete. Mit seinen offenen Augen sah er alles, und alles machte Eindruck auf ihn. Schon in dem Gemüt des Knaben regte sich gegen vieles innerer Widerspruch und Widerstand. Sein Vater bewahrte zwar auch in dieser verfeinerten Umgebung seine geistliche Würde und aufrechte Haltung, erschien seinem Sohn jedoch nicht mehr so ganz als eigener Mensch. Weshalb war er hier oben im Schlosse ein anderer als unten im Pastorhause? Weil er sich hier bei vornehmen Leuten befand? Was ging das ihn an? Vor Gott sollten alle gleich sein — wie der Vertreter Gottes verkündete. Sie waren es indessen nicht! Es schien für Gott Grafen und Tagelöhner, Reiche und Arme zu geben. Das war eine Ungerechtigkeit. Konnte Gott ungerecht sein? Nein! Also waren es die Menschen; und ungerecht war Gottes Verkündiger.

Am meisten beschäftigte ihn die Gräfin-Mutter. Das war eine Frau! In jeder Lebenslage würde sie immer sie selbst sein. Der Knabe konnte es nicht ausdrücken, fühlte es nur; fühlte es mit großer Kraft. Ungerecht war auch sie. Und unduldsam! Ungerecht und unduldsam gegen alles, was sie das „Neue“, das „Junge“ nannte. Zugleich sprach sie davon wie von einer Seifenblase, die in der Luft zerging; wie von einem Windhauch, dagegen sie sich mit ihrer Hand schützen konnte, mit einer Bewegung dieser weißen, wellen Greisenhand. Wenn die Gräfin-Mutter von dem Neuen, dem „Jungen“ sprach, so erstarrte sie förmlich. Etwas Hartes, Steinernes, Unbewegliches kam in ihr Gesicht und über ihr Wesen. Sie sprach häufig davon, ausschließlich zu Pastor Baumert gewendet. Von diesem mußte sie sich verstanden. Nur von diesem! Sohn und Schwiegertochter verachtete sie, weil diese weniger verständnisvoll waren. Allerdings nur etwas weniger! Dieses geringe Etwas war jedoch für die Repräsentantin der alten Zeit ein Vielzweifel, wurde ihnen als Verbrechen angerechnet, als ein Abfall von der Tradition des Hauses.

An diesem Frühlingssonntage sagte die Erzellenz zum

Pastor: „So alt ich bin, werde ich es doch noch erleben. Und Sie mit mir.“

„Was meinen Erzellenz?“

„Unsern Sieg. Dieses ganze moderne Wesen wird vergehen und verwehen. Was wollen die Leute? An das Alte rühren, das Alte umstoßen? Uns wollen sie umstoßen? Wir stehen fest! Religion, Familie, Moral, Sitte — sie sollen nur kommen. Und solche Menschen wollen unsre Zeit groß machen? ‚Groß!‘ Sie sollen doch sehen, was unsre Zeit groß machte? Das sogenannte alte Geschlecht; sein Gottesglaube, seine Kraft, seine Sittlichkeit. Ich erwarte sicher, daß mein Sohn in den Reichstag kommt. Dann wird er für dieses große Alte einstehen. Kämpfen wird er dafür! Als ein Graf von Trebra, als deutscher Staatsbürger und guter Christ, als mein Sohn.“

Sie sprach das letzte mit wahrer Großartigkeit. Diesemal schwieg selbst Pastor Emanuel.

Theodor hielt seine großen Kinderaugen unverwandt auf die Gräfin gerichtet. Sie gewährte den Blick und sprach zu ihm hinüber: „Du wirst einmal auch zu uns gehören, denn du bist deines Vaters Sohn. Daran sollst du immer denken. Und daran, daß du deines Vaters wahrer Sohn bleibst. Es soll dein Morgen- und Abendgebet sein. Als deines Vaters Sohn wirst du deines Vaters Geist in der Kirche vertreten. Nur wenige sind auserwählt. Du sollst einer dieser wenigen sein.“

Alle schauten auf den Knaben, in dem es unter diesen Blicken heiß aufstieg. Es war nicht Scham. Es war etwas wie heftiger Widerspruch, wie starker Widerstand. Seines Vaters Blick hatte einen seltsamen Ausdruck, fast drohend. Der väterliche Blick sprach zu dem Knaben: „Wehe dir, solltest du nicht in allem mein Sohn sein!“

Die Gräfin-Mutter hob die Tafel auf. Die Beamten wurden mit einem Kopfnicken sogleich verabschiedet; die Gesellschaftsdame und die Engländerin durften sich zurückziehen und die Kinder ins Freie eilen. Da es ein warmer Sonntag

war, nahmen die Herrschaften mit dem Pastor den Kaffe auf der großen Altane ein. Sie stieß an den Speisesaal und gewährte einen Blick weit über den waldigen Schloßberg hinaus, in das grüne Thüringer Land hinein: hier bis zu den Weinbergen von Sulza, dort auf eine mit Ackerland bedeckte Hochebene gegen die Fabrikstadt Apolda zu. Im Grunde durchzog die Wiesen die Elm. Aber ihr Bett war so dicht umbuschet, daß sie nur hin und wieder im Sonnenschein aufblühte. Mit seinen vielen Dörfern und stattlichen Höfen, seiner reichen Fruchtbarkeit und bescheidenen Lieblichkeit war es ein von tüchtigen Menschen bewohntes, von gütigen Göttern gesegnetes Land.

Die Kinder faßten einander bei der Hand und gingen in den weitläufigen Park. Er zog sich über den ganzen Berg. Heimliche Pfade führten unter hängendem Haselgebüsch zu blumigen Wiesen und in Einsamkeiten, darin Häher und Pirol durch das Schweigen riefen, Eichelhächen raschelnd von Ast zu Ast, von Wipfel zu Wipfel sich schlangen, Füchse schlichen und Rehe ihren Wechsel hatten. Welche Spielplätze gab es in diesem Reich! Aber die beiden Kinder spielten nicht. Es war seltsam, daß gerade sie nie miteinander spielten, wo es für sie doch noch so recht die Zeit der Spiele war.

Zuerst schritten sie ehrbar über die Terrassen, auf bestiegen Wegen an Gewächshäusern, Blumentrabatten und Wasserwerken vorüber. Plötzlich begannen sie wie auf stille Verabredung zu laufen. Immer rascher ging's, immer tiefer in Baumschatten und Dickichte hinein, den entlegensten Stellen zu.

Endlich blieben sie stehen, als wären sie glücklich einem Unheil entronnen. Sie schöpften Atem, schauten sich an, machten strahlende Gesichter, schritten weiter: langsam, ganz langsam, in tiefem Schweigen, beständig mit dem Ausdruck eines großen Glückes.

Ingrid sprach zuerst: „Was Großmutter heute wieder sagte! Als ob wir so schlimm wären?“

„Wir?“

„Freilich. Wer denn sonst? Wir sind ja doch die Jungen. Du — es ist himmlisch, jung zu sein! Meinst du nicht auch?“

Sie ward plötzlich ernsthaft, was ihr so sehr gut stand, was der Knabe an dem feinen Geschöpf so sehr liebte. Er blieb vor ihr stehen, sah ihr tief in die strahlenden Augen, bestätigte ebenso ernst: „Wenn ich dich ansehe, dann freilich.“

„Was heißt das: ‚dann freilich‘?“

„Daß es freilich schön ist, jung zu sein. Du glaubst nicht, wie schön! Es ist dumm, nicht wahr?“

„Gar nicht.“

Sie fuhr eifrig fort: „Und weißt du, was jung ist, muß auch gut sein. Ich meine das Neue, davon wir nichts verstehen und darauf Großmutter so schlecht zu sprechen ist. Weshalb wohl nur?“

Bedächtig erwiderte der Knabe: „Es ist schlimm, daß wir so wenig davon verstehen. Keiner sagt es uns; und meinen Vater kann ich nicht fragen.“

„Warum nicht?“

„Ich kann eben nicht.“

„Das ist dumm!“

„Das ist traurig.“

„Wie du redest!“

„Ich weiß auch nicht; aber es ist so.“

„Weil du doch deines Vaters wahrer Sohn bist.“

„Jetzt sprichst du wie die Großmutter.“

„Oder bist du etwa nicht sein wahrer Sohn?“

„Ich bin's.“

„O du! Ich bin gar nicht Großmutter's Enkelkind. Ich bin überhaupt —“

Sie verstummte plötzlich. Theodor forschte fast ängstlich.

„Was wärst du überhaupt?“

Sie wollte es nicht sagen. Vielmehr, sie konnte es nicht sagen. Auch sie wußte es nicht. Ihre Unwissenheit machte sie aber nicht traurig wie ihren guten Kameraden. Als sie ihres Freundes banges Gesicht sah, verfiel sie sogleich in ihre sonnige Laune, die sie dem helllockigen Rantorknaben ähnlich

machte und die „den Sohn seines Vaters“ stets verdroß, den Pastorknaben gegen das kleine, feine Fräulein geradezu aufbrachte. Als sie es merkte, führte sie um ihn auf das anmutigste ein Tänzlein aus, wobei sie aus dem Stegreif reimte und nach eigener kindlicher Melodie dazu sang:

Ich bin nicht wie mein Großmütterlein;  
 Ich möchte gar nicht so sein.  
 Und schilt sie mich, das wäre nicht recht —  
 Ich bin ja das neue, das junge Geschlecht!

Sie wollte Theodor Baumert zwingen, die letzte Strophe mitzusingen.

Dieser rief böse: „Was weißt du vom neuen, vom jungen Geschlecht? Das muß ganz anders sein als so töricht lachend und kindisch lustig.“

„Wie denn, Herr Pastor?“

„Nicht nur gut und froh.“

„Was sonst noch?“

„Gut und stark!“

Des Knaben Augen leuchteten.

## Viertes Kapitel

(Aus Pastor Emanuels Aufzeichnungen)

... Mein Sohn weiß von diesen Aufzeichnungen über ihn so wenig wie von meiner Liebe zu ihm. Beides ist heimlich. In diesen Aufzeichnungen lege ich meinem Gott und Herrn Rechenschaft ab, wie ich meine Vaterpflicht erfülle. Das muß in meinem Kämmerlein geschehen. Meine Liebe aber würde der Knabe gar nicht verstehen. Wie sollte er? Er kennt ja nicht ihre Geschichte. Und auch dann — Kinder können nicht wissen, wie sie geliebt werden. Diese Erkenntnis kommt ihnen erst, wenn sie selbst Kinder lieben. Das ist

dann die große Liebe ihres Lebens, die zugleich ihres Lebens großer Schmerz ist.

Denn wir leiden um unsre Kinder. Unser Schmerz um sie schlägt unsre Elternseele an ein Kreuz. Wir könnten unser Blut für sie fließen lassen; aber wir würden sie durch unser Blut vom Leid der Welt nicht erlösen. Darum ist unsre große Elternliebe zugleich unser großer Schmerz.

Was bedeutet es, daß ich dieses niederschreibe? Ich, Emanuel Baumert, von meiner Liebe zu meinem einzigen Sohn, dem Gottgesenkten! Ich sollte von meinem großen Vaterglück schreiben. Aber ich bleibe stumm.

Fünfzehn Jahre erbat ich ihn; fünfzehn Jahre kämpfte ich um ihn: „Herr, Herr, ich lasse dich nicht; du segnest mich denn mit einem Sohn!“

Ich wurde gesegnet, und mein Weib starb dieses Segens willen; ich wurde gesegnet, und mein Weib schied sich sterbend von mir. Denn sie sagte mir: „Lasse deinen Sohn nicht Geistlichen werden!“ Sterbend wollte sie an diesem lange und heiß ersuchten Knaben nicht teilhaben; sterbend sagte sie sich los von ihrem eigenen Kinde, dieses nur mein Kind nennend.

So ward denn der Knabe mein Sohn; und er ward meine große Liebe. Daß er mein Sohn nicht in allem ist, ward allmählich zu meinem großen Schmerz, meiner Angst, meiner Dual. Denn er muß schon jetzt in jedem Pulsschlag, jedem Atemzug mein Sohn sein, wie dereinst später in jedem Gedanken, jeder Empfindung.

Fünfzehn Jahre rang ich feinetwillen mit Gott; jetzt werde ich mein Leben lang mit ihm selber ringen müssen, damit er mein Sohn sei, an dem ich Wohlgefallen habe.

Ich und du, Herr, dem er dereinst dienen soll in dieser neuen Zeit, als einer des neuen Geschlechtes.



In dem Geist der alten Zeit und des alten Geschlechtes erziehe ich meinen Sohn. So muß es sein. Es ist ein gar

mühsames Amt und sollte doch ein leichtes sein; es sollte mich beglücken und erfüllt mich doch mit Sorge und Furcht. Denn in dem Knaben ist etwas, das mir mein hohes, herrliches Vateramt zur Beschwerde und Sorge macht. Gewiß ergeht es andern Vätern mit ihren Söhnen ebenso; aber es ist wider die Natur.

Ich beobachte ihn beständig, belaufe ihn förmlich. Jede seiner Regungen bewache ich. Es muß heimlich geschehen; denn er darf es nicht merken. Es würde ihn scheu und verschlossen machen. Scheu und verschlossen gegen mich, für den seine Seele ein aufgeschlagenes Buch sein muß, auf dessen noch leere Seiten ich mit starker Hand meine Schrift setzen will: Geist von meinem Geist. Sie muß geschrieben sein mit unverlöschlichen Lettern. Eingraben muß ich meine Schrift in meines Sohnes junge Seele. . . .

Ihn nicht scheu und verschlossen machen — sagte ich. Als wäre er's nicht bereits! Und das mir gegenüber — mir! Vielleicht bilde ich mir's nur ein. Ich bin sehr streng mit ihm. Das muß ich. Auch mein Vater war streng gegen mich; und ich bin meines Vaters Sohn. Streng gegen mich war auch Gott; denn er ließ mein Weib an meinem Sohn sterben. Wie schrie ich auf zu ihm! Daß ich das gar nicht vergessen kann.

Vergessen will ich es nicht. Ich will es Gott beständig vorhalten. Anklagen will ich Gott deshalb! Was ich am Grabe meiner Frau sprach: „Der Herr hat es gegeben, der Herr hat es genommen“ — mein Preisen des Herrn an der offenen Gruft dünkt mich zuzeiten eine Lüge. Ich muß sie zur Wahrheit machen. Ich muß erkennen, daß Gott mich durch den Tod meines Weibes — durch seine Strenge — züchtigte, weil Gott mich liebt. In diesem strengen Sinne will ich meinen Sohn lieben.

⊕

⊕

⊕

Mein Sohn belog mich. Herr, Herr — mein lieber Sohn belog mich! Weshalb tatest du mir das an? Hättest

du mir lieber auf das Herz geschlagen, lieber mein Herz zermalmt.

Das hast du getan! Zermalmt hast du mein gläubiges Vaterherz! Denn — mein Sohn belog mich!

Mußtest du mich so grausam züchtigen in deiner Liebe? Mich züchtigen durch die Lüge meines Sohnes? Durch das Häßlichste, Feigste, Schändlichste!

Ich fragte ihn: „Warum belogst du mich?“ Er blieb stumm. Ich drang in ihn: heiß und heftig. Er blieb stumm. Ich schlug ihn. Er sah mich aus tränenlosen Augen an und — blieb stumm. Die Tränen, die er nicht weinte, vergoß meine Vaterseele. Das mußte er merken; denn dann sprach er. Er sagte:

„An meiner Lüge trägst du selbst die Schuld.“

„Ich selbst?“

Ich schrie es auf, als ob ich zu meinem Gott rief.

Mein Sohn sagte mir: „Du erziehst mich zur Lüge.“

Ganz ruhig sagte er mir das Ungeheuerliche — ganz ruhig! Es war nicht mein gestrenger Gott, der mein Herz zermalmt; es war mein lieber Sohn.

Solche Schuld auf mich zu häufen, solche Anklage gegen mich zu erheben. Und das von meinem Sohn gegen seinen Vater.

Wenn es wahr wäre —

Lüge, Lüge, Lüge!

Wie soll ich der Lüge begegnen? Wie sie ausrotten? Mit welchen Mitteln? Ja — und wodurch kam die Lüge in des Knaben Seele?

Wodurch?

Er hat es mir ja doch gesagt! Mir ins Gesicht hinein! Ganz ruhig und gelassen!

Womit soll ich mich selbst strafen? Nicht etwa weil ich mich schuldig fühle, sondern weil mein Sohn mir die Lüge ruhig und gelassen ins Gesicht sagen konnte.

Ich muß finden, womit ich mich selbst strafen kann. Es muß eine grausame Strafe sein.



Auch darüber grolle ich noch immer mit meinem Weibe, daß sie das Neugeborene der Wellerin an die Brust legen ließ. Ich wollte es nicht, ich widersetzte. Leider widerstand ich nicht. Mein Weib war zu schwer krank, um ihrem Wunsch zu widerstehen. Diese Schwäche rächt sich nun, und das an meinem Sohne sowohl wie an mir. Durch die Milch jener Unzüchtigen kam etwas Unreines in meines Sohnes Seele — kam die feige, fluchwürdige Lüge in ihn. Nur so kann es gekommen sein. Ich darf meine Hände auf mein Herz legen und mich frei von dieser erbärmlichen Sünde sprechen. Und mein Weib war selbst im Sterben noch die heilige Wahrheit, denn sterbend tat sie mir das Schlimmste an, in ihrer grausamen Wahrhaftigkeit von mir fordernd, mein Sohn solle nicht Geistlicher werden.

Nun verkehrt er beständig heimlich bei der Wellerin, deren Muttermilch er zugleich mit ihrem unehelich geborenen Kinde trank; nun belügt er mich beständig . . .

Heute begab ich mich zu der Frau, die noch immer von einer außerordentlichen, verführerischen und verderblichen Schönheit ist, sich übrigens einsam und sittsam hält. Ich forderte von ihr, ihrer Tochter den Verkehr mit meinem Sohne zu verbieten, wie ich das von meinem Sohne verlangte.

Sie fragte mich: „Weshalb?“

„Weil ich nicht will, daß mein Sohn mit Euch und Eurer Tochter irgendwelche Gemeinsamkeit habe.“

„Solche hat er bereits, da er meiner Tochter Milchbruder ist. Teil hat Ihr Sohn an mir und meiner Tochter.“

„Das leugne ich.“

„Meine Tochter ist ja doch eine Christin, Herr Pastor. Sie selbst taufte sie. Die heilige Taufe wird ja wohl das Schandmal von ihrer Stirn gewaschen haben.“

„Nicht aus ihrer Seele.“

„Sie sind streng, Herr Pastor.“

„Sagt Ihr mir das?“

„Sie sind strenger, als unser Herr Jesus Christus war.“

„Weil ich meinen Sohn vor Euch schützen will!“

„Weil Sie der Ehebrecherin nicht würden vergeben haben. Und ich brach nicht einmal die Ehe.“

„Ich richte nicht.“

„Sie suchen auch nicht die Sünde der Mutter an dem Kinde heim? Denn meine Liebe zu dem Vater meines Kindes war ja wohl eine Sünde?“

„Ihr tattet damals groß damit, tut es noch heute.“

„Ich verberg meine Sünde nicht, schämte mich ihrer nicht.“

„Ja, Ihr waret schamlos.“

„Hätte ich mich meiner Liebe etwa schämen sollen, Herr Pastor?“

Auch heute konnte ich dem Weibe nicht beikommen. Mehr als je wurmt mich daher heute, daß mein Sohn teil an ihr und ihrer Tochter hat — wie sie es nannte; mehr als je wolle ich heute meinem Weibe, daß sie dieses verschuldet hat. Denn eine Schuld ist es! Und das an dem Knaben, von dem sie sterbend sagte, ich sollte ihn nicht Geisilichen werden lassen.

Weshalb nicht Geisilichen? Weil sie glaubte, er könnte ein falscher Diener des Herrn sein? Ich, sein Vater, bin es doch nicht.

⊕

⊕

⊕

Das Wort der Wellerin über meine Unduldsamkeit traf mich nicht; es macht mich jedoch nachdenken. Es macht, daß ich in mich schaue, daß ich mich prüfe und Gericht über mich halte.

Ich bin nicht unduldsam! Wohin kämen wir in unsrer Zeit, wäre ein Geisilicher duldsam im Sinne jener Frau und würde detartige Fehlritte entschuldigen und beschönigen? Hierzulande lebt ein Menschenschlag, gierig nach dem Genuß des Lebens, seiner zügellosen Begierde folgend. Jede Kirchweih wird in den Dörfern zur Orgie. Und diese wüßten Feiern sollen Weiheseste der Kirche sein! Was von der neuen Zeit zu mir dringt in mein stilles Pfarrhaus unter der Linde, gleicht solchen ländlichen Saturnalien: die neue Jugend will genießen — genießen — genießen. Was sich ihrer Genuß-

gier hemmend in den Weg stellt, betrachtet sie als ihren Todfeind. Ihre Genußgier kann nichts sättigen. Sie zu befriedigen, geht sie über den Leichnam der alten Zeit, die die Zeit ihrer Väter und Mütter ist. Sie geht über den Leichnam ihrer Väter und Mütter. Und da sollte ich, ein Verkündiger des Herrn, duldsam sein gegen ihre Unsittheit? Wäre ich das im Sinne unster heutigen Jugend, so müßte ich meinen Priesterrod zerreißen und vor dem Altar mich selbst als einen unwürdigen Diener des Herrn bezichtigen. Keine Zeit bedurfte eines strengeren Hüters seines Amtes, das ja doch ein heiliges ist.

Schärfer als die Anklage des zuchtlosen Weibes brennt mich die Lüge meines lieben Sohnes. Gott ist die Wahrhaftigkeit. Diesem wahrhaftigen Gott soll mein Sohn dienen. Und — er lügt! Und er sagt mir ins Gesicht hinein: „Du trägst daran die Schuld!“ Ich fand noch immer nicht, womit ich mich selbst streng genug züchtigen kann, weil mein Sohn imstande war, solches Wort wider mich auszusprechen. Es ist ein Wort der Verdammnis.



In meinem Dorfe haben sich zwei Liebesleute das Leben genommen. Sie ertränkten sich in der Elm. Dergleichen geschah noch nie. Wie konnte es nur geschehen? Hier auf dem Lande, in dem Idyll von Thüringen, ein derartiges Drama!

Ein Zeichen der neuen Zeit; eine Tat des jungen Geschlechts!

Der Genußgier der beiden ward durch die Eltern ein Hindernis gesetzt. Sie besaßen keine Gottesliebe, also auch keine Gottesfurcht. So geschah es denn. Nur so konnte es geschehen! Es ist furchtbar, daß ich es aufschreiben muß.

Und das Furchtbarste ist: Ich muß aufschreiben, daß die beiden Kinder meiner Gemeinde waren; von mir getauft; von mir in der Christenlehre unterwiesen; von mir dem Herrn

zugeführt; von mir durch das heilige Abendmahl mit dem Herrn verbunden . . .

Ich schloß mich in mein Kämmerlein, betete und rang den ganzen Tag, die halbe Nacht. Die Sache frißt an meinem Herzen. In meiner lieben Gemeinde zwei Selbstmörder! Selbstmörder aus solchem Grunde! Fällt das nicht auf mich? Bin ich für diese zwei nicht verantwortlich? Hätte ich nicht besser wachen müssen?

Wie — wie? Sie lassen mich ja nicht an sich heran. Unter ihnen befinden sich manche, die mich als ihren Feind betrachten. Und ich soll doch ihr Seelsorger sein! Schlecht sorgte ich für ihre Seelen, daß solche Tat unter ihnen geschehen konnte.

Ich rang und betete noch, als an die Thür geklopft ward. Mein Sohn war's. Er wollte zu mir. Also öffnete ich. Wie sah der Knabe aus! Totenblaß, mit weit offenen Augen, Entsetzen im Blick.

Ich rief: „Was ist dir geschehen?“

„Ich sah die zwei Toten.“

„Die Unseligen!“

„Sie hatten sich lieb. Man duldete nicht, daß sie sich lieb haben sollten; man wollte sie trennen. Da starben sie.“

„Als Todsünder.“

„Wenn sie sich aber doch lieb hatten!“

„Lieber Sohn . . .“

Und ich wollte versuchen, ihm die Schuld der beiden unseligen Menschen verständlich zu machen.

Er aber fragte mich: „Im Dorfe sagten sie, du wolltest den beiden Toten kein christliches Begräbniß geben. Ich sagte ihnen: sie lögen.“

„Das sagtest du den Leuten? Du!“

„Als dein Sohn mußte ich ihnen das sagen; da es ja doch gelogen ist.“

„Es ist nicht gelogen.“

Gott, Herrgott, wie sah mich der Knabe an. Wie sah

mich mein Sohn an! Meine Seele bebt noch vor Entsetzen über meines Sohnes Blick, als er hinfiel, mir zu Füßen, und mir zu Füßen dalag wie tot.



Mein Sohn ist schwer krank. Er fiebert, phantasiert und kennt mich nicht. Ich versuche zu beten, versuche zu ringen mit meinem gestrengen Gott um meines Sohnes Leben. Ich versuche es nur.

Inzwischen ließ ich die beiden Selbstmörder begraben. Meiner Überzeugung getreu, gab ich ihnen kein christliches Begräbniß. Wie hätte ich das können? Der Mensch muß ja doch nach seinen Überzeugungen handeln. Das muß jeder Mensch. Wie viel mehr ein Geistlicher.

Meine Gemeinde grollte mir. Ich muß es hinnehmen. Am Sonntag war die Kirche fast leer. Es ist für mich ein großer Schmerz. Dazu meines Sohnes Todkrankheit. Die Prüfung ist hart.

Trost und Stütze finde ich an der Gräfin-Mutter. Sie versteht mich. Dagegen benimmt sich die junge Gräfin scheu gegen mich, und ihre Tochter, die mir teuer ist wie mein eigenes Kind, hält es mit meiner lieben Gemeinde. Bitterer als deren Groll trifft mich die sichtliche Abneigung des Mädchens. Und es ist doch noch ein Kind.

Todkrank ist mein Sohn . . . Ich denke an die fünfzehn Jahre des Flehens und Hartens; ich denke an seiner Mutter Tod: weil er uns geboren ward — weil er mir geboren ward! Ich denke, wie er seitdem jede Stunde meines Lebens meine Liebe, meine Sorge und Angst war. An alle die Pläne und Hoffnungen für sein Leben denke ich; und —

Ich versuche nicht mehr, dieses heißgeliebte Leben durch Flehen und Kampf dem Herrn abzurufen. Er weiß, was nottut. Sein Wille geschehe.

Wenn nach seinem Willen mein Sohn sterben sollte, so — werde ich auch diesen seinen Willen preisen, wird da-

durch auch mein Leben vernichtet und unnütz gemacht. Ich will mit Gott nicht grollen, wie meine Gemeinde und das feine Kind oben mit mir. Stillhalten will ich.

⊕

⊕

⊕

Wie der Knabe fiebert und phantasiert; wie mein Sohn leidet. Und ich bin so hilflos, so hilflos!

⊕

⊕

⊕

Die Tochter der Wellerin umschleicht stundenlang das Haus. Diesen Morgen fand man sie eingeschlafen auf der Schwelle. Sie hat die ganze Nacht vor dem Hause gewacht. Ich möchte sie lieben um der Sorge willen, die sie für meinen armen Knaben hat. Es ist jedoch die Tochter der Wellerin. Ich mußte sie daher mit harten Worten fort-schiden.

Auch der Sohn meines Kantors erweist Theodor Bruderliebe. Wie hell ist der Knabe! Er wird gewiß seiner Eltern sonnige Freude sein. Sie haben ein ganzes Nest voll lieber guter Kinder, die Glücklichen, die Gesegneten. Mein einziger Sohn ringt mit dem Tode; sein Vater kann ihm nicht helfen, muß seinen Sohn sterben lassen — diesen Sohn!

In meiner Gemeinde hat niemand Mitleid mit mir. Sie zeigen es mir, wollen mir damit wehe tun. Es gelingt ihnen auch. Sie sind mitleidslos gegen mich, weil ich jenen Übeltätern kein christliches Begräbniß geben ließ, weil ich meiner Überzeugung folgte, meine Pflicht tat.

⊕

⊕

⊕

Mein Sohn wird leben!

Gott, ich danke dir; Herrgott, ich preise dich!

⊕

⊕

⊕

Ich darf dem mir durch Gottes Gnade zum zweitenmal geschenkten Sohn meinen Jubel über seine Rettung nicht zeigen — so wenig wie meine Liebe, Sorge, Angst.

Er ist still und sanft — ist fern und fremd. Ist fern und fremd gegen mich!

Aber ich fand die Strafe, die ich für mich suchte und die ich nun geduldig für meine allzu schwache Vaterliebe hinnehmen will.

Bis jetzt leitete ich meines Knaben Unterricht. Es waren für mich Stunden des Glücks, Stunden des Lebens. Der Knabe ist so klug! Erst zehn Jahre ist er, und ich konnte schon beginnen, mit ihm Vergil zu lesen — Vergil mit meinem Sohn!

Nun entschloß ich mich, ihn von mir zu geben. Was dieser Entschluß mich kostet, wissen nur ich und mein Gott. Für meinen Sohn ist es indes am besten und für mich gilt es — eben als Strafe für meine allzu große Vaterliebe, die eben doch Vaterschwäche ist.

Ich lege seine Erziehung in eine andre Hand. Es ist die Hand eines vortrefflichen Mannes. Immerhin bleibt es die Hand eines Fremden, die fortan meinen Sohn führen wird.

Nach Weimar soll er kommen, bleibt mir also nahe. Ich werde ihn dann und wann sehen dürfen; er wird mir nicht ganz entrückt.

Die Vorbereitung für seinen Eintritt in das Christentum behalte ich mir vor. Das ist mein Vaterrecht! Nur von mir soll er in das göttliche Mysterium eingeführt werden. Ich machte also mit seinem zukünftigen Erzieher aus, daß er in jener Zeit jeden Sonnabend herüberkommen und bis Sonntagabends bleiben darf. Das ist mir eine große Beruhigung. Ein wahrer Trost! Und eines Trostes bedarf ich, obgleich meine Seele jubelt, daß mein Sohn mir erhalten blieb.

Wäre er nur nicht so fern und fremd —

⊕

⊕

⊕

Auch das muß geschehen. Ich muß um meine Gemeinde von neuem werben. Dienen muß ich um die Liebe, das

Vertrauen, den Glauben meiner Gemeinde. Von neuem anfangen muß ich.

So wird denn mein Leben ein schweres und kampfreiches sein, wie es seither gewesen ist. Das soll gewiß keine Klage sein. Ich spreche es nur aus. Möge es noch schwerer, noch kampfreicher werden, habe ich doch meinen Sohn.

Mein Sohn lebt!

⊕

⊕

⊕

Ich machte ihm die Mitteilung, daß er sich zum Herbst von mir trennen soll; und ich glaubte, ihm dadurch einen großen Schmerz zufügen zu müssen.

Ich törichtster alter Mann!

Mein Sohn freut sich, von mir zu gehen.

Es ist das gewiß Knabenart; ich habe sicher genau ebenso empfunden.

Aber wenn unsere Kinder wüßten —

## Fünftes Kapitel

Und doch gab es ein heißes Abschiednehmen. Es galt nicht dem Vater. Theodor litt heftig unter dieser „Roheit“ — wie er seine kühle Empfindung in einem schmerzlich erregten Augenblick bei sich selbst nannte. Er versuchte sich zu zwingen, dem Vater gegenüber Trennungsschmerz zu empfinden, dünkte sich schändlich, daß es ihm nicht gelang, anders zu fühlen. Er erkannte den Kampf in seines Vaters Seele; beobachtete, wie dieser sich bemühte, sein Leid zu verbergen; ahnte, was der alternde Mann mit dieser Trennung dahingab; empfand Mitleid mit dem Einsamen und — freute sich auf das Davongehen. Ja, er hätte innerlich gejubelt, sich befreit gefühlt wie von einem Druck, einer Last, wäre nicht das Scheiden von der Heimat gewesen, das Abschied-



nehmen von der Wassermühle und dem Schloßberge — von Ingrid und der Jakobe.

Der Abschied fiel in den Oktober, die wehmütigste und zugleich prächtigste Jahreszeit, in der die Natur ihren golddurchwirkten Purpurmantel umwirft, die Krone von blassen Herbstzeitlosen sich aufsetzt und die Erde mit Früchten überschüttet, mit überschwenglicher Fülle. In den Gärten war die Ernte von Pflaumen und Äpfeln; die Hausfrauen sorgten für ihre Wintervorräte; Gänseherden bevölkerten die Stoppelfelder, und auf den Almwiesen wurde das Grummet eingebracht. Der Altweibersommer ließ seine silberweißen Gewebe segeln. Es zogen die Vögel davon: Störche, Reiher und Wildgänse in langen Ketten. Aus hohen Lüften drang bisweilen ein stolzer Schrei zu der herbstbunten Erde hernieder. Wie ein Trompetenstoß Klang's, der die fortziehenden Völker in Reihe und Glied hielt. Auch das war Abschied.

Theodor half in der Wassermühle der Wellerin das Grummet ernten. Auch Ivo König war dabei. Ivo König durfte in der Heimat bleiben mit seinem lichten Gesicht und leuchtenden Wesen. Wie leicht der Kantorssohn das Leben nahm! Als sei es eine ununterbrochene Reihe von Festtagen. Seine Seele befand sich beständig in der Sonne, während über seinem Gefährten stets etwas Schweres und Dunkles lag. Alle mußten ihn lieben. Auch die Jakobe, das Herlein, welches eine große Schauspielerin werden wollte. Was das war, würde Theodor ja wohl jetzt in Weimar erfahren.

Weimar . . . Ein Schauer überlief den Knaben: der Name hatte solchen Feierklang! Schiller und Goethe hatten in Weimar gelebt, waren in Weimar gestorben. Theodor las „Don Carlos“. Er mußte ihn heimlich lesen, denn sein Vater bestimmte seine Lektüre. Ivo steckte ihm das rote Reclam-Büchlein zu. Nachdem er gelesen, war ihm zumute, als müßte er etwas tun; irgend etwas Großes. Sterben für irgend etwas. Und dieses Herrliche zu lesen, hatte sein Vater ihm nicht erlaubt; denn —

„Das verstehst du noch nicht!“

Von Goethe kannte er nichts. Aber Jvo König sprach den Namen aus mit einer Stimme, einer Miene, als spräche er den Namen von etwas Geheimnisvollem, Überirdischem, Göttlichem. Der dritte hohe Name war dann: „Weimar“. Er schien von jenen beiden andern Namen unzertrennlich zu sein. Diesen erhabenen Dreiklang sollte er nun erleben. Es würde ein Rauschen und Brausen sein wie vom Himmel herab.

Einstweilen vernahm er noch das sanfte Rieseln der Fimwellen. Bei dem glanzvollen Herbstwetter trodnete das geschnittene Gras im Umsehen. Die Kinder häuften es und machten aus der Arbeit eine Herbstfeier. Auf einem Stücklein Kartoffelader, das zur Wassermühle gehörte, gruben sie die liebe Erbsfrucht aus, brieten sie köstlich braun in der glühenden Asche und hielten unter dem strahlenden Herbstlaub ein Festmahl. Schmausend leisteten sie das Gelübde, voneinander nicht zu lassen: „Niemaß!“

Es kam der letzte Sonntag im Schlosse und er brachte den Abschied von Ingrid. Nach der Mittagstafel besuchten die Kinder miteinander sämtliche Lieblingsplätze im Park. Beide hatten das dunkle Gefühl: „Jetzt wird es anders! Jetzt kommt ein neuer Lebensabschnitt, mit dem das Alte, das Schöne und Schimmernde aufhört.“

Ingrid sagte: „Ich freue mich, daß du fortgehst. Es ist bei uns alles so eng. Ich weiß nicht, ob du mich verstehst? Sieh doch nur, wie weit wir hier über Berge und Täler hinschauen, in alle Fernen hinaus. Und dann zu Hause — ich kann dir's auch nicht sagen. Meine Eltern möchten es zu Hause weniger eng machen, können es nicht, müssen alles beim alten lassen, bei dem ich nicht Atem holen kann. Großmutter nennt es: die Tradition der Familie. Sie soll viele Jahrhunderte alt sein und gilt bei uns mehr als der liebe Gott. Meine Eltern fürchten sich davor, beten sie jedoch auch an, müssen sie anbeten. Was ist es nur damit, daß sie solche Macht hat?“

„Sie wird wohl die alte Zeit sein, davon wir so viel

hören, und die uns Junge doch nichts angeht. Oder kümmert sie dich?"

Leidenschaftlich rief das Kind: „Ich hasse sie! Sie geht bei uns um wie die graue Frau, die unsre Ahnin gewesen sein soll. Warum bleibt sie nicht in ihrem Grabe? In unsrer Gruft muß es sich recht gut liegen. Wenigstens recht still. Als ich ganz klein und recht unartig war, hieß es immer: ‚Warte du! Die graue Frau kommt und holt dich!‘ Das sagten meine Wärterinnen und die Mägde. Nun ich größer geworden und ungezogen geblieben bin, will mich Großmutter mit der alten Zeit und der Tradition des Hauses erschrecken und artig machen. Meine Eltern möchten den Spuß gern fort haben, leiden darunter und — glauben doch daran. Mich macht das gasstige Gespenst böse: zu einem unartigen, schlechten kleinen Ding. Jawohl, du dummer Theo — böse und schlecht macht es mich.“

Theodor sah seine Freundin mit heimlicher Bewunderung an. Wie schön sie war in ihrem kindischen Zorn über sich selbst und wie klug sie reden konnte. Was sie klar aussprach, dachte er nur. Vielmehr: er fühlte es. Unten im Pfarrhause war es nicht anders als hier oben im Schlosse. Womöglich noch ärger. Aber jetzt ging er fort.

Unwillkürlich rief er aus: „Kämst du mit!“

Sie jubelte auf: „Hinaus, hinaus! O du! Das wäre! Dann wollte ich — atmen wollte ich! Und klug werden! Denn jetzt bin ich noch ein kleines dummes Ding. Laß mich nur erst groß sein, dann, Theo — dann werden sie sehen! Wie sagtest du einmal? Wir müßten nicht nur gut und froh, sondern auch stark sein. Das habe ich nicht vergessen, das werde ich niemals vergessen.“

So schieden die beiden treuen Kameraden: gut und rein, froh und stark in ihrer Jugend, der die Zukunft gehörte. . . .

Dann brachte Pastor Emanuel seinen Sohn nach Weimar. Das Andreasinstitut lag auf der Höhe gegenüber der „Altenburg“, die Franz Liszt mit der Fürstin Karoline von Wittgenstein bewohnt hatte. Es war also auch klassische Stätte.

Im Grunde tauschte Theodors lieber Heimatfluß, die grüne Elm, lagen das prächtige Residenzschloß und der Park, den Goethe geschaffen hatte, darin das umschattete helle Häuschen am Stern stand, ein Heiligtum deutscher Nation. An dem altertümlichen Hause des Instituts vorüber führte es zwischen Feldern und Fruchtbarkeit nach Tiefurt. Der Leiter der Anstalt stammte aus Schulpforta und war durch Charakter und Wesen berufen, eine gute Jugend für ein neues Geschlecht kraftvoll zu erziehen. Seiner großen Verantwortlichkeit voll sich bewußt, lenkte er Seele und Geist der ihm anvertrauten Knaben, einen jeden nach seiner eigensten Natur, die zu ergründen und zu entwickeln dem vortrefflichen Mann ein Hauptparagraph seiner Lehrmethode war. Einer der ehrwürdigsten regierenden Fürsten Deutschlands hatte ihm seinen jungen Sohn übergeben, mit dem dringenden Wunsche: der Prinz sollte als Bürger erzogen werden, durchaus gleichberechtigt, durchaus gleichgestellt mit jedem andern tüchtigen Mitglied der menschlichen Gesellschaft. Der fürstliche Knabe sollte so wenig einen Standesvorteil haben wie ein Standesvorurteil. Dadurch hoffte der Herzog seinen zärtlich geliebten Sohn am besten für das Leben vorzubereiten, das auch für Prinz Andrea Arbeit und Mühe sein sollte.

Theodor Baumert ward nach sorgfältiger Prüfung der Klasse zuerteilt, darin der Prinz sich befand. Der Professor brachte den Pastorssohn aber noch näher mit dem zukünftigen Erben großer Reichtümer und fürstlicher Landsitze in Beziehung, indem er ihn mit wohlervogener Absicht zu dessen Stubengenossen machte: das ernsthafte und feste, zugleich klare und reine Wesen Theodors sollte auf das immerhin etwas standesbewußte Prinzlein von gutem Einfluß sein. So begann denn der Sohn des kleinen Dorfgeistlichen sein neues Leben mit einer Auszeichnung. Sein Vater bemühte sich, von der Sache bescheiden zu denken, konnte indessen nicht verhindern, unchristlichen Stolz zu empfinden: sein Schmerzenssohn war eben doch ein prächtiger Knabe! Auch

die Gräfin-Mutter würde sich freuen. Zu seinem Bestreben ließ diese bei der Mitteilung des Ereignisses in ihrer feinen Art den Vater merken, daß sie dem Sproß des großen Hauses einen adeligen Kameraden gewünscht hätte, wie sie denn des Prinzen Unterbringung in einer bürgerlichen Erziehungsanstalt für höchst unpassend erklärte, ein Zeichen der Zeit, das zu ihrer Zeit unmöglich gewesen wäre: „Schlechterdings undenkbar, lieber Pastor.“

Theodor fühlte kein Heimweh. Aber in den langen Berichten, die er jede Woche seinem Vater senden mußte, schrieb er manches, was ihm nicht vom Herzen kam: seinem Vater zuliebe, mit dem er wiederum tiefes Mitleid empfand. Und wiederum war er sich der Lüge bewußt, die doch seinem ganzen Wesen zuwider war. Keinen andern Menschen hätte er jemals belügen können; nur seinen Vater! Auch gegen sich selbst war er wahrhaftig genug, es einzugestehen, und er litt schwer darunter. War es wirklich Mitleid mit dem einsamen Manne, dessen ein und alles er war? Denn Theodor erkannte, daß er von seinem Vater heißer geliebt ward, als dieser seinen Herrn und Heiland liebte. Aber war es Mitleid? War es nicht Furcht, Feigheit? . . . Ja! Er mußte erkennen, daß er seinem Vater gegenüber furchtsam und feig war. Auch das war seines Vaters Schuld. Nicht nur zum Lügner machte er ihn, sondern auch zum Feigling.

In seinen wöchentlichen Berichten sollte er über alles strenge Rechenschaft ablegen. Besonders über sein Verhältnis zu Gott. Er sollte beständig scharf in sich blicken, beständig im Gebet mit Gott ringen, wie Pastor Emanuel tat. Um mit Gott ringen zu können, mußte er dessen lebendiges Wesen empfinden. Also fuhr Theodor als Knabe fort, was er schon als kleines Kind getan: der Gottgeschenke ward mehr und mehr zum Gottsucher. Und niemand, dem er sich auf diesem seelischen Suchgang anvertrauen konnte. Seinem Vater am allerwenigsten. Diesem niemals!

In der Anstalt auf dem lieblichen Hügel der Altenburg herrschte ein fröhliches Leben. Es war ein gesundes Leben,

kräftig wie der Wind, der über Weimars Hochebene hinwegte. Die Knaben, die auf der freien Höhe zu guten, tüchtigen Menschen herangebildet werden sollten, durften nach Herzenslust wilde Jungen sein; sie durften jubeln, jauchzen, toben und tollen, durften Jungensstreiche verüben. Nur durften es keine schlechten Streiche sein; und wurde ein Bögling bei einer Blige ertappt, so kam er an einen moralischen Schandpfahl zu stehen. Sie war der Sünden allergrößte, allerverächtlichste. Theodor Baumert, der beständig seinen Vater belog, begann sich selbst zu verachten.

Täglich unternahmen die Böglinge in verschiedenen Abteilungen weite Spaziergänge. Jede Schar begleitete ein Lehrer. So lernte Theodor Weimars heiliges Land kennen. Man führte die Knaben in das Schillerhaus, und abends wurde Schiller gelesen. Vorüber am Goethehause am Frauenplan ging es hinaus nach Belvedere, und unterwegs erzählte der Mentor seinen Telemachen von dem wunderbaren Manne, welcher der Menschheit das höchste aller Sittengesetze gegeben hatte: „Edel sei der Mensch, hilfreich und gut!“ Theodor sah Goethe und Schiller in ihren Standbildern vor dem Theater und blickte mit ehrfurchtsvollem Staunen zu den beiden hehren Vereinigten empor, von denen jeder dem Andern seinen Ruhmeskranz gönnte. Er hörte von Herder und Wieland, von Karl August und der Herzogin Amalie, betrat alle die Stätten, auf denen jene Erlauchten gewandelt, und die sie geweiht hatten. So ward selbst der Boden unter seinen Füßen für ihn zum Erzieher und Bildner.

Eines Abends durften die Böglinge das Theater besuchen. „Göz von Berlichingen“ wurde gespielt. Also das war das Schauspiel! Gab es Höheres, Herrlicheres? War das nicht das Höchste? Eine Religion? Jedenfalls hielt der Knabe das Schauspielhaus in Weimar fortan für einen Tempel, darin eine Gottheit thronte. Er mußte viel der kleinen Wellerin und ihres großen Wortes gedenken: „Schauspielerin will ich werden!“ Also Priesterin! Sein Vater sprach von derartig hohem Wesen wie von einem Dinge, mit

dem er nichts Gemeinsames hatte. Auch hierin dachte sein junger Sohn anders, ganz anders. Wie kam das nur? Es war nicht seine Schuld, in allem anders zu denken und zu fühlen. Es war eben so. Sein Vater würde sicher der neuen Zeit, dem jungen Geschlecht die Schuld geben: Schuld an allem Schlimmen und Schlechten.

„Neue Zeit — junges Geschlecht . . .“

War die Zeit nicht stets eine junge Zeit? Also mußte auch das Geschlecht stets ein junges sein. Konnte Jugend schlecht und schlimm sein?

Nach der Aufführung des „Göz“ schrieb Theodor an seine ehemalige Gespielin einen langen Brief, darin jedes Wort glühende Begeisterung atmete. Seinem Vater verschwieg er die große Begebenheit und fühlte sich deswegen von neuem schuldberuht.

Er verschwieg noch mehr: daß er selbst an einem Drama schrieb! Er tat es mit Schauern in der Seele, als beginge er ein Mysterium, dessen Weihen er niemals würdig sein könnte. Denn — ein Dichter!

Pastor Emanuels Sohn —

Das alles hatte Weimar an ihm vollbracht.

## Sechstes Kapitel

Mit seinem Stubengenossen gab es allerlei Kämpfe: die Gegensätze waren zu große; und das Prinzelein kam von seiner Art so leicht nicht los. Wie sollte es auch so schnell frei werden von dem, was sein Erbe und Blut war? Die Fürstenart wurzelte durch Jahrhunderte so fest in des Knaben Innersten, wie in Theodors Seele seine Eigenart. Er besaß dazu gleiches Recht wie eines jeden Vaters Sohn. Man hätte sie ihm daher lassen sollen. Aber der Herzog wollte in seinem Sohne einen starken Drang erwecken nach neuen

Anschauungen, neuen Errungenschaften, neuen Entwicklungen und Fortschritten. Der regierende Herr dachte freier und weiser als der fromme Gottesmann und die Leute im Schlosse auf der grünen Bergkuppe, die über das deutsche Land mit schier unbegrenztem Horizont hinschauten.

Übrigens besaß Prinz Andrea den besten Willen, sich den Erziehungsprinzipien seines Herrn Vaters zu fügen. Die gute Absicht ward ihm nur durch seine Natur erschwert. Seinem bürgerlichen Stubengenossen gegenüber klagte er sich in weichen Stunden bisweilen auf das heftigste an, was Theodor immer wieder mit den Unarten des Prinzleins verjöhnte. Einmal rief er verzweiflungsvoll aus: „Das ist alles recht schön und gut. Aber was will mein Vater damit? Ich bin nun doch einmal sein Sohn! Genau wie mein Bruder, der Erbprinz, der in Potsdam bei der Garde steht. Mit mir wird eben ein Experiment gemacht. Wozu? Ich kann ja später doch nicht wie ein Bürgersohn leben. Also wozu? Hier gefällt mir's recht gut. Ich bin lustig mit den andern Jungen, spiele mit ihnen, lerne mit ihnen, prügle sie und lasse mich von ihnen prügeln. Es ist mir ganz recht, hier nicht Hoheit zu sein und keine Lafaiengrimassen zu sehen. Aber — wozu? Ja, und du, Pastorchen! Du bist ein lieber Kerl! Läßest dir von mir nichts gefallen. Das gefällt mir am meisten an dir. Neulich hast du mir's tüchtig gegeben. Durchgebläut hast du mich, als wär' ich ein Schusterjunge. Und ich trage es dir nicht einmal nach. Du hast so etwas an dir, daß man dir gut sein muß. Deshalb sage ich dir auch Dinge wie keinem sonst. Heute sage ich dir: es steckt allerlei in mir, wofür ich nichts kann. Wenn ich unten im Schlosse bei meinem hohen Verwandten, dem Großherzog Karl Alexander, bin und wieder heraufkomme, dann — ich möchte mich dann jedesmal beim Kragen packen und tüchtig schütteln. Wenn das mit mir nicht anders wird, kann ich einmal nicht für mich einstehen; dann ist mein Herr Vater glänzend blamiert. Oder — ich schlage ganz aus der Art, sage mich los



von denen da oben, bleibe ganz hier unten. Dann kann mein Herr Vater sich freuen. Ob er sich freuen wird, ist freilich eine andre Sache. . . . Was meinst du, Pastor, zu dieser Ohrenbeichte?"

"Ich kann gar nichts meinen. Deine Welt und deine Art sind mir fremd."

"Besprich mit eins."

"Wenn ich kann."

"Hilf mir, mich in deiner Welt zurechtfinden. Nicht nur jetzt, sondern auch später. Du mußt auch später mein guter Genosse sein. Willst du?"

"Ja."

"Wenn du einfach 'Ja' sagst, ist es dasselbe, als würde ein anderer schwören. . . . Ich habe noch eine Bitte: du mußt mich in den Osterferien nach deinem Dorf mitnehmen. Ich will deine Freundin kennen lernen."

"Das Komteßchen?"

"Solcher kenne ich genug. Das Dirnchen von der Wassermühle. Wie heißt es doch gleich?"

"Jakobe."

"Ist sie so absonderlich wie ihr Name?"

"Sie ist mir lieb. Weiter weiß ich nichts."

"Ich will, daß sie sich in mich verlieben soll. Da ich ein Prinz bin, tut sie's sicher. Oder meinst du nicht?"

"Ich meine, daß du ein dummer Junge bist."

Der "dumme Junge" wurde böse, wollte für das Wort "Revanche" haben. Sie schlugen sich nach Jungenart, versöhnten sich, besprachen die Osterfahrt, dafür dem Prinzelein erst "oben" gnädige Genehmigung erteilt werden mußte, trotz der bürgerlichen Erziehung, deren es sich erfreute.

Doch zunächst kam Weihnachten, kamen für Theodor die ersten Ferien. Bereits Wochen vorher zählten die Knaben die Tage. Jeden Tag, der glücklich vorüber war, strichen sie des Abends mit Rotstift triumphierend aus; und jeder erzählte, wie zu Hause Weihnachten gefeiert ward. So schön

wie nirgenbs sonst! Auch für diese neue Jugend war es noch immer das Fest der Feste; auch diese junge Zeit fühlte noch immer die alte Weihnachtsfreude, aß gern polnische Karpfen und verdarb sich bereitwilligst an Pfefferkuchen und Marzipan den Magen. Es konnte wirklich keine schlechte oder gar bössartige junge Zeit sein.

Das Prinzlein wurde von einem feierlichen Kammerherrn abgeholt, ließ durch Theodor die Satobe „herzlichst“ grüßen, fuhr im übrigen ebenso seelenvergnügt wie alle andern Knaben heimwärts. Theodor war der letzte und der am wenigsten Frohe. Woher kam das? Er liebte sein Dorf leidenschaftlich, liebte leidenschaftlich die Ingrid vom Schloßberg, hatte Jvo König recht gern und wurde seltsam erregt, wenn er der Jmmire gedachte. Und sein Vater —. Er wußte, daß sein Vater nicht nur die Tage, sondern die Stunden zählte, die ihn von seinem Liebling trennten; wußte, daß der alte Mann sich schon jetzt auf dieses erste Wiedersehen vorbereitete, um dem Heimgekehrten seine Liebe, sein Glück, seinen Jubel nach Möglichkeit zu verbergen. Trotzdem konnte er nicht von Herzen froh werden, des Wiedersehens mit seinem Vater gedenkend. Wenn dieser den Sohn ausforschte, gewaltsam in sein Inneres drang, jede Regung desselben kennen wollte, so würde er lügen müssen, wiederum lügen, immerfort lügen! Jetzt und — solange er noch einen Vater besaß. Gerade in der Fremde hatte Pastor Emanuels Sohn mit unerbittlicher Klarheit empfunden, wie fremd er im innersten Wesen seinem Vater sei — d i e s e m Vater! Wie sollte der Mann die Erkenntnis ertragen? Also mußte der Sohn lügen. Und das fort und fort. . . .

Es lag hoher Schnee, herrschte klares Frostwetter, war eine leuchtende Welt. So recht eine Weihnachtswelt war's! Theodor wurde im Schlitten abgeholt. Schafpelze lagen aufgehäuft, und Jvo König saß darin, strahlend wie die im Sonnenschein funkelnde Wintererde. Der schöne junge Mensch erschien Theodor wie ein Genius dieser glanzvollen Natur.

Untermwegs ward geschwätzt und geschwätzt. Das heißt: Ivo schwätzte. Es gab viel zu berichten. Vor allem die große Neuigkeit, daß er Künstler werden würde: Maler; und daß er zu Osiern in die Kunstschule eintrat. Wo wohl? In Weimar — wahr und wahrhaftig! Was Theodor dazu sagte? Ob Theodor wußte, was das bedeutete: Künstler werden! Wenn er's nicht wußte, sollte er es sich von ihm sagen lassen. Es bedeute, in Schönheit zu leben! Es bedeute: sein Leben zu genießen. Bedeute, aus dem Leben eine ununterbrochene Reihe schöner Tage zu machen; in Sonne, Freude, Luft zu schwelgen; das Glück mit beiden Händen vom Himmel herabzureißen. Ob er's nun verstünde? . . . Nein? . . . Dann wäre ihm nicht zu helfen. Er müßte es dann an seinem: an Ivo Königs Künstlerleben erfahren. Dieser würde ihm dann die Herrlichkeit eines solchen an sich selber zeigen.

„Hast du denn zum Malen großes Talent?“

„Bah, Talent! Ich will Maler werden! Mein Wille ist genug. Heutzutage bedarf es zu allem nur des Willens. Darauf kommt es heutzutage an; und das bei allem und allem? Auf die Technik. Technik läßt sich lernen. Ich könnte ebensogut Bildhauer, Musiker, Dichter werden; denn auch bei dem Bildhauer, dem Musiker, dem Dichter besteht heutzutage die ganze Kunst in der Technik. Wer in der Technik Meister wird, ist ein großer Mann. Dem gehört das Leben. Es soll mir gehören! Also schneide kein dummes Gesicht, du alter, ecklicher Bedant!“

Jede Kunst heutzutage Technik? Nichts als Technik? Jede „Kunst“? . . . Und Theodor, der mit heftigem Herzklopfen und allen Schauern des Mysteriums heimlich an einem Griechendrama dichtete, fuhr fort, ein dummes Gesicht zu machen.

Eingeschneit lag das Dorf. Die Elm war festgefroren, der Schloßberg eine hohe Schneepyramide. Die Bäuerinnen hatten es gar geschäftig. Mit Pfannen, darin fettes Schweinefleisch lag; mit dicht verüllten Brettern, darauf riesige Stollen

ruhten, liefen sie zu dem allgemeinen Brat- und Backhause des Dorfes. Auf sämtlichen Höfen ward das Weihnachtsschwein geschlachtet, machten die Hausfrauen Wurst — jede nach eigenem Rezept! — kochte die köstlich duftende, festliche Wurstsuppe in gewaltigen Kesseln und Pfannen über dem hochflackernden Herdfeuer. Schinken ward eingelegt und als Festbraten wohl noch eine verspätete Martinsgans gerupft. Dazu gab's Kartoffellöße, Thüringer Kartoffellöße!

Aus den Schornsteinen wirbelten feine Rauchsäulen kerzengerade in die Höhe, gegen die beschneiten Berglehnen, die in der Farbe lichtblauer Hyazinthen glänzten, sich abhebend; im ganzen Dorfe roch es nach Gebratenem und Gebadenem, als läge am Ufer der Elm das neue, glückselige Phäakenland . . .

Als Theodor dem Pfarrhause sich näherte und seinen Vater an dem eisig kalten Wintertage barhaupt vor der Tür stehen sah, sein langes, weißes Haar im Winde flatternd, überkam ihn seine Sohnesliebe wie eine Macht. Er sprang aus dem Schlitten, lief auf den alten Mann zu, hing an seinem Halse. Für beide war's ein glücklicher Augenblick.

Nun hauste der Knabe wieder in dem Zimmer seiner Kindertage, an dessen Fenstern die Zweige der Linde rührten, nachts der Wintersturm rüttelte und die Erinnerungen an alte Zeiten ihn nicht einschlafen ließen, daß er lauschend lag, als sprächen Stimmen in ihm. Er hörte die Dorfhunde bellen und hatte ein Gefühl der Sicherheit, des Geborgen-seins, wie es der Mensch nur im Elternhause haben kann. Er dachte viel daran, daß er nächstes Jahr zu Ostern konfirmiert werden und die Vorbereitung für das große Mysterium von seinem Vater empfangen sollte. Er versuchte in den wachen Stunden dieser ersten Heimatnacht sich einzureden: Alles könnte noch gut werden; er könnte in Wahrheit seines Vaters Sohn sein und dessen Lebenswunsch erfüllen, die Tradition des Hauses fortzusetzen, die einen Baumert nun einmal für das Predigeramt bestimmte.

Seines Vaters Lebenswunsch. — Es war mehr als das: seines Vaters Leben war's! Er würde zum Vatermörder werden, wenn er erklären müßte: „Gott helfe mir; ich kann nicht anders! Ich kann nicht Geistlicher werden!“

Weshalb konnte er nicht? Er war ja doch ein Christ, besaß ja doch den Glauben, hielt es für unmöglich, daß ein Mensch nicht Christ sein und nicht den Glauben haben könnte. Es müßte jedoch ein lebendiger Glaube sein, wie es einen lebendigen Gott geben sollte. Als kleiner Knabe war er ausgezogen, diesen zu suchen, und hatte ihn nicht gefunden. So mußte er denn als Jüngling und Mann ausziehen und suchen; mußte als Jüngling und Mann finden: den lebendigen Gott in seinen Werken! Dieser lebendige Gott hatte seinen eingeborenen Sohn gesandt, um vom Vater zu zeugen. Christus hatte gelebt! Also mußte auch Gott leben! Der Vater im Sohne. Mit diesem Gedanken schloß Pastor Emanuels Sohn ein; und sein Schummer im Vaterhause war voll Friedens und seliger Träume wie in seinen glücklichsten Kindertagen . . .

Gleich am nächsten Morgen wollte Theodor auf den Schloßberg, um Ingrid zu begrüßen. Plötzlich befand er sich auf dem Wege zur Wassermühle, wie getrieben von einer geheimnißvollen Gewalt. Die Wintersonne machte das verschneite alte Gemäuer zu einem glanzvollen Märchenhaus; das seit Jahrzehnten stillstehende morsche Mühlrad war in eine wunderbare Eisorgel verwandelt, von der lange Fäden gleich Strahlen herabhingen. Schon von weitem rief er den Namen, dessen Klang ihn diesen Weg führte, wo er doch einen andern hatte einschlagen wollen.

„Jakobe! Jakobe!“

Auf seinen Ruf trat diese aus dem Hause, als ob sie darauf gewartet hätte. Umflossen von dem Glanz des leuchtenden Morgens ging sie ihm entgegen. Wie sie gewachsen — wie schön sie geworden war! Und so ganz anders als andre. Theodor mußte an das Brinzelein denken, welches

kommen und in das fremdartige Kind sich verlieben wollte. Was hatte der Fürstensohn mit der Tochter der Wellerin zu schaffen? Sie war eine Plebejerin, ein Kind aus dem Volke. Theodor war wahrhaftig eifersüchtig.

Jakobe sagte: „Da bist du ja! Du kommst aus Weimar. Wie ist es dort? Du warst im Theater. Erzähl, erzähle! Deinen Brief kenne ich auswendig. Es muß gewesen sein — sagen läßt es sich nicht.“

„Was muß so unsagbar gewesen sein?“

„Das Theater, die Schauspieler. Du mußt mir alles erzählen. . . . So erzähle doch!“

„Zuerst will ich dich begrüßen. Freust du dich gar nicht, mich wiederzusehen?“

„Ja, o ja. Ich freue mich. Aber das Schauspiel?“

„Willst du noch immer Schauspielerin werden?“

„Noch immer.“

Er wollte sie auslachen, verstummte jedoch; sie war ein gar zu eigentümliches Geschöpf mit ihrem blassen, fast weißen Gesicht und den hellen sprühenden Augen unter dem blau-schwarzen Haar.

Da sagte sie wieder: „Ob ich noch immer Schauspielerin werden will —“

Und plötzlich erzählte sie ihm das dunkle Etwas, das wie ein Grauen über ihrer Geburt lag. Sie zog den Gefährten ihrer Kinderzeit mit sich fort, auf die hart gefrorene funkelnde Schneedecke, der Alm entlang, und flüsterte das Geheimnisvolle, das Große ihm zu: „Mein Vater war Schauspieler. In Weimar, weißt du, wo meine Mutter bei einer feinen Dame im Dienst stand. Er war so jung und spielte die schönen Jünglinge, um welche die Frauen starben. Alle jungen Damen in Weimar waren in ihn verliebt. Er kam auch in das Haus, wo meine Mutter Jungfer war. Sie durfte oft ins Theater. Da sah sie ihn spielen. Sie sah, wie die Frauen auf der Bühne ihn liebten und um ihn starben. Sie mußte bitterlich weinen, mußte Tag und Nacht daran denken: wie schön es sein müßte, für ihn sterben zu dürfen.

Und er kam in das Haus ihrer Dame, die auch in ihn verliebt war.

„Er beachtete meine Mutter niemals, schaute über sie hinweg, als wäre sie nicht da. Eines Sonntags im Sommer ging sie mit andern Mädchen, die freien Ausgang hatten, nach Ettersburg. Im Gasthose war Tanz. Keine konnte tanzen wie meine Mutter. Sie hätte viele Liebhaber haben können, nahm jedoch nicht einen — nein, nicht einen! An dem Sonntage ward es anders.

„Aus Weimar kamen die Schauspieler, um in Ettersburg lustig zu sein. Darunter befand sich auch der Junge, Schöne, Herrliche. Er war von allen der Lustigste. Als er meine Mutter sah, ging er geradeswegs auf sie zu, nahm sie ihrem Tänzer einfach fort und tanzte mit ihr. Nur mit ihr! Den ganzen Abends bis spät hinein in die dunkle, heiße Sommernacht.

„Und so — nun ja. Und so ist's gewesen . . .“

„So ist's gewesen . . .“

Gedankenlos sprach Theodor dem Mädchen die letzten Worte nach; auch flüsternd, als wär's ein Geheimnis, das ihm verraten ward. Ihn überließ's. Zum erstenmal hörte er von dergleichen. Zum erstenmal von dem großen Mysterium: Mann und Weib. Er verstand es nicht, hörte nur: „So ist's gewesen . . .“

Wundersam mußte es gewesen sein in der dunklen, heißen Sommernacht.

Die Jakobe raunte dem Knaben zu: „Ich bin ein Kind der Liebe, weißt du, ein Kind der Sünde. So sprechen die Menschen, so spricht dein Vater, der ein Geistlicher ist und es wissen muß. Solche Kinder sollen ganz anders sein, als sonst Kinder sind. Wohl viel sündiger. So meint dein Vater, und er muß es wissen. Deshalb will er nicht, daß du mit mir zusammen bist; denn ich könnte dich mit meiner Sünde anstecken. Vergiften könnte ich dich. Und du bist ein Pastorensohn! Mich kümmert nicht, daß ich bin, was ich bin. Nicht im geringsten! Auch meine Mutter kümmert's

nicht. Die ist stolz darauf. Oft erzählt sie mir von deiner Mutter. Daß sie eine Frau gewesen, ganz anders als dein Vater ist. Als dein Vater hart gegen meine Mutter war, hat die deine sie in ihrer höchsten Not rufen lassen und ihr dich an die Brust gelegt. Dein Vater hat nichts machen können gegen den Willen seiner sterbenden Frau. Das kann er meiner Mutter nicht verzeihen und mir auch nicht. Aber uns kümmert's nicht."

Leidenschaftlich rief der Sohn der toten Pastorsfrau:  
 „Ich freue mich, daß ihr's euch nicht kümmern laßt!"

Weiter berichtete das Sündenkind mit leiser Stimme:  
 „Meine Mutter hätte oft heiraten können. Schon damals, als sie mich unter dem Herzen trug. Sie wollte nicht. Sie war stolz auf das, was ihre Schande sein sollte; wollte sie nicht verbergen. Auch später nahm sie keinen Mann; um jener dunklen, heißen Sommernacht willen; und weil nach dem einen kein anderer sie küssen sollte."

„Sagte sie dir das?"

„Nein."

„Woher weißt du's also?"

„Ich weiß es. Du aber weißt jetzt, weshalb ich Schauspielerin werden muß."

„Weil du deines Vaters Tochter bist?"

„Ich kann nicht anders."

„Und dein Vater?"

„Wenn ich erst groß bin, gehe ich fort und suche meinen Vater."

„Von deiner Mutter gehst du fort?"

„Ich muß meinen Vater suchen."

„Hat er ihr niemals geschrieben?"

„Niemals."

„Das muß deine Mutter doch sehr gekränkt haben."

„Ich glaube nicht."

„Oh!"

„Es war für sie solch Glück gewesen, von ihm geliebt worden zu sein."



„In einer einzigen dunklen, heißen Sommernacht . . .  
Und das kannst du verstehen?“

„Ja, ja, ja.“

Sie sagte es dreimal mit lauter Stimme, eindringlich,  
feierlich.



Am ersten Weihnachtsfeiertage war im Schlosse Gala-  
tafel, zu der Pastor Emanuel mit seinem Sohne altem Brauch  
gemäß geladen war. Theodor fühlte sich in dem Grafen-  
hause seltsam fremd. Auch Ingrid schien ihm während seiner  
Abwesenheit gleichsam entrückt worden zu sein, was ihm  
tiefes Weh verursachte. Im übrigen war alles wie sonst.  
Genau so, wie es bei festlichen Gelegenheiten von jeher  
gewesen war und gewiß immer sein würde: die Diener  
trugen große Livree; die Beamten erschienen im Frack  
und weißer Kravatte, die Damen gleichfalls in Toilette mit  
Schmuck; die Gräfin-Mutter war womöglich noch majo-  
stätischer; Graf Engelhardt hatte ein gedrücktes Wesen und  
Gräfin Jutta erwartete ihr sechstes Kind. Für eine neue  
Generation zur Erhaltung der Tradition war also genügend  
gesorgt. Der Tisch war weihnachtlich mit weißen Christ-  
rosen und dem mattgrünen Laub von Mistelzweigen ge-  
schmückt; zu der Staatslivree der Bedienten kam das histo-  
rische prächtige Tafelservice dexter von Trebra; es gab ge-  
trüffelten Indian und Sekt, bei welchem Pastor Emanuel in  
feierlicher Rede das Wohl des gräflichen Hauses ausbrachte  
und die Beamten sich ehrfurchtsvoll erhoben, um mit der  
Herrschaft anzustoßen. Das nämliche durften auch Gesell-  
schaftsdame, die beiden Gouvernanten und der Hauslehrer,  
ein Kandidat der Theologie — gleichfalls der Tradition  
gemäß.

Trotz seines kindischen Leides um das ihm fremdgewordene  
Komteßchen sah Theodor mit hellem Blick alles schärfer als  
früher. Das hatte der erst so kurze Aufenthalt auf der freien  
Höhe über dem Park von Weimar bewirkt. Prinz Andrea

fiel ihm ein. Ob auch dieser zu Hause mit neuen Augen seine alte Umgebung betrachten würde? Schwerlich. Es war eben doch die seine. Der Herzog tat wirklich nicht recht, aus seinem Sohne einen andern Menschen machen zu wollen, als er durch Geburt war — schloß Theodor altflug seine Betrachtung.

Wie untertänig die Beamten, wie demütig Gesellschaftsdame, Gouvernanten und Hauslehrer waren. So stark war ihm dieses servile Wesen nie aufgefallen. Und sein starrer Vater. Auch sein Vater glich den übrigen mehr als früher. Oder war es immer so gewesen, und er erkannte es erst jetzt?

Die Gräfin-Mutter fragte Theodor nach dem Prinzen, ob er ebenso gehalten würde wie alle andern.

Trotzig wurde Ihrer Excellenz von dem Knaben erwidert: „Genau ebenso. Wir würden es uns anders gar nicht gefallen lassen. Er hätte ja nicht zu kommen brauchen. Da er zu uns kam, muß er uns gleich sein. Das hilft nichts; da gibt's keine Ausnahme. Wir haben ihn schon tüchtig geprügelt. Er verträgt's recht gut.“

Man war sehr still. Pastor Emanuel warf seinem keden Sprößling einen erschreckten, mißbilligenden Blick zu und machte eine beschwichtigende Bemerkung, darauf die Gräfin-Mutter kühl entgegnete: „Ihr Sohn hat recht: es darf keine Ausnahme gemacht werden. Er hat seinen bürgerlichen Standpunkt gut vertreten . . . Stehen wir auf.“

Man begab sich in den Saal, wo der Christbaum stand. Er reichte bis zur Decke und war mit altväterischem Schmud behangen. Rings lagen die Geschenke der Familie aufgebaut; Beamte und Dienerschaften hatten die ihren bereits am Heiligen Abend fortgenommen. Pastor Emanuel erhielt erst heute seine Bescherung: eine Kiste edlen Rheinweins, ein Fäßlein Kaviar, Zigarren und in einem von Gräfin Jutta gehäkelten Seidenbeutelchen hundert Mark in Gold für seine Armen. Es waren jede Weihnachten die nämlichen reichen und nützlichen Gaben nebst einer gewaltigen Schüssel Weihnachtsgebäck: Pfeffertuchen, Marzipan und was sonst zum

Christfest an Süßigkeiten gehört, alles im Schloß gebaden. Die Anfertigung des Marzipans wurde von der Exzellenz in eigener Person überwacht. So hatte sie es über vierzig Weihnachten gehalten.

Auch Theodor bekam aufgebaut: Strawatten, Handschuhe und sonst allerlei Zweckmäßiges. Es waren mehr milde Gaben als Geschenke, was der Knabe zum erstenmal dunkel empfand. Unter dem Konfekt lag ein Päcklein in rosa Seidenpapier gewickelt, mit rosa Seidenband zierlich verschnürt. Ihm schlug plötzlich das Herz. Wenn ihm das Rosige von Ingrid kam? Und es kam von ihr! Ein eigenhändig gestrickter Schal. Nicht etwa aus mausegrauer Wolle, sondern in glühendstem Scharlach leuchtend, ein Prachtstück! Durch die strahlende Spende wich alle Fremdheit, die er gegen die Fee seiner Kinderzeit gefühlt hatte, mit einem Schlage von ihm.

Dann ward es wie in alten Tagen — so lange her erschien ihm, was erst so kurz hinter ihm lag. Er ging mit Ingrid durch den verschneiten Park. Sie mußten sich den Weg bahnen, schüttelten die Äste, überschütteten einander mit den schimmernden Lasten, lachten und waren frohe Kinder. Theodor wollte sie zur Rede stellen, weshalb sie anfangs so vornehm getan hätte. Aber sie ließ es dazu nicht kommen, denn sie hatte hundert Dinge zu fragen, hundert Dinge zu sagen: „Du, Theo! Alter, dummer, komischer Theo! Ich bin so froh, so froh! Was würdest du sagen, wenn du mich eines Tags in Weimar sähest? Du wärst doch gewiß ungeheuer erstaunt! . . . So rate doch! Nun? . . . Freilich! Ei ja doch! Ich komme von hier fort, fort, fort! Nach Weimar komme ich, in ein Institut. Genau wie du, alter, törichte Theo! Sie wissen hier oben mit mir nichts anzufangen. Ich ärgere Mademoiselle und Großmutter halb zu Tode. Ich lerne hier oben nichts, will nichts lernen, bin ein gräßliches Geschöpf. Deshalb werde ich bestraft, deshalb schicken sie mich fort: nach Weimar, in ein adeliges Institut, wo nur junge Damen aus ‚ersten Familien‘ aufgenommen werden,

von einem Fräulein aus uraltem Adel gehalten. Die soll mir gute Sitte beibringen, was keiner Mademoiselle und keiner Miß bisher gelang. Selbst nicht chère grand-mère. Wenn wir einander in Weimar begegnen, darf ich dich nicht ansehen, alter, lieber, dummer Theo. Das würde sich nämlich nicht schicken. Jetzt weißt du's."

Das war freilich eine große Neuigkeit. Aber auch Theodor hatte etwas Großes auf dem Herzen: was ihm die Jakobe erzählte. Er trug es beständig im Sinn, kam davon nicht los: nicht los von der dunklen, heißen Sommernacht; und daß die Jakobe ein Kind der Liebe — ein Kind der Sünde sei. Zugleich ihres Vaters wahre Tochter. Als er jedoch von der großen Sache sprechen wollte, versagte ihm das Wort. Wie konnte er zu Ingrid davon reden? Davon! Eine tiefe Scheu schloß seinen Mund. Alles, was er davon berichtete, war: „Ach, Ingrid, wir sind unsrer Eltern Kinder, müssen es sein und bleiben. Verstehst du mich?“

„Nein.“

„Wir müssen denken und fühlen, wie unsre Väter und Mütter denken und fühlen.“

„Müssen wir?“

„Wir können nicht anders.“

„Und wenn wir nun doch anders müßten?“

„M ü ß t e n, Ingrid?“

„Ja, Theo, was dann?“

„Dann . . . Ich glaube, dann gibt's ein Unglück.“

„Für uns, die Söhne und Töchter unsrer Väter und Mütter?“

„Noch mehr für unsre Väter und Mütter.“

„Meinst du wirklich?“

„Wirklich, Ingrid . . . Ach, Ingrid, sie dauern mich.“

„Unsre Väter und Mütter?“

„Sie leiden um uns. Leiden um uns Todeschmerzen. Und wir können ihnen nicht helfen.“

Beide Kinder wurden still und ernst.

## Siebentes Kapitel

Und so kam es. Wenn das Pensionat adeliger Fräuleins dem Anabeneninstitut auf seinen Spaziergängen durch Weimars Straßen und in Weimars Umgebung begegnete, so konnten die beiden guten Freunde sich nur mit den Blicken grüßen. Denn daß Theodor respektvoll seine farbige Mütze zog und Ingrid leicht nickte, ließen sie nicht als Gruß gelten: der Blick mußte es tun, tat es auch.

Ingrid traf es glücklich. Ein Fräulein Olga von Schmettau leitete das Pensionat. Sie war eine große Schönheit gewesen und in allen Tagen ihres schweren Lebens eine Persönlichkeit geblieben. Vielumworben, wies sie jeden Freier ab, um für ihre Mutter zu leben, eine unbedeutende, verbitterte Dame, die über den Verlust eines großen Vermögens und einer glänzenden Stellung niemals hinauskam, die ehrliche Arbeit ihrer Tochter für eine Schande ansah und deren ganzes Dasein mitteleidslos an sich riß. Dieser Mutter gegenüber gab das Fräulein von Schmettau sich selbst völlig auf, als „Pflicht der Tochter“, zum Dank, daß ihre Mutter sie geboren hatte für ein Leben, reich an Leid und Entfagung. So mußte es sein. Wenigstens wurde es so von der Mutter gefordert und von aller Welt durchaus natürlich gefunden.

Sehr bald bemerkte Ingrid bei der Vorsteherin, was von den andern nicht erkannt wurde: das Besondere, eben jene eigene, freie Persönlichkeit der Dame, die sich unter einer vornehmen Haltung verbarg; und sehr bald erkannte das Fräulein von Schmettau, daß diese kleine und feine Komtesse ein eigentümliches Menschenkind sei, durchaus nicht ein Typus, sondern etwas von dem, was sie selbst gewesen war. Sie beobachtete, wurde aufmerksam, wurde interessiert. Infolgedessen behandelte sie Ingrid von Trebra anders als die übrigen, nahm sich ihrer besonders an, übernahm die Ent-

wicklung dieser Natur in einer Weise, wie sie allerdings nicht in den Wünschen von Ingrid's Eltern lag, wie sie den Anschauungen der Gräfin-Mutter geradezu entgegengesetzt war. Für die Erzieherin sowohl wie für den Bögling ward es eine große Sache. Sie schlossen sich einander auf das Innigste an, bildeten zusammen einen Geheimbund, der seine äußere Form in Privatstunden fand, der Komtesse von dem Fräulein erteilt. Ingrid's junge sehnsüchtige Seele fand in diesen Stunden die Nahrung, deren sie für sich bedurfte. Es war ein Säen und Pflanzen — ein Sprießen und Blühen, als strahlte über Weimar der Himmel des Südens.

Wizweilen wohnten beide Institute einer Theatervorstellung bei: der Aufführung eines Schiller'schen Dramas oder eines andern klassischen Bühnenwerkes. Das waren für Ingrid und Theodor Feierstunden. Sie erlebten zusammen etwas Wunderbares. Beider Herzen schlugen heißer in der jungen Brust, sobald sie das ehrwürdige Haus betraten, welches Goethe noch gesehen hatte. Dann grüßten sie einander mit Blicken, deren Glanz eine mächtige Sprache führte: die Begeisterung einer guten und starken Jugend für die höchsten Güter der Menschheit. . . .

Und Jvo König befand sich in Weimar — als Kunstschüler. Wie seine kinderreichen Eltern fertig brachten, ihrem Sohne die Mittel zu diesen langen Lehrjahren zu verschaffen, war schwer zu begreifen: der Kantor eines kleinen Thüringer Dorfes!

Sie mußten eben entbehren, mußten darben. Der Sohn nahm es als etwas Selbstverständliches hin; daß sie entbehrten und darben, hielt er für ihre elterliche Pflicht. Weshalb hatten sie ihn in die Welt gesetzt? Wie Jvo König dachte, so, genau so, dachten viele jungen Leute, sprachen es unumwunden aus, den Vätern und Müttern ins Gesicht hinein, forderten einfach: „Ihr müßt!“ Vollends dieser Sohn eines armen Vaters. Jvo König schüttelte seine lichten Locken, warf seinen hübschen Kopf in den Nacken, lachte sein goldenes Lachen, rief lachend: „Gebt mir! Ihr müßt mir geben! Ich will leben, will leicht und lustig leben! Ausleben will ich mich!“

In Weimar hörte er dieses Wort zum erstenmal, in der Stadt, wo Friedrich Nießche als armer Wahnsinniger mit einem Kinderlächeln kindische Worte lallte. Er hörte das gefährliche Wort aus irgendeinem leichtsinnigen jungen Munde, sprach es gedankenlos nach, hörte es andre ebenso verständnislos nachsprechen, begriff es zuerst nicht, begann allmählich zu begreifen: so, wie es ihm gefiel, wie er es sich zurechtlegte, wie ein großer Teil der modernen Jugend das gefährliche Wort sich zurechtmachte: Ausleben.

Leben, wie der junge Mensch leben wollte; genau so! Wie es seine Sehnsucht war, wie er es vom Leben verlangte, seine Selbstsucht es fordern ließ. Er brauchte nur zu fordern und das Leben gab ihm. Was? Lebensfreude, Lebenslust, Genuß des Lebens! Einen bacchantischen, ausschweifenden Genuß! Jugend war da, um zu genießen; und Jugend konnte genießen: immerzu, immerzu, ohne Ende! Jugend war im Genuß unersättlich. Und diese sehnsüchtige, fordernde, verlangende, unersättliche Jugend machte das e i n e Wort: „Ausleben“ zu ihrem Allinhalte, Allzweck; gab es aus als Parole ihrer Zeit, schrieb es mit flammenden Lettern als Lebensdevise — ohne das Wort zu verstehen, ohne den Geist zu verstehen, der es ausgesprochen hatte in einem ganz andern Sinn: in einem allerhöchsten, einem fast mythischen Sinn, der diesen Weltgeist freilich zum Wahnsinn geführt hatte. . . .

Ivo König war geprüft und für talentvoll befunden worden. Sogar für außergewöhnlich talentvoll. Er war über dieses Urteil durchaus nicht verwundert, hatte es anders nicht erwartet: er wollte ja doch Künstler werden! Künstler nicht der Kunst willen, sondern weil er sich dachte, daß ein Künstler zum König des Lebens besonders befähigt, dafür ausersehen und berechtigt sei. Er lernte spielend; namentlich das Technische. Auch das hatte er voraus gewußt. Ihm wurde eine „Zukunft“ prophezeit. Eine solche würde er freilich haben: eine große, glänzende! Wie er ihrer sich freuen, wie er sie genießen wollte, wie in aller Zukunft sich ausleben. . . .

Wenn Theodor ins Schauspiel durfte, so sah er in der

Darstellerin idealer Frauengestalten fortan stets die Jakobe: „Wenn die Jakobe erst eine große Schauspielerin sein wird; wenn die Jakobe die Thekla, Maria Stuart und Amalie spielen wird!“ Ist's möglich? Die Jakobe! Es kann ja doch nicht möglich sein! Die Tochter der Wellerin, der Frau, die ihre Unehre nicht verheimlichen wollte, die ihre sündige Liebe nicht als Schandmal trug, eine große Schauspielerin? Und gerade sein Vater urtheilte am strengsten über Mutter und Tochter.

In Theodors Gemüt wühlte der Gedanke: Gerade dein Vater! Wenn er einmal Prediger sein würde — und Prediger mußte er ja wohl werden — dann — jenes Mitleid, welches am Weihnachtstage wunderbar in ihm erwacht war, wollte er für alle Mühseligen und Beladenen, zu denen seitdem für ihn auch die Väter und Mütter gehörten, nicht nur empfinden, sondern auch ausüben. Mitleid zu fühlen, Mitleid zu betätigen, sollte dereinst sein priesterliches Amt sein, darauf er sich schon jezt im stillen vorbereitete. Nur in solchem Geist würde er seines Vaters Wunsch erfüllen können. Dem Höchsten sei Dank, daß er den Weg gefunden hatte. Vielleicht führte dieser zu dem lebendigen Gott, den er suchte.

Mit dem Prinzelein schloß er Freundschaft. Es steckte in dem mit allerlei Bürden des Blutes beladenen Fürstenkind ein echter Menschensohn. Nur hatte es dieser schwer, sich durchzuringen. Die Anstalt auf der schönen Höhe am Horn über Goethes Gartenhaus half dem Knaben; es halfen die tüchtigen Erzieher, die gut geleiteten, gut gearteten Kameraden; und mehr als alle half Theodor Baumert mit seinem ernstern, festen Wesen dem Ringenden. Er zeigte seinem Freunde die junge Ingrid. Das Prinzelein wollte jedoch immer wieder von der Jakobe hören, über welche der Pastorsohn seit den Weihnachtsferien seltsam schweigsam geworden war. Auch zu diesem Vertrauten brachte er über die dunkle, heiße Sommernacht kein Wort über die Lippen, bewahrte die Geschichte der Liebe von Jakobes Mutter als ein Geheimniß, das ihn stets von neuem erschauern machte: das Leben war des Wunderbaren so voll!



In den großen Sommerferien durfte der Prinz mit seinem Freunde nach Dorf Trebra ins Pastorhaus. Er war selig, schrieb seinem Vater einen heißen Dankbrief, freute sich auf alles, auf die alte Dorflinde, die Himbeeren im Pastorgarten, die Thüringer Kuchen, die Almwiesen und die Ernte. Am begierigsten war er auf die ruinenhafte Wassermühle und deren junge Bewohnerin, die es ihm nun einmal angetan hatte, ohne daß er sie kannte. Und das um so mehr, seitdem Freund Theodor so geheimnißvoll über sie schwieg. Pastor Emanuel wollte sich durch den Prinzenbesuch nicht geehrt fühlen, hatte aber doch darüber seinen heimlichen Stolz. Allerdings weniger über den Besuch, als daß sein lieber Sohn solchen Freund besaß. Der Herzog schrieb dem Geislichen eigenhändig, ließ sich eingehend über seine Erziehungstheorien aus und bat auf das Dringlichste, den Prinzen weder Hoheit zu nennen, noch ihn ir. endwie anders zu behandeln als jeden andern Knaben: „Er soll ein guter Staatsbürger und nützlich Mitglied der menschlichen Gesellschaft werden. Arbeiten soll er! Den Segen der Arbeit erkennen! Unstre Zeit ist die große Zeit des Arbeitens und Vernens. Darum finde ich, daß wir in einer guten Zeit leben.“

„In einer guten Zeit“ — das klang anders, ganz anders, als Pastor Emanuel und die Gräfin-Mutter darüber dachten und mit harten Worten aussprachen. Dieser Regierende aus altem Herrscherhause hielt es mit der neuen Zeit und dem jungen Geschlecht, das jene beiden so wenig verstanden, so bereitwillig verdammt. Wie kam gerade ein alternder Fürst zu solcher optimistischen Anschauung? Es war just diese neue, als groß gepriesene Zeit; just dieses junge, für herrlich gehaltene Geschlecht, das erbarmungslos an alle Überlieferungen seine Hand legte; nicht nur an Altäre, sondern auch an Throne. Trotzdem besaß dieser Thronende den festen Glauben an eine große neue Zeit, an ein gutes junges Geschlecht. Nun, den Glauben besaß auch Pastor Emanuel. Er glaubte unerschütterlich an den alten Gott. . . .

Es kamen köstliche Sommertage. Das Heu war bereits eingebracht, der Lindenbaum hatte bereits abgeblüht. Die sanften Höhen überragten weite Getreidfelder, in Goldglanz leuchtend. Sie trugen des Landes Reichthum, die erfüllten Hoffnungen des Landmannes, schimmernde Altäre, an denen die Hohepriesterin Mutter Erde in Garbenfülle der guten Gottheit opferte. Die Lerchenchöre, die über der reifen Fruchtbarkeit jubilierten, konnten als Kirchengesang gelten.

Das Prinzlein fand alles und jedes „ganz wundervoll“. Er fand den alten Pastor Baumert „recht nett“, schloß Freundschaft mit der grauhaarigen Wirtschafterin, holte sich aus der Speisekammer eigenhändig das zweite Frühstück, entwickelte erstaunlichen Appetit, verzehrte Unmengen Thüringer Kuchen: Zwiebelsuchen, Käsekuchen, Rümelsuchen, Obstuchen, alle Sorten von Kuchen, die auf den großen runden Brettern jeden Sonnabend zum Badhaus getragen wurden. Eigentlich fand im Dorfe beständig „Kirmeß“ statt, dieses Fest aller ländlichen Feste.

Gleich am ersten Morgen nach seiner Ankunft beehrte der fürstliche Gast zur Wassermühle geführt und der Fimnixe vorgestellt zu werden. Theodor wich der Forderung aus. Da wurde sein Freund böse, sagte: „Ich finde ohne dich hin!“, und führte aus, was er sagte. Als er zurückkam, war er übler Laune. Erwartungsvoll fragte ihn Theodor, ob er Mühle und Mädchen entdeckt hätte?

„Ich brauchte ja nur die Alm entlang zu gehen.“

„Nun, und?“

„Nun, und? Deine Satobe ist ein tolletes Ding.“

„Was wäre sie?“

„Die kann es einmal weit bringen mit ihrem weißen Gesicht, ihrem schwarzen Haar und blauen Augen. Berrückt wird sie einmal die Männer machen. Die versteht's!“

Theodor rief leidenschaftlich aus: „Du sollst nicht so von ihr reden!“

„Wie denn ‚nicht so‘?“

„Ich leide nicht, daß du so frech von ihr sprichst. Das

ist wieder dein Prinzenton. Wenn du in diesem Ton von der Jakobe sprichst, verweh'r ich dir's. Sie ist ein braves Kind."

"Wie ihre Mutter war."

"Ihre Mutter. Was weißt du von der?"

"Man braucht die beiden ja nur anzusehen, um zu wissen — aber mit dir kann man von diesen Dingen nicht reden."

"Nein."

"Darum sind sie doch auf der Welt; und auf der Welt bleiben sie. Du wirst es nicht ändern, Herr Pastor."

Seinen jäh aufsteigenden Zorn bezwingend, fragte der Verspottete mit möglichster Ruhe: „Was hattest du mit der Jakobe? Ich will's wissen. Dazu habe ich ein Recht. Ohne mich hättest du sie nicht kennen gelernt, und sie ist meine gute Freundin."

"Bah, gute Freundin! Verliebt ist sie in dich. Deshalb ließ sie mich abfahren. So etwas verstehst du freilich nicht."

Der gute Junge errötete bis über die Ohren. . . . In ihn verliebt? Die Jakobe! Sie waren ja doch beide noch Kinder. Und überhaupt — wie konnte sich ein Mädchen in ihn verlieben? Welcher Unsinn!

Der „Unsinn“ brachte Theodor wieder ins Gleichgewicht. Er konnte sogar darüber lachen. Freilich klang es etwas erzwungen: „Abfahren ließ sie dich? Gabst du ihr dazu Gelegenheit?"

"Natürlich. Ich sagte ihr, daß ich mich in sie verliebt hätte, ohne sie überhaupt zu kennen; sagte ihr: ich fände sie allerliebste und sie sollte mir einen Kuß geben."

"Einen Kuß? Sie — dir? Das wagtest du?"

"Brauche doch keine solchen großen Worte. Als ob dabei etwas wäre? Dergleichen ‚wagt‘ sich sehr leicht. Besonders wenn man —"

Er verstummte, wurde verlegen, lachte hell auf, gestand ungezwungen und lustig: „Da wollte ich wieder einmal eine rechte Dummheit sagen, eine recht prinzipliche Dummheit."

Gut, daß ich sie verschluckte. Du hättest mir darüber gehörig den Text gelesen. Das besorge ich nun selbst. . . . Sei nur wieder gut, liebe Tugend! Schließlich bin ich doch ein ganz netter Kerl. Auch gar nicht so — eben prinziplich. Du verstehst schon. Jetzt will ich die Hefe dort unten in Frieden lassen — deinetwillen. Aber das eine sage ich dir schon heute: einmal muß sie mich doch küssen. Dann wird es freilich weniger unschuldig sein. Daran trägst du die Schuld.“

„Wie darfst du das sagen?“

„Daran trägst du dann die Schuld. Merke dir das. . . . Jetzt wollen wir frühstücken. Es riecht nach frisch gebadenem Brot; und ich aß in meinem Leben nicht solchen delikatsten heißen Schinken mit Bohnen, wie es gestern zum Abendbrot gab. Du wirst sehen, wie ich's mir schmecken lasse — obgleich das blasse Ding mich nicht küssen wollte: heute noch nicht.“

Er war wirklich ein netter Junge. Aber Theodor blieb diesmal gegen ihn verstimmt; denn: „Einmal muß sie mich doch küssen!“

Das würde niemals geschehen . . . In ihn sollte sie verliebt sein? . . . Verliebt!

Weshalb mußte der Knabe plötzlich an jene dunkle, heiße Sommernacht denken?

## Achtes Kapitel

Am Sonntag, nach einer besonders langen und besonders pastorlichen Predigt, ging's hinauf zum Schloß. Prinz Andrea meinte gänzlich respektlos: „Das wird sicher scheußlich langweilig! Was habe ich mit diesen Leuten da oben zu tun? Solcher habe ich zu Hause genug und übergenug. Weshalb laßt ihr mich nicht ungeschoren damit?“

Theodor erklärte ihm den Grund und seufzend schickte

sich der Gast in das Unvermeidliche; auch dann nicht weniger mißgestimmt, als sein Freund ihm mittheilte: „Ingrid ist angekommen. Du kennst sie bisher nur vom Ansehen. Lerne sie jetzt kennen.“

„Eine Komteß. Ich bitte dich! Tausendmal lieber ließe ich mich von der Almige deinetwegen abweisen. Die Frau Oberhofmeisterin meiner Mutter würde sagen: ‚Das kommt von der plebejischen Erziehung, deren sich Hoheit erfreuen.‘ Nun ja: das kommt davon. Ihre Erzellenz hat recht.“

Theodor erhielt Gelegenheit zum Staunen. Sein Freund erschien im Schlosse wie umgewandelt. Wie leicht er sich mit der ganzen Gesellschaft absand! Selbst die Gräfin-Mutter imponierte ihm nicht. Er bekam den Platz ihr zur Rechten und ihm wurde gleich nach ihr serviert: vor Gräfin Jutta. „Diese Leute“ gehörten zu ihm, und er gehörte zu ihnen. Das fühlten alle. Am meisten der Sohn Pastor Emanuels und — der Prinz selbst. Die Gräfin-Mutter bemächtigte sich seiner vollkommen; sie kannte manchen am herzoglichen Hof, fragte und erhielt Antwort, schien von ihrem Nachbar entzückt zu sein. Lachend erzählte dieser in seinem „Prinzenton“: „Als ich das leztmal zu Hause war, wunderte man sich allgemein, daß ich den Fisch nicht mit dem Messer aß und auch sonst noch leidliche Manieren hatte.“

Alle lachten. Nur Ingrid und Theodor blieben still. Ihre Blicke begegneten sich. Da wurde dem guten Kameraden der Komteß leicht und glücklich ums Herz, welches des verwandelten prinzlichen Freundes willen noch soeben bedrückt gewesen war. Auch nach der Tafel blieben die beiden in heimlichem Einverständnis. Von dem neuen Gast hielt Ingrid sich fern. Dieser beachtete sie ebenfalls nicht. Vielleicht, um den Pastorssohn zu tranken: weil die Almige in ihn verliebt war!

Was gab dieses eine kleine Wort dem Guten wieder zu denken . . .

Das Prinzlein war abgereist, hatte bis zur lezten Stunde gut getan und beim Abschied etwas wie Rührung gezeigt.

Alle hatten den Fürstensohn, der so gern ein einfaches Menschenkind gewesen wäre, liebgewonnen.

Jetzt aber war Erntezeit! Vor Sonnenaufgang zogen die Schnitter hinaus, von Frauen, Mädchen, Kindern begleitet. In aller Frühe erschallte ihr Gesang. Und sie sangen während der Arbeit: Volkslieder, Liebeslieder, heitere und wehmütige, nach alten Weisen, nach denen schon Ahn und Urahn dieselben Lieder gesungen hatten. Die Männer glichen mit ihren blanken, im Sonnenschein blizenden Sensen jenen allegorischen Gestalten der Mäher, die an des Lebens Ende mahnen: an ein Ende oft, oft ohne Erntezeit. Schwungvoll holten sie weit aus; und was sie gesät hatten, fiel unter dem blinkenden Stahl in langen goldigen Reihen. Frauen und Mädchen banden die leuchtende Fülle zu Garben und bauten sie gar künstlich auf, damit sie von der Sonne die letzte Reife, die letzte Weihe erhielten. Die Kinder sammelten die zurückgelassenen Ähren. Keine Arbeit war's, sondern ein Fest.

Zur Pfarrei gehörte, wie üblich, eine kleine Odonomie. Die Äcker lagen ziemlich entfernt vom Dorfe und stießen an die ausgedehnten Ländereien der Herrschaft. Der weiten Entfernungen wegen befanden sich auf dem geistlichen Besitz einige Gebäude, Scheune und Schaffstall, und das „Vorwerk“ gehörte zu Theodors Jugendparadies. Auch hier standen uralte Lindenbäume, wahre Greise ihrer Gattung.

Während der Ernte wohnte Theodor dort draußen; denn er spielte auf dem väterlichen Eigentum den Inspektor und erfüllte sein verantwortliches Amt mit großer Würde. Unter Scherz und Lachen ließen sich die Tagelöhner von dem jungen Herrn gebieten, der übrigens mitschaffte wie ein Großer. Auch mitsang und fröhlich mit den Fröhlichen war. Die kleinen Mahlzeiten teilte er mit den Seinen. Sie saßen unter den gelben Ährenbauten und verzehrten zum kräftigen Schwarzbrot gewaltige Stücke Speck und Wurst, die auf einem Thüringer Dorfe bis Winters Anfang reichen mußten. Es fehlte nicht der Kuchen, allsonnabendlich für die ganze

Woche gebaden. Sie mußten zu leben, die guten Leutlein im grünen, gesegneten Thüringerland.

Das Mittagbrot ward dem zukünftigen Herrn Kandidaten vom Dorfe herausgeschickt, Tag für Tag irgendein Leibgericht: in Schnittbohnen gedünsteter Schinken, Thüringer „Himmelreich“, wohl gar Kartoffelpuffer mit Speck gebraten. Diese leckeren Gerichte lagen auf dem wie Silber blinkenden Zinngeschirr — es war im Pfarrhause Prinz Andreas Entzünden gewesen — und langten, im Korbe sorglich verpackt, noch warm unter den Lindenbäumen auf der Höhe an. Denn das pastorliche Wortwerk lag auf den Hügeln über der Wassermühle, nahe dem Schloßberg.

Auch Besuch erhielt der junge Herr. Es kam das Komteßchen in eigener Person; und es glich doch beinahe schon einer jungen gnädigen Komtesse. Sie hatten einander viel zu erzählen auf dem Erntefeld, bei dem Sommergesang der Schnitter und der Lerchen: von Weimar, immer von Weimar! Was die Stadt Goethes und Schillers ihrem jungen Leben geworden war — Lebensanfang! Theodor Baumert, der Pastorssohn, erzählte von seinem heißgeliebten Erzieher, Lehrer und Freund Professor Karl Niese, der ihm für alles Edle und Schöne, alles Gute und Große auf der Welt und im Menschenleben die Augen öffnete. Nicht nur die Augen, sondern auch die Seele, die voll eines ebenso starken Gottesglaubens war wie die seines Vaters, aber erfüllt von einem viel milderen und duldsameren, von einem freien und weiten Menschentum, welches das wahre Christentum war. Und Ingrid von Trebra, das Grafenkind, berichtete dem Freunde von dem Fräulein von Schmettau, deren Seele Adlerflug hatte und deren ganzes Leben in Banden geschlagen war: in die ehernen Fesseln eines adeligen Herkommens der Familie, der Tochterpflicht. Dieses Fräulein von Schmettau erzog die ihr anvertrauten Töchter des deutschen Hochadels in dem Sinne — genau in dem Sinne — wie es von den Eltern gefordert ward: die jungen Gemüter anders zu leiten, wäre Pflichtverletzung, Vertrauensbruch gewesen. Aber das Fräu-

lein von Schmettau litt an dieser treuen Erfüllung ihrer Pflicht, die sie freiwillig auf sich nahm. Eben deshalb mußte sie sie mit doppelter Strenge erfüllen. Es war die Tragik dieses Frauenlebens, daß ihr nicht gestattet war, die jungen Seelen jenen Lebensweg zu weisen, den sie selbst nicht gehen durfte und der dadurch für sie zu einem Passionsweg geworden war. Sie sah die Straße vor sich: hell und weit; und diese Straße führte ein neues Geschlecht zu einem neuen Daseinszweck. Sie führte nicht durch Blumenwiesen dahin, nicht unter Waldeschatten, lieblich murmelnden Bächen entlang. Sie war voller Hindernisse. Oft schattete darüber ein nachtschwarzer Himmel, oft zuckten Blitze, grollte Donner, tobte Sturm. Disteln und Dornen zerrissen die Füße, Kampf und Drang machten die Seele wund. Aber das Ende war Glanz und Sieg!

Was das Fräulein von Schmettau den Seelen ihrer Zöglinge nicht erweisen durfte, erwies sie Ingrid's von Trebra kampfesfreudigem, leidensfähigem Gemüt, ein Vertrauensbruch gegen des Mädchens Eltern, den das Fräulein von Schmettau auf sich nahm. Für dieses Herz wollte sie einstehen, für diesen Geist die Verantwortung tragen; darüber Rechenschaft ablegen!

Als Ingrid in einer traulichen Stunde sie fragte: „Weshalb gründeten Sie diese Anstalt?“ — bestand die Erwiderung in wenigen Worten: „Meine Mutter mußte zu essen haben.“

Und auf die andre Frage: „Weshalb werfen Sie es jetzt nicht hin? Weshalb machen Sie sich jetzt nicht frei?“ — wiederum nur die Worte: „Meine Mutter muß ihre Tochter behalten.“

Es klang wie ein gedämpfter Aufschrei, ein erstickter Jammerlaut.

Von diesen ernsthaften Dingen sprachen die beiden jungen Menschenkinder, während der Segen der Felder eingehaust wurde unter dem leuchtenden Sommerhimmel ihres schönen Vaterlandes. Sie sprachen leise, als teilten sie einander Geheimnisse mit, grüßten sich still, trennten sich stumm. Und



schweigend schlossen sie in diesen wonnigen Sommertagen einen Lebensbund. . . .

Aber bevor die köstliche Ferienzeit zu Ende ging, brachte sie für Theodor noch ein weiteres Erlebnis. Es ward für ihn zum Ereignis.

Auch die Flmnige kam eines Tages aus ihrer kühlen Tiefe zu der heißen Höhe emporgestiegen, um nach ihrem alten Gespielen zu sehen. Er hatte sie gemieden; er kam nicht mehr zu ihr, kümmerte sich nicht mehr um das Mädchen, mit dem zugleich er einer Mutter Milch getrunken hatte. Wirklich einem unirdischen Wesen gleich, erschien sie ihm in dem Sonnenbrande eines Mittags, ohne Hut, das freie Haupt glänzend wie von düsteren Strahlen umflossen; und es war doch nur ihr seidig schimmerndes Haar, das die Farbe von Rabensittichen hatte. Ihr Gesicht war ebenso weiß wie im Winter, als ob die Sonne es nicht verbrennen könnte. Sie wollte auch nicht im Lindenschatten ausruhen, sondern blieb auf dem Felde bei den Garben. Hingelagert, beide Arme unter dem Kopf, stellte sie den Treulosen zur Rede: „Was ist's eigentlich mit dir?“

Die einfache Frage machte Theodor verlegen. Sehr knabenhaft gab er die ausweichende Antwort: „Was sollte mit mir sein?“

„Bist du vornehm geworden?“

„Vornehm? Ich?“

„Weil du einen Prinzen zum Freunde hast.“

„Meinst du das? Ich denke bei ihm gar nicht daran, daß er ein Prinz ist.“

„Wo er doch immer daran denkt, daß du nur ein Pastorensohn bist. Oder denkt er nicht immer daran?“

„Nein.“

„Mir sagte er, ich müßte ihn küssen, weil er ein Prinz sei.“

„Ein dummer Junge ist er! . . . Küßtest du ihn?“

Trotz seines besseren Wissens mußte er diese Frage tun. Sie schielte zu ihm hin, der in einiger Entfernung von ihr in den Stoppeln lag und, den Kopf in der Hand, zu ihr

herüber sah. Die Augen hatte sie halb geschlossen, was ihrem Blick etwas Verdecktes, Unergründliches gab.

Da fuhr er sie an: „Ich fragte dich, ob du ihn küßtest? Weil er doch ein Prinz ist. Warum antwortest du nicht?“

„Weil ich nicht mag.“

„Also küßtest du ihn?“

„Vielleicht. Weil er ein Prinz ist.“

„Du lügst!“

„Also lüg' ich.“

„Ich weiß, daß du ihn nicht küßtest.“

„Warum fragst du also?“

„Er sagte mir's selbst.“

„Also weißt du's.“

„Und er sagte: Einmal würdest du ihn doch küssen, weil er ein Prinz ist. . . . So sprich doch!“

„Was soll ich sprechen?“

„Ob du ihn einmal küssen wirst?“

„Wenn ich ihn küssen will, so küsse ich ihn. Ich werde einmal nur jemand küssen, den ich will, ob er nun ein Königssohn ist oder ein —“

„Oder wer?“

„Jrgend wer. Jetzt weißt du auch das.“

„Höre du!“

„Und jetzt will ich schlafen.“

„Mitten auf dem Felde?“

„Ich bin müde.“

Sie schloß die Augen und schien gleich einzuschlafen. Er schaute noch immer zu ihr hinüber: auf ihr weißes Gesicht und ihr leuchtendes Haar. Dadurch, daß sie die Augen geschlossen hatte, bekam ihr Gesicht etwas Starres, Fremdes. Aber sie hatte den Mund leicht geöffnet, und er sah hinter den roten Lippen die blanken Zähne. Nun mußte er steif auf ihren Mund schauen und dabei denken, daß sie einmal nur den Mann küssen würde, den sie küssen wollte: sei es ein Königssohn oder „irgend wer“.

Oder ein Pastorensohn. . . .

Solange sah er auf den jungen Frauenmund, bis darüber auch ihm an dem heißen Tage die Augen zufielen.

Er schlief ein. Und er träumte: er würde geküßt! Von der Jakobe, von der Jinnige! Er wurde so heiß auf den Mund geküßt, daß er darüber erwachte — so träumte er.

Er sah in ihr Gesicht, in ihre meerfarbenen, unergründlichen Augen. Sie kauerte neben ihm, beugte sich über ihn und küßte ihn an dem hellen, heißen Sommertag.

Auf den Mund küßte sie ihn.

## Neuntes Kapitel

Schwere Tage ernster Vorbereitung kamen. Eine Vorbereitung war's auf den Abschied von der ersten glücklichen Jugendzeit; Vorbereitung auf den Beginn einer neuen großen Epoche: auf das Leben mit seinen Kämpfen und Leiden, seinen getäuschten Hoffnungen und seinem betrogenen Glauben, seinen Entbehrungen und Entfagungen — Vorbereitung auf den Eintritt ins Christentum.

Pastor Emanuel erteilte sie seinem Sohne . . .

Wie der alte Herr gleich anfangs mit dem Vorsteher des Instituts ausgemacht hatte, so geschah es; jeden Sonnabend fuhr der Gottgeschenke in erster Frühe nach dem Dorfe ins Vaterhaus, wo er die Lehre Christi aus Vatermund und Vaterherzen empfing. Für Pastor Emanuel waren es seines Lebens große Weihestunden; für Pastor Emanuels Sohn die traurigsten seiner Knabenjahre.

Er wollte seinen Vater in allem verstehen, in allem ihm folgen, bis in die unzugänglichsten Höhen seines starren Gottesglaubens hinauf, bis in die unergründlichsten Tiefen seiner Lehren hinab. Alle Wunder des Christentums, diese dunkelsten Kinder des Glaubens, wollte der Jüngling sich

zu eigen machen; keine zweifelnde Frage tun, keinen Zweifel hegen — das Unvorstellbare wollte er sich vorstellen.

Den Glauben wollte er haben. Denn Glaube war alles! Er wollte glauben.

Wenn er dieses oder jenes Wunder nicht glauben konnte, wenn ihn trotz seines festen Willens bange Zweifel beschlichen, wie Räuber und Mörder ihm aufauerteten; wenn er den Schrei ausstoßen wollte: „Ich kann — kann — kann nicht!“ so erstickte er den Angstschrei gewaltsam, begrub die Zweifel im tiefsten Busen, betäubte sich, belog sich.

Also auch hier wieder Lüge! Lüge im Allerhöchsten, Allerheiligsten des Menschen! Lüge aus Mitleid.

Um seinen Vater aus Mitleid belügen zu können, war die Selbstlüge Notwendigkeit. Nur nicht daran denken, daß es Selbstlüge war. Es konnte zur Verzweiflung führen, zum Selbstmord.

Während ihm sein Vater die Mysterien der Gottheit auslegte, mußte Theodor häufig die Betrachtung anstellen: „Ist Selbstmord wirklich eine Todsünde? Mein Vater hält den Selbstmord dafür. Wenn mein Vater wüßte, wie leicht sein eigener Sohn die Todsünde begehen könnte. Der Mensch in seiner höchsten Not mag leicht dahin gebracht werden. . . . Welche Gedanken sind das für einen Pastorssohn, der selbst Prediger werden soll? Für den Menschen in seiner höchsten Not gibt es einen Gott, einen lebendigen Gott! Und doch wird der Mensch von seiner höchsten Not zum Selbstmord getrieben, zur Todsünde. Ich höre, daß in unsrer Zeit selbst Kinder zu Selbstmördern werden, weil sie in ihrer höchsten Not keinen Gott finden. So oft höre ich davon. Schlechter Zensuren willen töten sie sich. Durch harte Lehrer, die vom Kinde nichts verstehen, die Kinder nicht lieben; aus Furcht vor Strafe begehen sie Selbstmord, die armen Unwissenden. Und ich höre: unsre Zeit sei schuld daran. Also macht unsre Zeit schon aus Kindern Selbstmörder und Sünder? Es soll ja doch eine große Zeit sein — wie ich sagen höre. Freilich nicht von meinem Vater und nicht oben im

Schlosse; aber doch in Weimar von meinem verehrten Professor. Auch das Fräulein von Schmettau hat es zu Ingrid gesagt: wir wären Kinder einer großen Zeit! Nur müßten wir uns ihrer würdig zeigen, ein junges Geschlecht der Zukunft. . . . Oft weiß ich nicht aus und nicht ein.“

Er sollte konfirmiert werden, sollte öffentlich das Glaubensbekenntnis ablegen, sollte das heilige Abendmahl empfangen: Leib und Blut des auch für seine Sünden am Kreuz gestorbenen Gottessohnes. Sein eigener Vater sollte ihm den Kelch reichen und das Brot für ihn brechen. Und der Sohn befand sich in höchster Not; denn er fühlte sich in diesem Allerheiligsten des Menschen als ein Heuchler und Lügner. Wie sich von der Lüge befreien?

Er ging umher bleichen Gesichtes wie ein Schwertkranter. Pastor Emanuel schrieb seines Sohnes Zustand dessen Ergriffenheit zu und war beglückt — zum erstenmal beglückt über diesen geliebten, dem Herrn abgerungenen Sohn, den er jetzt dem Herrn darbrachte: „Nimm ihn, diesen deinen zukünftigen Diener, in Gnaden an!“

Auch Ingrid, auch die Almire sollten zugleich mit Theodor im Dorfe eingeseget werden. Ingrid empfing ihre Christenlehre in Weimar, erhielt jedoch auf besondere Bitte ihrer Eltern die Erlaubnis, die heilige Zeremonie selbst in der Heimat an sich vollziehen zu lassen. Ob auch sie kämpfte und litt? Theodor begegnete dem Pensionat des Fräuleins von Schmettau jetzt nur auf den Ausgängen. Denn in das Theater durften sie vor der Konfirmation nicht gehen, als ob das Theater nicht auch eine Kirche, Goethe und Schiller nicht auch Verkündiger der Gottheit wären? Die jungen Menschen grüßten sich jetzt mit einem tiefem Blick, wenn sie im Vorübergehen sich sahen; und beide glaubten des Blickes Bedeutung zu wissen. Die Almire dagegen schien eine rechte Heidin zu sein, worin sie freilich nur ihrer Mutter nachschlug.

In diesem Winter war in der dem Dorfe zunächst liegenden kleinen Stadt eine Schauspielergesellschaft. Sie gab

mit geringen Mitteln und gutem Willen auch Trauerspiele, sogar klassische Dramen. Die Jakobe befand sich darüber in fieberhafter Erregung. Trotzdem sie die Christenlehre besuchte und zu Ostern eingesegnet werden sollte, lief sie bei Wind und Wetter nach Anbruch der Dunkelheit in die Stadt. Es war ein weiter Weg, überdies verschneit und vereist. Das machte ihr jedoch nichts. Sie war wie verzückt, wie in einem seligen Traum. Nach Mitternacht erst kehrte sie heim. Zuerst trieb sie es des Pastors und der Christenlehre willen möglichst heimlich. Nur ihre Mutter wußte davon, sagte dazu nicht ja und nicht nein. Bald jedoch wurden des Mädchens nächtliche Theaterbesuche im Dorfe ruchbar und viel besprochen. Pastor Emanuel erfuhr davon, zürnte heftig, stellte zuerst die Tochter, danach die Mutter zur Rede.

Die Wellerin meinte gelassen: „Wie Ihr Sohn seines Vaters Sohn ist, so ist auch meine Tochter ihres Vaters Kind; und ihr Vater war Schauspieler. Lassen Sie Ihren Sohn nicht Prediger werden, so will ich meiner Tochter verbieten, in die Stadt zu laufen und die Schauspieler zu sehen.“

„Verbieten müßt Ihr's der Jakobe! Sie gibt ein öffentliches Argerniß.“

„Solches gab ja wohl auch ihre Mutter, wie Sie meinen. Die Jakobe ist eben ihrer Eltern Kind.“

„Wenn sie dieses ungehörige Wesen nicht unterläßt, muß ich an ihr ein öffentliches Beispiel zeigen.“

„Wenn Sie müssen, so müssen Sie eben.“

„Ich muß Eure Tochter von der Christenlehre für dieses Jahr ausschließen.“

„Wie Sie meinen.“

Außer sich rief der Pastor: „Und Euch rief meine arme Frau an ihr Sterbebett für ihren Sohn!“

„Weil Ihre Frau nicht Ihres Geistes war.“

„Das wagt Ihr mir zu sagen!“

„Es ist die Wahrheit.“

Die Jakobe fuhr fort, in die Stadt zu laufen und das Theater zu besuchen; die Wellerin fuhr fort, es ihrer Tochter nicht zu verbieten. Da hielt Pastor Emanuel Wort und das Mädchen ward für dieses Jahr von der Unterweisung im Christentum ausgeschlossen. Für Theodor war es ein heftiger Schmerz. Er fragte sich, ob er einstmals in einem ähnlichen Fall wie sein Vater handeln würde, und verneinte die Frage. Jedenfalls tat er dann als Geistlicher unrecht. Durch solche Erkenntnis wuchs seine Verstörung.

Endlich vertraute er sich einem Menschen an. Es war jedoch nicht sein Vater, nicht der Prediger; es war sein Professor in Weimar. Immerhin war es ein Fremder.

Dieser Mann mit seinem milden, echt menschlichen, echt christlichen Geist half ihm väterlich die schwere Stunde bestehen.

## Zehntes Kapitel

Es waren späte Ostern, daher Thal und Berg bereits frühlingsfrisch umgrünt. In den jungen Saaten konnten sich die Krähen verstecken, die Amseln flöteten ihre Lieder und die weichen, warmen Lüfte durchtönte Lerchenjubil.

Und Blumen gab es bereits. Blumen auf den Hängen, an den Hecken, unter den sprießenden Gebüsch. Nirgendwo anders im großen Deutschen Reich erschien der Lenz von solchem bunten Kranz umwunden wie im Thüringerland zwischen Saale und Werra. Die Wiesen und der Rand der Bäche waren gelb von Primeln, die weißen, die hellblauen und rosigen Anemonen vollbrachten wahre Frühlingswunder, Schneeglöckchen bedeckten den Waldboden und Mutter Erde duftete nach Weilchen wie eine Braut, für die der Geliebte das Schönste auf den Fluren sucht.

Osterpalmen in den Häusern, Osterfreude in den Herzen!

Ja, und Osterluchen —.

Wiederum buk das ganze Dorf, was seine Hausfrauen nur backen konnten. Zu der Osterfreude das Osterfestessen! Dieses mußte so üppig sein, wie die Freude groß war. Das gehört nun einmal zum Leben; und es ist gut und recht, daß es dazu gehört. . . .

Pastor Emanuel bereitete sich für die heilige Handlung der Einsegnung vor, so ernsthaft und tief wie noch niemals im Leben: galt sie doch seinem lieben Sohne! Er sprach zu seinem Gott und er sprach zu seiner verstorbenen Frau. Zu seinem lebendigen Gott sprach er jeden Tag, zu seiner toten Frau erst jetzt wieder einmal.

„Siehst du, Christiane! So ward denn der Weg bis zu dieser Station glücklich zurückgelegt. Es war nicht leicht, ihn zu schreiten, wie ich dir eingestehen will. Ich mußte unsern Sohn, den du meinen Sohn nanntest, einem Fremden überlassen, mußte es mir zur Strafe, ihm zum Heil. Weil mein Sohn zu viel von deinem Geist besitzt, hätte ich ihn selbst in noch schärfere Zucht nehmen müssen, als ich bereits tat. Aber es gelang mir nicht mit ihm: er entglitt meiner Hand. Dafür mußte ich mich selbst strafen und ihn von mir geben.

„Zu viel von deinem Geist besitzt der Knabe. Ich versuchte, mir's zu verhehlen, mußte es jedoch erkennen. Bünnen muß ich dir noch im Tode, daß du mir meinen Sohn schenktest, nicht genug von meinem Geiste erfüllt. Auch das war von dir ein Unrecht, an mir und meinem Sohne vollbracht.

„Und — siehe, Christiane, o, Christiane! Ich wollte dir wegen deines Sterbens. Heute leiste ich dir wegen meines Grobtes Abbitte. Wärest du am Leben geblieben, so wäre mein Sohn noch mehr deines Geistes geworden. Das durfte nicht sein! Es ist grausam, ist furchtbar, dir dieses in dein Grab nachzurufen. Ich muß es jedoch tun. Denn ich darf dir auch im Tode nicht eine Lüge nachsprechen. Höre also die Wahrheit und vergib sie mir, wie du mir meinen Groll verzeihen möchtest. Wenn ich dich wieder-



sehe in der Ewigkeit, will ich dir darüber Rechenschaft ablegen.“

Mit lauter harter Stimme sprach der Vater Theodors zu dessen toter Mutter. . . .

Am Abend vor Palmsonntag, an dem die Einsegnung stattfand, machte Theodor im Dorfe bei allen guten Bekannten Besuch. Ihm war zumute, als sollte er von allen Abschied nehmen. Auch zu Kantor König kam er.

Das Kantorehepaar König bestand aus zwei uralten Leutlein, Thüringens Philemon und Baucis. Auch mit dem Lindenbaum stimmte es; denn die greise Dorflinde beschattete das der Pfarre gegenüberliegende Kantorhaus, das zugleich die Schule war. Der alte Herr wollte seine liebe Dorfjugend noch immer nicht ganz abgeben, hatte jedoch neben sich eine junge Kraft, einen seiner Söhne, deren er sechs besaß. Auch vier Töchter hatte ihm seine Baucis geboren. Der helllockige sonnige Jüngling in Weimar war der jüngste und geliebteste.

Wie es die guten Alten bei dem geringen Gehalt fertig brachten, zehn Kinder aufzuziehen, verstand niemand. Genug, sie brachten es fertig — eben mittels Entbehren und Darben. Es war aber nur Entbehren und Darben für sich selbst, in aller Heimlichkeit. Dabei waren sie stets froher Dinge. Besonders war das Mutter König, die längst Urgroßmutter war. Sämtliche Töchter waren gut verheiratet und sämtliche Söhne gut geraten und ebenfalls leidlich versorgt, bis auf den jüngsten und liebsten, den Sorgensohn, der ein König des Lebens werden wollte. Trotz aller Sorge war er bereits jetzt etwas andres, Großes: der Stolz seiner Eltern, ihre Lebensfreude. Das war dem schönen Jungen freilich nicht genug, lange nicht genug.

Als nun Theodor die beiden Alten besuchte, und er kaum Platz genommen hatte auf dem behaglichsten Stuhl in dem hübschen, hellen Zimmer, wurde er denn auch gleich eifrig befragt: „Sahst du unsern Jvo? Wie geht's ihm? Er schreibt so wenig, kommt so selten, und er weiß doch —“

Er mußte freilich, wie er geliebt, wie er ersehnt wurde . . .

Mutter König tat die Frage. Ihr Mann schalt sie deswegen: „Du weißt ja doch! Wie kannst du dich fort und fort damit quälen! Unsern Jungen quälst du auch. Denn du bildest dir doch nicht ein, er merkte deinen Briefen dein ewiges Sehnen und Sorgen nicht an? Er hat zu tun; er muß arbeiten; muß vorwärts kommen, fleißig sein. Sage du's ihr doch auch, Theodor. Sie nimmt es sich zu sehr zu Herzen, und sie ist doch grade die Jüngste nicht mehr, um sich beständig sehnen und sorgen zu können.“

Scheltend warf er seiner nicht mehr ganz jungen Lebensgefährtin einen Blick strahlender junger Liebe zu. Dann wollte er über den Liebling des Hauses von Theodor hören.

Dieser war nach Möglichkeit schonend: „Ihr wißt ja, wir sehen uns in Weimar wenig. So gut wie gar nicht. Ich bin im Institut auf dem Berge, er wohnt unten in der Stadt bei der Kunstschule. Wir müssen beide arbeiten, beide fleißig sein. Denn beide müssen wir vorwärts kommen. Nicht nur unserer selbst willen, sondern ich wegen meines Vaters, Ivo wegen Vater und Mutter.“

Die Alte murmelte gerührt: „Er liebt uns sehr; ist solch guter Sohn, Gott segne ihn. Unsertwillen ist er fleißig, arbeitet er, quält er sich.“

Nun hatte Theodor irgendwo gehört, daß Ivo so faul sei, wie sein Talent groß, wie sein Wesen glanzvoll war. Als er die Liebe und Sorge der Eltern des Sonnenmenschen wieder einmal so recht leuchten sah, ward es ihm schwer ums Herz. Er mußte lügen: „Gewiß ist er fleißig. Alle sagen es. Alle sind der Meinung, er wird es weit bringen. Euer Sohn ist ein Künstler. Das ist etwas Großes, etwas Hohes.“

Andächtig hörten die Alten zu. Mutter König hatte wie beim Gebet die Hände gefaltet

Pastor Emanuels Sohn gestand errötend: „Stellt Euch einmal vor, daß auch ich einmal glaubte. . . Ich habe näm-

lich ein Drama geschrieben, in Jamben, ein griechisches Trauerspiel. Es ist jedoch nichts damit.“

„O, doch, doch. Es wird herrlich sein!“

„Ich bin kein Dichter. Es war Gotteslästerung, daß ich's einmal glauben konnte; freilich nur für kurze Zeit. Wie kam ich nur dazu? Dichter und Künstler sind das Höchste, sind das, wofür es eigentlich keinen Namen gibt. Aber Euer Ivo ist Künstler.“

Beide Alten jubelten: „Unser Ivo! Unser Sohn! Gott segne ihn! Gott hat uns gesegnet, indem er uns solchen Sohn gab.“

Da tat Theodor eine höchst nüchterne Frage. Er stellte sie voll heimlicher Sorge: „Braucht Euer Sohn nicht sehr viel Geld?“

Die alte Frau sah ängstlich hinüber zu ihrem Mann, der ihr freundlich zunickte. Als Mutter König trotzdem recht herzlich aufseufzte, versicherte er lebhaft: „Nicht sehr viel Geld. Er weiß, wir sind arme Leute mit unsern lieben Behn. Denn die Enkel und Urenkel wollen doch auch wissen, daß wir noch am Leben sind; und ein Kantor von Dorf Trebra hat wohl immer Kuchen gegessen, aber nur knapp sein täglich Brot gehabt . . . Gar nicht sehr viel Geld braucht unser Junge. Nur etwas viel. Und gewöhnlich braucht er's gerade dann, wenn es nicht da ist. Dann muß es beschafft werden. Und es wird immer beschafft für unsern liebsten Jüngsten, der ein großer Künstler werden wird und eine glänzende Zukunft vor sich hat. Sünde und Schande wär's für mich, wenn ich das bißchen Geld nicht beschaffte. Es ist nämlich immer nur ein bißchen. Nein, wirklich! Seine Mutter sorgt sich freilich auch wegen des bißchen. Denn das tußt du, meine gute Alte. Solche Torheit! Wozu hätten wir denn unsre Behn in die Welt gesetzt, wenn wir für sie nicht sorgen könnten? Unsrer verfluchte Pflicht und Schuldigkeit ist's. Also!“

Mutter König fügte hinzu: „Ivo weiß, wir haben nicht viel, und es macht seinem Vater Sorge, selbst das bißchen

zu beschaffen. Er wird sich daher gewiß einschränken. Weimar ist eine große Stadt, und in einer großen Stadt muß der Mensch anders leben als auf einem Dorf. Namentlich ein junger Mensch, der doch auch sein Vergnügen haben will. Wenigstens Sonntags. An andern Tagen muß ein junger Mensch auch in einer großen Stadt arbeiten; und das viel mehr als auf dem Dorf. Nun ist unser Jüngster solch guter Sohn. Gerade solch guter Sohn ist er, wie er ein schöner und braver Junge ist. Also bin ich mit meiner Sorge eine törichte alte Frau, und mein Mann tut recht, mich zu schelten "

Rantor König erklärte seinem Gast, den er auf dem Arm getragen hatte, zu dessen weiteren Beruhigung voll Eifers: „Ich habe Söhne, die mir im Notfall helfen. Sie tun es gern für ihren Bruder, an den alle den Glauben haben, wie ihn jeder lieben muß, der sein hübsches Gesicht sieht und sein helles Lachen hört. Einer meiner Schwiegeröhne ist ein Mann in besten Verhältnissen, was freilich nur für den äußersten Notfall zu bedenken wäre. Auch mußt du wissen, daß ich allerlei kleine Nebeneinkünfte habe als Verwalter der Gemeindefasse und Versicherungsagent für Trebra und Umgegend gegen Hagel und Feuer. Ich kann daher das bißchen Geld für unsern Jbo wirklich recht gut beschaffen; und wir zwei Alten brauchen herzlich wenig zum Leben. So gut wie nichts.“

Mutter König brachte jetzt die Bewirtung, ohne die niemand aus dem Rantorhaus fortkam. Für Theodor holte sie des Hauses Bestes herbei: frisches Schwarzbrot, goldgelbe Butter und eine Honigwabe. Dazu eine Flasche ihres weit und breit berühmten Stachelbeertweins. Die Honigwabe hatte sie den ganzen Winter über für ihren Jüngsten aufgehoben. Der kam jedoch nicht, blieb in der großen Stadt Weimar, mußte arbeiten, wollte ein berühmter Künstler werden, war schon jetzt ein König des Lebens.

Der Abend war so lind, daß man sich auf die Bank vor der Tür setzen konnte. Theodor atmete aus tiefster Brust

den Frühling ein. Ihm war wohl und weh ums Herz; auch für die beiden guten Alten an seiner Seite. Sie sprachen nicht mehr von dem Sohn, sondern mit ernstern, innigen Worten von dem morgigen Tag und seiner großen Bedeutung für eines Menschen ganzes Leben.

Der Kantor meinte: „In der Welt soll das jetzt anders geworden sein. Wir beide glauben es indes nicht. Sind doch Welt und Menschen dieselben geblieben; und daselbe bleibt des Menschen Leben. Vielleicht ist dieses in der neuen Zeit noch schwerer, noch härter und verantwortlicher geworden. Wie sollte also der Mensch ohne ein ernstes Christentum auskommen können, und was wären wir ohne unsern Glauben, ohne unser Gebet? Solange der Mensch noch beten kann, ist er glücklich und gut. Erst wenn die Menschheit ihr Gebet verliert, ist sie eine arme, verlorene Menschheit ohne Stab und Stütze, ohne Hilfe und Rettung. Bete du nur immer aus Herzensgrund und du kannst nie unglücklich werden.“

Dann begann Mutter König mit leiser, leiser Stimme von Theobors verstorbener Mutter zu sprechen: daß diese den Palmsonntag mit ihrem lieben Sohn nicht erleben konnte; Ostersonntag mit ihm das erste heilige Gedächtnismahl nicht nehmen, was für christliche Eltern einer der höchsten Augenblicke ihres Lebens war.

„Sie hätte an dir ihre heilige Mutterfreude gehabt, wie du geraten bist, solch guter Mensch und bester Sohn. Ja, und auch stattlich! So schön, wie unser Ivo ist, kann freilich kein Zweiter sein. Immerhin kannst du dich sogar neben ihm sehen lassen. Nehmt euch nur vor den Frauen in acht . . . Da lacht mein Alter. Er lacht mich wieder aus! Um dich brauchte sich keine Mutter zu sorgen: um einen frommen Kandidaten, der du doch gewiß bald sein wirst. Um einen Geistlichen gibt's in dieser Beziehung überhaupt keine Sorge. Ein Geistlicher gewinnt ein gutes, hübsches Kind lieb, heiratet es, bekommt sein Pastorat, bekommt seine Gemeinde und recht viele gesunde Kinder von seiner hübschen und guten

Frau; und — und so ist es. Aber unser Ivo! Es soll in der Künstlerchaft gar erschrecklich zugehen, geradezu heidnisch. Und er ist doch so prachtvoll anzusehen. Wenn sich nun die Weiber an ihn herannachen. In solcher Stadt soll es nämlich Weiber geben — das kann ich dir freilich nicht sagen; und mein Alter will sich totlachen über mich, über seine dumme, alte Frau. Schließlich ist unser Ivo doch auch nur ein Mensch.“

„Ein reiner Mensch, seiner Mutter Sohn. Wohl auch seines Vaters Sohn,“ sagte jetzt der Alte nicht ohne heimliche Bewegung.

Theodor schied von diesen reinen und guten Menschen. Er nahm von ihnen in seiner Seele das Wort mit sich: „Bete du nur immer aus Herzensgrund, und du kannst nie unglücklich werden.“

---

## Elftes Kapitel

---

Das Ithll vom Kantorhause im Herzen, ging Theodor den Almwiesen zu. Auch dieser Weg sollte ihn einem Abschied zuführen.

Ein wehmütig holder Frühlingsabend brach herein und der Sonnenuntergang rötete den Himmel mit sanften Gluten. Sie spiegelten sich in der langsam fließenden, leise rauschenden Flut und durchstrahlten das knospende Erlengrün. Die junge Natur war reich an Hoffnung und Aufgehen der Saat, auf Sommerreichtum und gesegnete Reise — genau wie das junge Geschlecht.

Theodor näherte sich der Mühle, deren stummes Räderwerk in smaragdgrünes Moos gehüllt stand. Vor dem Wehr staute sich der Fluß. Hier ward die Alm zu einem Teich, vom Zauberer Mai in ein Feld gelber Lilien verwandelt.

Darauf stürzte sie sich brausend, schäumend hinab, gleichfalls einer ungestüm vorwärts drängenden jungen Menschenseele gleich.

Die Jakobe! . . . Wo blieb heute die Jakobe?

Nicht wie sonst trat sie ihm entgegen, und sie mußte doch wissen, daß er an diesem letzten Abend kommen würde. Seitdem sie ihn an jenem unvergeßlichen hellen, heißen Sommertage im Schlaf auf den Mund geküßt hatte, mußte sie es wissen! Freilich mußte sie nicht, daß sie in seiner schlummernden Jünglingsseele etwas wachgeküßt hatte; etwas, dafür er keinen Ausdruck fand, das nun in ihm lebendig war und sich nicht wieder in Schlaf kullern ließ. Es war wie Sehnsucht nach einer unbekanntem Gottheit, die sich ihm angekündigt, aber noch nicht offenbart hatte.

Ausgeschlossen von der Christenlehre war die Jakobe worden; nicht mehr zugelassen ward sie zur Vorbereitung für das große Mysterium, um mit ihm und den andern als junge Christin des höchsten Heils teilhaftig zu werden; warten mußte sie, bis sie sich dessen wieder würdig gemacht hatte. Sein eigener Vater stellte sie an einen Schandpfahl, das Mädchen, das den Sohn geküßt hatte . . . Es war schwer zu ertragen, alles in ihm drängte zu ihr, um sie ein letztesmal zu grüßen, bevor das Wunderbare sich an ihm vollzog.

„Jakobe! Jakobe!“

Da sie ihm nicht wie sonst entgegenkam, rief er sie. Statt ihrer trat jetzt die Mutter aus dem Hause, blieb in der Tür stehen und erwartete gelassen den Pastorsohn. Wie blaß die Frau war, der die Tochter so gleich.

Eine jähe Angst befiel den jungen Menschen. Mit gepreßter Stimme stieß er hervor: „Wo ist die Jakobe?“

„Nicht hier.“

„Also wo?“

„Fort.“

„Ins Dorf?“

„Weiter. Viel weiter.“

„Was meint Ihr damit?“

„Daß sie fort ist.“

„Wohin?“

„In die Welt hinaus, ins Leben hinaus.“

Blas und still sagte es die Frau, ohne eine Bewegung zu tun.

Theodor wußte nicht, was er denken sollte. Wie konnte die Jakobe fort sein: „In die Welt hinaus!“

„So sagt doch . . .“

Seine Erregung machte ihn stumm.

„Was ist weiter zu sagen? Gestern abend ging sie fort. Sie ging in die Stadt zu den Schauspielern. Es mußte so sein.“

Theodor begann zu verstehen. Auch „daß es so sein mußte“. Ihn ergriff ein heißer Schmerz, als habe er ein Unwiederbringliches verloren. Wie im Traum hörte er die Mutter der Jakobe sagen: „Ich wußte seit langem, daß es so sein mußte. Als die Schauspieler in die Stadt kamen, wußte ich, es würde jetzt sein. Sie konnte nicht anders.“

„Ging sie heimlich?“

„Nein. Gestern sagte sie's mir. Sie sagte nichts als: Ich gehe fort.“

„Und Ihr hieltet sie nicht zurück?“

„Wenn sie doch fortgehen mußte.“

„Sie ging in ihr Unglück!“

„Möglich. Fortgehen mußte sie trotzdem — ihres Vaters Tochter.“

Ja, ach ja! Die Jakobe war ihres Vaters Tochter. Warum war er nicht seines Vaters Sohn?

Ein Schluchzen männlich erslickend, erkundigte sich Theodor: „War sie sehr traurig, als sie ging?“

„Weshalb sollte sie traurig gewesen sein?“

„Sie verließ ihre Mutter!“

„Ich durfte sie nicht halten.“



„Schmerzt Euch denn nicht, daß sie Euch so schmerzlos verließ?“

„So sind die Kinder.“

Theodor rief heftig: „Sagt das nicht! So sind sie nicht! Nicht alle sind so! Auch die Jakobe ist anders.“

„So sind alle. Alle verlassen Vater und Mutter und sehen nicht zurück. Es wird wohl so auch ganz recht sein.“

Als Theodor sich etwas gefaßt hatte, erkundigte er sich stotternd, ob sie nichts zurückgelassen hätte: „Eine Botschaft, einen letzten Gruß?“

„An dich?“

„Nun ja.“

„Sie dachte nicht an dich; so wenig wie an mich. Sie dachte nur, daß sie fortgehen mußte.“

„Nur daran! Wer wird sich ihrer da draußen annehmen? Sagte sie Euch das, damit Ihr ruhig sein könnt?“

„Ich bin ruhig.“

„Damit ich ruhig sein kann!“

„Sie sagte mir, bei der Gesellschaft sei ein Schauspieler, der sich ihrer annehmen würde.“

„Er wird sie verderben!“

„Sie sagte mir, es sei ein älterer Mann. Er soll Komödie spielen, daß man jauchzen muß und weinen zugleich. Sie bat mich oft, ich sollte einmal mit ihr gehen und den Mann Komödie spielen sehen. Ich will aber nicht mehr im Theater jauchzen und weinen zugleich.“ Sie erzählte beifällig von ihm, und welch herrlicher Schauspieler er gewesen sein muß.“

„Gewesen?“

„So sagte sie mir einmal von ihm.“

„Sonst nichts?“

„Es muß mit ihm etwas nicht in Ordnung sein. Die Jakobe wollte es mir nicht sagen. Ich glaube, er ist ein Trinker.“

„Ein Herabgekommener. Solcher Mensch will sich der Jakobe annehmen? Ein Säufer!“

„Wenn er doch noch immer Komödie spielt, daß man dabei jauchzen und weinen muß.“

„Ich gehe in die Stadt. Diese Nacht noch! Ich bringe die Jakobe zurück.“

„Sie sind schon mit ihr fort.“

„Ich reise ihnen nach.“

„Wenn ihre Mutter sie nicht zurückhält, darfst du dich ihr nicht in den Weg stellen.“

„Auch nicht, wenn ich sie retten will?“

„Auch dann nicht. Wir haben nicht das Recht, einen Menschen von dem abzuhalten, was seine Natur ist.“

„Die eigene Mutter hätte nicht das Recht? Nicht der Vater?“

„Nein.“

„Was sagt Ihr da?“

„Ich sage es so, wie es ist. Dein Sohn wird dich auch nicht nach deinem Willen fragen.“

In höchster Aufregung rief Pastors Emanuel's Sohn: „Mein Vater fügte sich dem Willen des seinen, wie dieser wiederum dem des Vaters gehorchte. Ich werde meines Vaters Willen erfüllen.“

„Wirst du das?“

„Ja!“

„Verschwöre dich nicht!“

„Ich werde meines Vaters Willen erfüllen.“

„Aus Sohnespflicht?“

„Ja, ja.“

Die Mutter der Jakobe sagte nur: „Sieh zu, daß dich's nicht gereut.“

Ohne ein weiteres Wort ging sie ins Haus, daraus die Tochter entwichen war: weil es so sein mußte und sie anders nicht konnte.

## Zwölftes Kapitel

**P**almsonntag! Die kleine altertümliche Dorfkirche schmückte das erste junge Grün des Jahres; vor dem Altar brannten zwei hohe Wachskerzen, und das Bild des Heilands kränzte ein wie Silber schimmerndes breites Gewinde aus „Osterpalmen“. Die lichten flaumigen Käpchen der sprießenden Weiden mußten Jerusalems stolze Palmenzweige vertreten.

Rings um den Altar standen hohe Topfgewächse, blühende, weiße Azaleen. Sie wurden für die Feier vom Schloßberge herabgeschickt, von dem heute auch die Gräfin-Mutter in der Galakutsche mit dem Kammerdiener auf dem Bod ins Dorf niederstieg. Sie trug eine neue Robe aus schwerem, silbergrauem Atlas, eine mit weißen Perlen besetzte Mantille und einen silbergrauen Kapottehut mit Reiherfedern. Ihr Sohn führte sie zu dem für sie bestimmten Lehnstuhl in dem von der Gemeinde abgesonderten „Stuhle“ der Gutsherrschaft. Alle sahen auf die ehrwürdige Greisin, deren schleppe Gewand feierlich über den Steinboden hintrauschte. Dann begannen Orgelspiel und Gesang:

Befiehl du deine Wege  
 Und was dein Herze kränkt  
 Der allertreusten Pfllege  
 Des, der den Himmel lenkt;  
 Der Wolken, Luft und Winden  
 Gibt Wege, Lauf und Bahn,  
 Der wird auch Wege finden,  
 Da dein Fuß gehen kann.

Dem Herren mußt du trauen,  
 Wenn dir's soll wohlgergehn,  
 Auf sein Wort mußt du schauen,  
 Wenn dein Wert soll bestehn.

Mit Sorgen und mit Grämen  
 Und mit selbsteigner Pein  
 Läßt Gott sich gar nichts nehmen,  
 Es muß erbeten sein.

Jetzt kamen die Konfirmanden, Knaben und Mädchen getrennt. Die Söhne und Töchter der Bauern vor den Söhnen und Töchtern der Tagelöhner. Alle trugen ihren neuen Staat, darin sie gar fremdartig ausfahen, mit ungeschickter ängstlicher Würde. Die Jungfrauen hielten steif vor sich in behandschuhten Händen neben dem neuen Gefangbuch und Taschentuch Sträuße, mit denen auch die schwarzen Röcke der Jünglinge geschmückt waren. Ingrid von Trebra und Theodor Baumert schritten als die ersten voraus. Nicht allein, weil sie in der kleinen Schar die Vornehmsten waren, sondern weil beide das Glaubensbekenntnis aussagen sollten: Jeder für die andern, die sich mit ihnen zum Glauben bekannten. Ingrid hatte durchgesetzt, statt der herkömmlichen starren schwarzen Seide sich in Weiß kleiden zu dürfen. Sie hatte selbst einen Kranz aus weißen und blauen Waldanemonen gewunden und sah in diesem Schmucke schier bräutlich aus. Ihr Freund war so bleich, daß die Leute einander zuflüsterten, Baumerts Theodor müsse krank sein. Auch fiel gleichfalls allgemein auf, daß er während der ganzen heiligen Handlung keinen Blick von seines Vaters Gesicht wandte, darauf heute ein verklärter Glanz lag.

Und wie er das Bekenntnis seines heiligen Glaubens ablegte! Als müßte er nach dem letzten Wort hinstürzen . . .

Niemals hatte Pastor Emanuel so tief zu den Herzen der Seinen gesprochen; selbst nicht in den Tagen, wo ihm ein Sohn geboren ward und er an dem Grabe seiner Frau sprach. All der Kampf und Drang, all die Not und Sorge — alle seine Liebe drängte sich aus des Mannes tiefster Seele auf seine Lippen. Plötzlich erblaßte er. Er mußte denken: „Du sprachst heute ja nicht zu allen diesen jungen Christen, sondern allein zu deinem Sohne! Welches Unrecht, welche

Sünde! Herr, verzeih mir! Du bist ja auch ein Vater, der seinen Sohn lieb hat."

Ingrid empfing den Spruch:

Jakobus 4, 17: „Wer da weiß, Gutes zu tun und tut's nicht, dem ist es Sünde.“

Und Theodor:

Jakobus 2, 10: „So jemand das ganze Gesetz hält und sündigt an einem, der ist es ganz schuldig.“



Festmahl im Schloß und Festmahl im Pfarrhause. Denn Pastor Emanuel wollte heute mit seinem Sohn in seinem Hause sein. Aus Weimar war der Vorsteher des Andreasinstituts gekommen, um den feierlichen Tag mit seinem Lieblingschüler zu verbringen, und im Schloß befand sich aus demselben Grunde gleichfalls ein Gast: das Fräulein von Schmettau. Die Gegenwart der beiden gab Ingrid und Theodor das Gefühl eines heimlichen Glücks.

„Diese verstehen uns! Diese werden uns immer verstehen — schöner und besser als die Unsern. Diese beiden sind unsre Wahleltern!“

Wie leid heute dem Sohne der Vater tat! Bitterlich weinen hätte er mögen vor blutigem Mitleid mit dem alten, einsamen Mann . . .

Nachmittags zogen die Eingefegneten durch das Dorf von Haus zu Haus und wurden in jedem Hause festlich bewirtet. Des Dorfes Kinder liefen neugierig nach, sahen scheu auf die ehrbar wandelnde Jugend, die von heute an zu den „Großen“ zählte. Auch Pastor Emanuel machte mit seinem Konfirmanden den üblichen feierlichen Nachmittagsspaziergang, zunächst durch das Dorf, dann auf den Schloßberg. Hier begegneten sie Ingrid mit dem Fräulein von Schmettau. Das leichte, lichte Gewand des jungen Mädchens legte sich um die schlanke Gestalt wie ein Frühlingsgewebe; ihr Gang besaß etwas Schwebendes. Unter ihr lag die blühende Erde. Neben der dunkel gekleideten, ernstern Gefährtin schritt sie

auf schmalem Pfade unter den sprießenden Bäumen neben den bunten Beeten wilder Lenzblumen dahin, wie erhoben über die Tiefen. Es machte sich von selbst, daß die jungen Leute nebeneinander gingen und Pastor Emanuel an die Seite der ihm noch unbekanntem Dame trat. Seines Sohnes Erzieher, der früher nach Weimar zurückkehren mußte, hatte dem Geistlichen das ausgezeichnete Frauenwesen als Verkörperung edelster Tochterliebe und Vorbild erfüllter Kindespflichten gerühmt. Daraufhin sprach Theodors Vater sie weisevoll an: „Das einzige, womit wir unsrer heutigen Jugend helfen können, ist das gute Beispiel als Basis für ihr zukünftiges Leben. Durch das Ihre bauen Sie für Ihre Zöglinge dieses Fundament und graben in den Stein als Inschrift das vierte Gebot ein.“

Die kühle Entgegnung lautete: „Es kann der Jugend zum harten Gesetz werden. Besser wäre es für sie und für uns, ihr keine Gesetze aufzuzwingen.“

„Um sie noch fesselloser zu machen?“

„Um sie richtiger zu lehren, sich selbst Gesetze zu geben, um sie noch mehr der eigenen Verantwortung bewußt werden zu lassen. Unstre Jugend muß frei sein vom Zwang. Nur dann kann ihre Sittlichkeit von Bedeutung sein, wenn sie aus ihrem eigensten freiesten Wesen herausquillt, herausdrängt und stürmt. Was nützt alles Erzwungene, Hergebrachte, Traditionelle? Jugend bedeutet ja doch eben — j u n g sein. Wir müssen vertrauen, daß jung sein zugleich gut sein ist. Dann werden wir sie an ihren Früchten erkennen und dieser uns freuen können.“

Sie ging aus ihrer verschlossenen Art heraus; etwas an dem würdigen Manne reizte sie dazu: seine ganze Predigt heute war, ihrer Ansicht nach, ein aufgedrungenes christliches Sittengesetz für die Jugend gewesen; eine lange Tabelle der Pflichten, die sie zu erfüllen habe. Besonders ihrer Pflichten gegen Vater und Mutter. Pastor Emanuel wurde erregt. Diese fremde Frau tastete ohne weiteres sein Allerheiligstes an, einen seiner Hauptglaubenssätze. Er wider-

sprach heftig. Sogleich ward das Fräulein von Schmettau unnahbar vornehm. Was sie dem Manne sagen wollte, hatte sie ihm gesagt. Mit kalter Miene hörte sie seine Reden an. Sie waren von dem nämlichen Geist, von dem sie das Schloß durchweht fühlte, der ihres Lieblings Lebensluft gewesen war und bleiben sollte. Nein — es konnte kein Unrecht sein, in diese schwere, schwüle Atmosphäre einen frischen Luftzug zu bringen. Schlimm genug, daß es heimlich geschehen mußte.

Die beiden jungen Leute gingen lange in tiefem Schweigen nebeneinander her. Es war solche wunderschöne Welt! In dieser wunderschönen jungen Frühlingswelt mußte auch das Menschenleben leuchtend sein können, wie der Tag es war. Gewiß, ganz gewiß: Wenn der Mensch den rechten Glauben, den rechten Willen besaß, so konnte es ihm nicht fehlen. Es mußte aber der Glaube an das Gute, mußte der Wille zum Guten sein.

In dem nämlichen Augenblick gab Ingrid dem Gedanken ihres Freundes Ausdruck. Sie blieb stehen, schaute still über die Landschaft hin, in alle Weiten hinaus, sagte leise und feierlich: „Edel sei der Mensch, hilfreich und gut! Selbst dein Vater hätte uns heute im Namen Gottes kein größeres Wort sagen können. Nach diesem großen Worte laß uns leben, und wir werden den Gott finden, den wir suchen!“

Zu dem Bibelspruch des Geistlichen gaben die beiden sich selbst das Goethewort als Lebenshort . . .

Der Eingeseignete konnte in der Nacht nach diesem ereignisvollen Tage keinen Schlaf finden. Er stand auf, kleidete sich an, öffnete das Fenster. Ein junger Mond leuchtete. Das liebe Himmelslicht warf seinen Schein auf die alte Linde, daß es war, als stünde sie schon über und über in Blüten. Theodor versuchte den Frieden der Nacht zu erfassen: woher mit dem Schwinden des Tages diese große feierliche Ruhe über die Welt kam? Er konnte sie jedoch nur empfinden; Gefühl war auch hier alles.

Da kam es über den Platz; huschte an dem Baum vorüber, schlich zum Pfarrhause und dem geöffneten Fenster. Er erkannte sie sogleich, fühlte sich sogleich von Schauern durchrieselt. Da stand sie bereits dicht unter ihm, flüsterte zu ihm auf: „Du bist wach?“

„Ich konnte nicht schlafen. Jetzt weiß ich, weshalb ich nicht konnte.“

„Weil du an mich dachtest?“

„Weil ich mich um dich sorgte.“

„Du mußt wissen, daß ich kommen würde.“

„Wie hätte ich das wissen können?“

„Wie! Du weißt ja doch, ich habe dich lieb. Nur dich! Das weißt du.“

„O, Jakobe . . .“ Und dann nach einer Weile: „Ich glaubte dich längst fort.“

„Vorher mußte ich dir Lebewohl sagen. Ohne dir Lebewohl gesagt zu haben, hätte ich nicht fort können.“

„Nicht können, Jakobe? O, Jakobe!“

„Ich habe dich lieb, Theodor.“

„Warte. Ich komme zu dir hinaus.“

„Lieber, du Lieber!“

Ein Sprung aus dem Fenster brachte ihn an des Mädchens Seite. Nun sprachen sie nichts. Sie standen bei einander und sahen sich an.

Endlich brach er flüsternd das Schweigen: „Wir wollen auf die Almwiesen gehen.“

„Komm!“

Sie faßten sich bei der Hand und gingen den bekannten Weg. Die gelben Primeln auf der Wiese waren wie goldene Tropfen, von dem gestirnten Himmel herabgefallen, als habe es Sternschnuppen geregnet. Jetzt erst sprachen sie wieder.

Theodor sagte: „Ich war bei deiner Mutter. Sie ist dir nicht böse.“

„Bist du es?“

„Traurig bin ich. Wie soll das werden?“



„Wie? Gut und schön!“

„Du glaubst an dich? Wie kannst du glauben? Hast du denn Talent?“

„Er sagt's.“

„Jener Schauspieler, der ein Säufer und Herabgekommener ist? Diesem Manne vertraust du deine Zukunft an?“

„Er ist ein großer Künstler.“

„An einer Winkelbühne!“

„Deswegen ist er doch groß.“

„Wie konnte er so tief sinken?“

„Er wird sich wieder erheben.“

Sie schwiegen, fühlten die Schönheit der Nacht, fühlten das Scheiden. Sie drängte sich an ihn. Es war ein leises, ganz leises Anschmiegen; aber es machte ihn im Tiefsten erheben.

„Theodor, lieber Theodor!“

„Jakobe!“

„Ich werde immer an dich denken. Ich werde immer denken, daß ich gut bleiben muß: deinetwillen.“

„Meinetwillen, Jakobe? Nur meinetwillen?“

„Damit ich dich wieder küssen kann. Und ich kann dich nur wieder küssen, wenn ich gut geblieben bin. Um dir das zu sagen, bin ich noch einmal zurückgekommen.“

„Ich danke dir, daß du kamst.“

Er vermochte die wenigen Worte nur zu stammeln. Nach einer Weile setzte er etwas fester hinzu: „Wirfst du mir schreiben?“

„Nein.“

„Weshalb nicht?“

„Erst muß ich eine große Schauspielerin geworden sein.“

„Solange soll ich von dir nichts hören?“

„Was tut das? Da ich dich immer lieb haben werde. Nur dich. . . Willst du wirklich Prediger werden?“

„Weshalb fragst du mich das?“

„Weil mir angst um dich ist.“

„Angst? Um mich? Um mich kannst du ruhig sein. Ich werde das, was ich werden muß.“

„So wird es wohl sein . . . Lebe wohl.“

„Heute küssest du mich nicht? . . . Küsse mich, Jakobe!  
Zum Abschied küsse mich!“

„Heute küßte dich Gott.“

Nur mit einem Blick schied sie von ihm.

---

**Zweiter Teil**

**Buch des Ringens**

1.  
2.  
3.  
4.  
5.  
6.  
7.  
8.  
9.  
10.  
11.  
12.  
13.  
14.  
15.  
16.  
17.  
18.  
19.  
20.  
21.  
22.  
23.  
24.  
25.  
26.  
27.  
28.  
29.  
30.  
31.  
32.  
33.  
34.  
35.  
36.  
37.  
38.  
39.  
40.  
41.  
42.  
43.  
44.  
45.  
46.  
47.  
48.  
49.  
50.  
51.  
52.  
53.  
54.  
55.  
56.  
57.  
58.  
59.  
60.  
61.  
62.  
63.  
64.  
65.  
66.  
67.  
68.  
69.  
70.  
71.  
72.  
73.  
74.  
75.  
76.  
77.  
78.  
79.  
80.  
81.  
82.  
83.  
84.  
85.  
86.  
87.  
88.  
89.  
90.  
91.  
92.  
93.  
94.  
95.  
96.  
97.  
98.  
99.  
100.

## Erstes Kapitel

Ein Wintertag! Auf Weimar brüdete ein Nebelhimmel herab. Er schien sich tiefer und tiefer zu senken; schien die im weißen Sterbkleid ruhende tote Natur mit dem Dedel eines Sarkophags zu umschließen.

Kein Auferstehen schien heben zu können, was unter der schweren, schwarzen Wölbung eingefarrt lag; kein Frühling schien mehr zu kommen.

Weimars Gloden wurden geläutet: Weimars sämtliche Gloden! Es war ein Hallen und Schallen, ein Saufen und Brausen in den Lüften, ein Sturm feierlicher Klänge. Als läuteten Weimars Kirchengloden die tote Mutter Erde zu Grabe, so gewaltig war das Tönen und Dröhnen in den Lüften.

Zu einem Leichenbegängnis läuteten Weimars sämtliche Gloden an diesem Wintertage, an dem die Menschheit alle Hoffnung auf Sonne und Lenz begraben zu müssen schien.

Weimars Herrscher begleiteten die Trauerklänge auf dem letzten Wege.

An diesem aufgereiht, stand Weimar, das alte und das junge, um dem Herrn die letzte Ehre zu erweisen — Welch einem Herrn! Einem Herrscher, der ein fürstlicher Mensch gewesen war; ein gütiger und gerechter; ein Herrscher, der als Fürst und Mensch das Hohe heilig hielt, das Gute liebte, das Beste erstrebte, das Schöne erkannte. Nun hatte er das Leben überwunden. Als Sieger zog er ein in den ewigen Frieden; und Weimar, sein Weimar, bereitete ihm zu seiner letzten Ruhestätte eine via triumphalis . . .

Den Alten von Weimar waren die Herzen schwer. Ihnen war zumute, als begräben sie mit ihrem alten Herrn Weimars alte Zeit, deren letzter Hauch mit dem letzten Seufzer ihres

Großherzogs Karl Alexander für sie entflohen zu sein schien. Sie hangten vor der neuen Zeit, von der sie nichts wußten; sie scheuten das junge Geschlecht, das ihnen fremd war, das ihnen feindselig dünkte. Weimars Jugend dagegen schaute mit großem Glauben auf den neuen, den jungen Herrn, der zwischen dem greisen König von Sachsen und dem Prinzen Alfons von Bayern einherschritt, so bleichen und ernstern Gesichts, als empfände er auf diesem Gange über seinem Jünglingshaupt die Krone schweben, von Dornen durchwunden, als sähe er im Geiste an dem grauen Winterhimmel dieses Tages die Inschrift flammen: „Du sollst Weimars neue Zeit schaffen!“

„Er ist noch so jung!“ sprachen die trauernden Alten bang zueinander. „Er hat den Mut und die Kraft der Jugend!“ raunten sich die Jungen freudigen Hoffens zu.

Über die Alten schlossen ihre Betrachtung: „Er ist unsres lieben Herrn lieber Enkel. Lieben wollen wir ihn!“

Der Kondukt bewegte sich aus der Hochkirche zum Karlsplatz, durch die Wielandstraße, über den Theaterplatz; und weiter durch die Schillerstraße seinem Ziele zu. Als blieben Licht und Leben Sieger über Finsternis und Tod, brach triumphierend die Mittagssonne durch die Winternebel; und als der Leichenzug des Fürsten, der Licht und Leben geliebt hatte, der sein Haupt und Herz am liebsten in Sonne und Schönheit gebadet hätte, den Friedhof erreichte, schwebte über den wallenden Dünsten, gleich einer strahlenden Wunderblume, die goldene Kuppel der Fürstengruft. Es war wie ein Gruß der Sonne, wie ein himmlisches Zeichen . . .

Unter der Menge der um ihren alten Herrn Trauernden befanden sich Tausende, die von weither kamen, aus Städten und Flecken, Dörfern und einsamen Höfen der Hochebene des Landes. Was der Lebende gesät hatte: Liebe, erntete der Tote von seinem Volk — seinem ganzen Volk!

Aus Trebra kamen die Schloßleute; kam Pastor Emanuel

und das Ehepaar König. Graf Trebra schritt als einer der Ersten des Landes unmittelbar neben dem Katafalk. Seine Gedanken befanden sich jedoch auf einem andern Wege; bei seiner Tochter Ingrid. Er hatte sie heute wiedergesehen. Zum erstenmal, seitdem sie ihre Stellung als Hofdame bei Prinzessin Klementine, der noch sehr jugendlichen Schwester des Prinzen Andrea, angetreten: nach hartem Kampf, in dem der starre Wille der Gräfin-Mutter, die Tradition des Hauses, Sieger blieb. Dem Grafen wollte jedoch bedünken, als sei der Triumph des Familienprinzips ein Pyrrhusieg. Die blutjunge, blendend schöne Hofdame war mit ihrer Herrin zur Beisezung nach Weimar gekommen; in ihrem Blick und Wesen lag etwas, das den Vater von der Weihe der Stunde abzog und nötigte, dieses Blickes und Wesens seiner Tochter zu gedenken, voll geheimer Sorge, über deren Grund er sich noch keine Klarheit verschafft. Sie hatten sich oben im Schlosse den Lebensplan dieses ihres liebsten Kindes mit festen Umrissen vorgezeichnet. Plötzlich war es dem Vater, als könnte sich eine Hand ausstrecken und über den kunstvollen Aufbau hinfahren: gelassen und stark. Es war die Hand der Tochter, die an das Gebäude ihres von Elternliebe aufgeführten Lebens nicht nur rührte, sondern es umstieß — umstoßen wollte.

Auch Pastor Emanuel konnte sich bei aller menschlichen und geistlichen Ergriffenheit weltlicher Gedanken nicht entschlagen. Auch dieses Vaters Geist verweilte bei seinem Sohne, der schlank und stattlich neben ihm stand: ein ehrjamer Kandidat der Theologie, gegenwärtig der Begleiter des im Trauergefolge schreitenden Prinzen Andrea.

Pastor Emanuels Blick war jedoch weniger scharf als der des Schloßherrn von Berg-Trebra. Es leuchtete daraus eine zu stolze Vaterfreude über den Sohn, den sein unerbittlicher Wille dem Beruf seiner Väter zugeführt hatte, wodurch er die letzte Bitte einer hellseherischen sterbenden Mutter unerfüllt gelassen hatte. Dieser Glanz in Emanuel Baumerts Augen machte ihn blind für den herben Zug in seines Sohnes

Gesicht, den Ausdruck heimlichen tiefen Leidens, heftigen Ringens, wie er in einem so jungen Antlitz naturwidrig war. Der schmerzliche Zug um seines Sohnes Mund, seines Sohnes umbunkelter Blick hätten den gottesfürchtigen Mann veranlassen müssen, die Hände zu falten und seinen Herrn und Gott anzuflehen, „alles zum Besten zu wenden“.

Glanz in den Blicken und Glanz in den Seelen hatten an diesem tragischen Wintertag die Eltern des jungen König. Philemon und Baucis von Dorf Trebra vergossen Tränen einer behaglichen Rührung über den heimgegangenen gütigen alten Herrn, und sie weinten Freudentränen über ihren prachtvollen Jungen, dessen großes Gemälde „Lebensfreude“ seit einer Woche in seinem Atelier an der Belvedereallee ausgestellt war; und bei diesen Entzücken, bei jenen Entsetzen erregte; Entzücken bei den Jungen, den „Modernen“, Entsetzen bei den Alten und Altmodischen, mit Ausnahme des würdigen Elternpaares. Nach erfolgter Beisehung wollten beide Baumerts das neue Meisterwerk sehen. Auch die Hofdame und der Graf waren von dem Künstler zur Besichtigung eingeladen: Trebra, Schloß und Dorf, sollte an der „Lebensfreude“ des Sohnes von Trebra seine staunende Freude erleben. Zu dem düsteren Hintergrunde: Tod und Begräbniß würde der bacchantische Daseinsjubel des vielbesprochenen Bildes im grellsten — für die Lebensauffassung des Künstlers im glücklichsten Gegensatz stehen.

Als Ivo nach der Beisehung im Gedränge der still in ihre Häuser zurückkehrenden Weimaraner die Pastorsleute zufällig traf, sagte er aber doch warnend zu dem Geistlichen: „Kommen Sie lieber nicht, Herr Pastor. Als geistlicher Herr müssen Sie mein Gemälde verurteilen, was ich nicht bedachte, als ich Sie einlud. Wir Jungen von heute können uns so schlecht in die Vorstellungswelt unsrer guten Alten von gestern versetzen. Es ist heute in allem solche andre Zeit. Und das nicht nur in der Kunst, die freilich, zusammen mit Literatur und Wissenschaft, als Bahnbrecherin gelten



darf. Bahnbrecher aber gehen stets gewaltfam vor, können gar nicht anders, als gewaltfam vorgehen. Denn um für das Neue freie Bahn zu schaffen, müssen sie das Alte zerstören. Das bedenken unsre armen Alten nicht, halten uns für Empörer und Todschläger, für Gotteslästerer und Tempelschänder. Sie verzeihen meine Aufrichtigkeit.“

Ivo sagte diese schweren Dinge voll sonnigster Leichtigkeit, als handelte es sich bei dem Kampf des Alters mit der Jugend — denn ein solcher war zwischen den beiden Zeiten und Geschlechtern entbrannt — um ein vergnügliches Spiel. Ein solches war es jedenfalls für die Jugend, die gar nicht fragte, ob das Alter überhaupt kämpfen wolle. Für sie stand fest, daß das Alter der Todfeind der Jugend sei; und gegen seinen Feind kämpft der Mensch. Er kämpft mit den grausamsten Waffen. Gab es auf dem Schlachtfelde Schwerverwundete und Leichen, so — war das eben nicht anders: „à la guerre comme à la guerre!“ Selbstredend gab es nur in den Reihen der „armen guten Alten“ Sterbende und Tote. Denn Jugend ist unverwundbar, ist unsterblich . . .

Theodor stand neben Pastor Baumert, als diesem von dem Künstler die leichtfertige Rede gehalten ward; und der Sohn fühlte, was in des Vaters Seele vorging: helle Empörung wider solche Lebensauffassung, zu der sich starre Unbuddsamkeit gegen die Verworrenheit einer völlig unerfahrenen, irrenden Jugend gesellte, eine Regung wie von Haß. Was für ein Zukunftsgeschlecht war das, welches imstande war, solche Sprache zu führen? Es mußte ein gottloses, ein verlorenes sein.

Diese Empfindungen klangen in der Stimme des geistlichen Herrn, als er dem Sonnenmenschen zur Antwort gab: „Ivo König! Ich gab dir die heilige Taufe und nahm dich auf in die Christengemeinde; ich ließ dich der Gefährte meines Sohnes sein und bin ein Freund deiner ehrwürdigen Eltern. Also will ich dein Werk sehen. Denn „an ihren Werken werdet ihr sie erkennen!“ Ich will dich erkennen.

Vielleicht, daß ich dein Werk und dich selbst verwerfen muß. Mein Urteil wird dir gleichgültig sein: gehöre ich doch zu den Alten, die für dich und deinesgleichen abgetan sind. Der Tag heute ist ernst. An diesem ernstesten Tage sage ich dir: Ivo König — an meines Sohnes Seite, danke ich heute meinem Gott, daß mein Sohn nicht ist, wie du bist, und ich heute nicht ein Vater sein muß wie der deine.“

Ivo war erbleicht. Er warf seinem Spielgefährten einen sprechenden Blick zu. Der Blick sagte: „Ich müßte mich sehr täuschen. Aber für diesen alten Mann mit der großen Liebe zu dir und dem harten Urteil über mich wird einmal ein Tag kommen, an dem er seiner Worte von heute gedenken wird. Er wird sie dann nicht wiederholen können.“

Und des jungen Theologen Blick erwiderte dem des Künstlers: „Das würde auch für mich ein Tag des Unheils sein. Denn dieser alte Mann dauert mich. Du, wie du geschaffen bist, kannst nicht verstehen, wie er mich dauert.“

Stumm gingen sie auseinander.

## Zweites Kapitel

Theodor war für die Weisung mit seinem Prinzen von Jena herübergekommen. Er hatte den traurigen Wintertag mit seinem Vater verbracht, alte Bekannte begrüßt und nachmittags in dem Atelier seines Jugendfreundes einen peinlichen Auftritt erlebt: Trotz der Gegenwart der ehrwürdigen Eltern des Künstlers hatte Pastor Emanuel seiner Entrüstung, seiner Empörung über Ivo Königs Gemälde „Lebensfreude“ vollen Ausdruck gegeben.

Das Bild stellte ein Bacchanal des Lebens dar; sein Name hätte daher „Lebensrausch“ sein müssen. Jünger Friedrich Nietzsche, die den Meister nicht verstanden, die ihn — vielleicht nicht ohne Absicht — mißverstanden, hätten

Joos Königs großes Gemälde für eine Apotheose ihrer Lebensanschauung erklären können: „Ausleben!“ Die Genüßgier eines Teiles des jungen Geschlechts durfte in diesem Gemimmel nackter Gestalten ihre Verkörperung erkennen. Alle diese Geschöpfe des Künstlers glichen ihrem Schöpfer, der nur einen Lebenszweck kannte: das Leben souverän zu genießen, in allen seinen orgiastischen Wonnen. Der Künstler nannte diese Daseinsart „in Schönheit leben“. Er wollte nichts wissen von einem „Sterben in Schönheit“. Und wie er so alle jene, für die er sein frechgeniales Bild schuf.

Blaß und stumm hatte Theodor davor gestanden: unmitttelbar nach der Majestät des Todes eine detartige Beschimpfung des Lebens. Denn als solche hatte der junge Mann des Freundes Hymnus auf das Leben empfunden. Blaß und stumm hatte er mitangehört, wie sein Vater den Künstler mit heißen Zornesworten verdammt: den Künstler sowohl wie seine Kunst. Nicht allein diese! Verdammenswert die Zeit, die eine detartige Kunst hervorbrachte; verdammenswert das Geschlecht, das solche Künstler erzog und duldete. Der Sohn verdammt nicht, wie der Vater tat. Aber ihn befiel doch eine unsägliche Trauer. Vor dem Gemälde des Freundes kam ihm die Erkenntnis, daß solche Kunst zu der Zeit gehörte; solche Lebensanschauung eine Lebensanschauung der Zeit war; solche Jugend ein Teil des jungen Geschlechts, welches nicht nur das Antlitz der Zeit bildete, sondern Geist war von ihrem Geist. Aber verdammen konnte Theodor Baumert nicht.

Er hatte in Joos Atelier auf die Hofdame gewartet. Ingrid war indessen nicht gekommen — sehr zum Glück! Es hätte Theodor Dual bereitet, die Freundin vor diesem Gemälde wiederzusehen: er würde sich geschämt haben. Dazu die Verstörung der alten Eltern des Künstlers über die Beurteilung des Pastors. Sie verstanden nicht, was ihr lieber Sohn mit dem allen meinte. Er war eben ihr

lieber Sohn, an den sie den Glauben hatten. So glaubten sie denn theils voll heimlicher Sorge, theils voll heimlichen Stolzes.

Theodor verabschiedete sich von seinem Vater, der wieder seinem stillen Dorfe zuzog: in dem urväterischen, von dem nämlichen Knecht gelenkten Schlitten, in dem der Knabe seine erste winterliche Heimreise angetreten hatte. Nach den starken Eindrücken des Tages empfand der junge Mann das Bedürfnis nach Einsamkeit. Über Weimar lag noch ein Hauch von den feierlichen Schauern des Leichenbegängnisses seines alten Herrn; die Straßen, durch die Theodor schritt, hatten noch ihren Trauerschmuck; in matter Glut flammten auf den Dreifüßen die Pechpfannen, und die Nacht senkte sich wie ein himmlischer Flor auf die Stadt Karl Alexanders herab, die einen jungen Herrscher erhielt: „Der König ist tot — es lebe der König!“

So mußte es sein . . .

Auf seinem Wege durch die menschenleeren Straßen gelangte Theodor auf den Theaterplatz. An dem Denkmal Goethes und Schillers — der heute zur letzten Ruhe gebrachte Herr hatte als Kind im Hause am Frauenplan den toten Dichterkönigen grüßen dürfen — standen zu beiden Seiten hohe Postamente mit erzenen Schalen, darin Räuchertwerk brannte. Es glimmte noch. Der Dampf wallte als bläulicher Nebelschleier durch die weiße Winternacht zu den beiden Unsterblichen empor, so daß ihre Bildsäulen noch mehr den Statuen olympischer Gottheiten glichen.

Unwillkürlich blieb der nächtliche Spaziergänger vor den von den Dämpfen wie von Weihrauch umwallten Herrlichen stehen. Nach den tiefen Erregungen des Tages tat es ihm wohl, in die hehren Züge dieser großen Söhne deutscher Nation zu blicken, darauf ein sanfter Widerschein der verglimmenden Gluten lag.

In diesem Augenblick gewahrte Theodor eine dunkel gekleidete jugendliche Frauengestalt, die sich von dem schwarzen

Sodell ablöste und ihm aus dem Nebel wie aus einem Gewölk entgegentrat. Die Erscheinung hatte etwas so Feierliches, ihr Gesicht einen Ausdruck so ernster Hoheit, als würde der Einsame unter dem Standbilde Goethes und Schillers von der Muse der Dichtersfürsten begrüßt. Denn das schöne Frauenwesen grüßte ihn, leise seinen Namen nennend. Jetzt erst erkannte er sie.

„Jakobe!“

Eine heiße Freude durchfuhr ihn wie ein Schreck. Er mußte den Namen seiner Gespielin ein zweites Mal aussprechen, wie um ihn anzurufen: ob sie's wirklich sei?

„Jakobe! Du bist's! Wie kommst du hierher? Nach Weimar? Und gerade heute? Wie schön du geworden bist! Du liehest gar nichts von dir hören. Auch deine Mutter wußte nichts von dir, so oft ich fragte. Und ich fragte oft. Oft dachte ich an dich: an die Jakobe, an die Jmmige, an unsre glückliche Kinderzeit. Denn sie war glücklich. Und jetzt bist du hier! . . . Jakobe, liebe Jakobe!“

Um ihr seine Erregung, seine Bewegung zu verbergen, sprach Theodor mit großer Hast. Er sah sie dabei unverwandt an. Er sah, wie schön die Tochter der Wellerin geworden war; sah den Ausdruck in ihrem Gesicht, der sie für ihn an diesem Ort und in diesem Augenblick einer Muse gleich erscheinen ließ: der Muse von Deutschlands Olympiern, an deren Statuen der Freund sie nach Jahren der Trennung wieder fand.

Er mußte weiter fragen: „Du erkanntest mich gleich?“

„Ich sah dich heute mit deinem Vater bei der Beisetzung des guten Großherzogs.“

„Seit wann bist du hier?“

„Schon seit einer Woche.“

„Und was tust du hier? . . . Verzeih meine Fragen. Es ist mehr als Neugier.“

„Ich weiß. Du hast ein Recht zu fragen.“

„Ich danke dir, daß du mir ein Recht einräumst.“

„Lieber Theodor . . .“ Sie sagte es leise und weich.

Erst jetzt reichten sie sich die Hand. Die beiden jungen Menschen standen unter Deutschlands schönstem Denkmal, im Schein der verlöschenden Gluten, umwallt von den Rebellen des Räucherwerks, und schauten einander in die Augen. Mit heißen Schauern mußte Theodor Baumert daran denken, daß dieser Frauenmund ihn geküßt hatte. Seit jenem ersten Kuß hatten seine Lippen nie wieder andre Lippen berührt. Aber der Kuß der Ilmnixe war in seiner Seele geblieben.

Und sie? War auch ihr Mund so vollkommen unberührt geblieben? Ein junges schönes Weib, wie sie in dieser Winternacht vor ihm stand! Was war ihr Leben während dieser Jahre gewesen? Das Verlangen, es zu erfahren, mischte sich bei ihm mit der Furcht, zu erfahren. Ein zuvor nie gekanntes Gefühl erwachte in ihm. Es war Eifersucht: Eifersucht auf die Jahre, von denen er nichts wußte.

„Bereits seit einer Woche bist du in Weimar?“

„Ich soll hier gastieren: auf Engagement. Da starb der Großherzog. Nun muß ich warten, bis das Hoftheater wieder eröffnet wird.“

Theodor rief aus: „Du an Weimars Hofbühne Schauspielerin!“

„Es wäre die Erfüllung meines Kindertraumes: die Tochter der armen verachteten Wellerin Hofschauspielerin an dem Theater Schillers und Goethes! Wundersam wär's. Wundersam ist das Leben überhaupt. Man muß es nur fühlen können.“

Sie schwiegen. Nach einer langen Weile erst brachte Theodor mühsam eine Frage über die Lippen, die ihm auf dem Herzen brannte: „Bist du allein hier?“

Er erhielt als Antwort die Gegenfrage: „Mit wem sollte ich hier sein?“

„Verzeih.“

Theodor richtete an sie die Bitte um Verzeihung, als

hätte er gegen seine Freundin eine Gedankenfünde begangen. Ihre Erwiderung klang so einfach und überzeugend, mit einem Ton in der Stimme, wie leises Staunen: „Mit wem sollte ich hier sein?“, daß er sich beschämt fühlte. Zugleich wie von einer Last befreit. Jetzt meinte er harmlos und heiter: „Es ist spät und du bist gewiß müde. Trotzdem bitte ich dich, mit mir einen Spaziergang zu machen. Ich muß dich vieles fragen, dir vieles sagen. Wir waren doch immer gute Kameraden, müssen gute Kameraden bleiben. Das wollen wir an diesem Trauertage, an dieser Weihestätte einander geloben. Sieh doch — der Mond wird uns leuchten! Lasse uns auf die Almweiesen zu Goethes Gartenhaus gehen, liebe Almige! Dort sollst du für deinen alten Freund das Lied an den Mond sprechen. Wenn du es so sprichst, daß Goethe damit zufrieden sein würde, darfst du deinem Gastspiel an seiner Bühne getrost entgegengehen. Was wirst du spielen?“

„Das Gretchen und — erschrick nicht! — und Stella.“

„Oh! . . . Stella, mit welchem Schluß?“

„Mit dem tragischen, natürlich.“

„Wieso natürlich?“

„Weil Stella sterben muß.“

„Um den geliebten Mann der andern zu lassen?“

„Der Mutter seiner Tochter. Ich wenigstens vermag die Gestalt nur mit diesem Ende darzustellen. Auch habe ich mir den tragischen Schluß bei der Intendanz ausgemacht.“

Theodor meinte lächelnd: „Du sprichst ja schier altmodisch. Euch modernen jungen Damen liegt ein anderer Schluß viel näher: Ferdinand behält beide Liebchen; und diese sind es ganz zufrieden, in ihn sich zu teilen. Goethe, der alles war, ist in diesem angenehmen Ausgang seines tragischen Konflikts vor länger als einem halben Jahrhundert einer unserer Neuesten und Jüngsten gewesen. Deshalb sagen diese auch: ‚Unser Goethe!‘ Und begehen alle ihre Sünden wider den heiligen Geist der Poesie in seinem göttlichen Namen.“

Theodor sprach mit Hefigkeit. Er dachte an das Gemälde seines Jugendfreundes, welches mehr als Leinwand und Farbe war: ein Symbol! Das Lebensideal eines großen Teils des jungen Geschlechts, dessen Devise lautete: „Genieße!“

Genieße gierig, unerfättlich! Genieße ohne Maß und Ende! Genieße das Leben als Ziel und Zweck des Lebens! Nur Genuß ist Leben!

Die beiden hatten den Platz verlassen. Sie gingen am Schiller-Hause vorüber, zu dessen Giebelfenster sie ehrfurchtsvoll grüßend aufsahen; gingen vorüber am Goethe-Hause, wo der Mondschein weihend auf der Schwelle lag, und begaben sich durch die leuchtende Winternacht bei der Aderwand hinab in den verschneiten Park.

Die Jakobe erzählte: „Es waren harte Jahre. Das soll keine Klage sein. Ich bin alt genug, um zu wissen, daß Lehrjahre hart sein müssen. Da diese erst mit dem letzten Atemzuge aufhören, muß das ganze Leben hart sein. Zumal für den Künstler. Lieber, deine kleine Flunzige weiß, daß es ohne schweres Menschenleid keine Künstlerschaft gibt. In der Stunde, wo der Künstler nicht mehr leidet, hört er auf, Künstler zu sein.“

Traurig sagte der gute Freund: „Zu dieser Erkenntnis kamst du schon jetzt? Und bist doch noch so jung! Du mußt schon jetzt viel gelitten haben.“

„Sieh mich an, ob es mir etwas anhaben konnte?“

Sie blieb vor ihm stehen; und er tat, was sie ihm gebot. Er sah aber doch den viel zu herben Zug auf ihrem jungen Gesicht, das im Schimmer der hellen Nacht von verklärter Schönheit war. Stundenlang hätte Theodor ihr gegenüberstehen und sie schweigend anblicken können. Da er stumm blieb, nickte sie ihm freundlich zu. Alsdann schritten sie weiter. Unter ihnen, in durchleuchteter Tiefe, rauschte es leise und geheimnisvoll: die Flm. Wiederum lauschten die beiden auf die raunenden Stimmen der Wellen, deren Musik ihre Kindheit begleitet hatte.



Heute jedoch schritt das Jtmnzlein, das ihrer Eltern Kind geliebt war, als junges Frauenwesen mit einer für Theodor noch um vieles geheimnisvolleren Seele neben dem Freunde, der sich Tag für Tag von neuem Gewalt antun mußte, seines Vaters Sohn zu sein — der Tag für Tag mit dem andern Menschen in sich in schwerem Ringen lag. Er hörte die Jakobe weiter sprechen: „Bei unserm Abschied damals erzählte ich dir von einem Manne, den ich bei der umherziehenden Schauspielergesellschaft spielen sah und als ein Genie bewunderte. In Wahrheit war er ein völlig herabgewommenes großes Talent, zerrüttet an Leib und Seele, durch Frauen und Trunk ein frühzeitig Verlorener. Aber er besaß den göttlichen Funken. Zu diesem Manne sah ich empor wie zu einer Gottheit. Er nahm sich meiner an, glaubte, in mir ein Talent, dem seinen gleich, zu erkennen, bildete mich aus.

Wir führten das Leben einer von Ort zu Ort wandernden Truppe, einer Schmiere. Es war Elend und Demütigung, war häufig Hunger und Not; sollte für mich Schande werden.

Sei ruhig — es sollte werden.

Ich spielte Abend für Abend, spielte alles: Posse, Tragödie, Operette. Den Mann, den ich als Künstler bewunderte, mußte ich als Menschen verachten. Und dieser Bewunderte, dieser Verachtete, der mich an einen Wüßling verlaufen wollte, war mein Vater.

bleibe ruhig! Das alles ward erlebt und durchlitten, ward überwunden.

Mein Vater konnte nur spielen, wenn er im Rausch war. Man mußte ihn dann auf die Bühne stoßen. Er hätte seine Seligkeit vertrunken, wie er seine Tochter vertrinken wollte: an den ersten besten Wüßling. Er hatte den Kauf schon abgeschlossen, als er tödlich erkrankte.

Im Spital starb er an Säufertwahnsinn.

Auch am Abend seines Begräbnisses mußte ich spielen.

Ein zufällig der Vorstellung beiwohnender großer Berliner Agent sah mich und „entdeckte“ mich, wie es heißt.

Jetzt soll ich gastieren: in Weimar auf Engagement. Es gibt doch nichts auch nur annähernd so Wunderbares wie das Leben . . .“

Sie verließen das Stmuser und schritten verschneite Wege durch die weißen Wiesen, darauf schimmernde Nebelgestalten in wallenden Silbergewändern Reigen aufführten: Erbkönigs Töchter! Aus den dunstenden Wassern hoben sie sich und zogen in wirbelnden Kreisen dem kleinen Hause zu, das auf dem lichten Gefilde unter entlaubten Wipfeln in feierlicher Einsamkeit dalag, eine geweihte Stätte.

Auch über leuchtende Almwiesen schritten die beiden jungen Menschenkinder dahin, als sie voneinander Abschied nahmen. Damals umglänzte sie die Frühlingsnacht; und der Knabe hatte das Mädchen vergeblich gebeten: „Küsse mich wieder auf den Mund!“ Vielleicht, daß sie ihn, wenn er sie jetzt bat —

Aber jetzt blieben ihm die Lippen zu der großen Bitte geschlossen . . .

Er fragte sie wieder: „Deine Mutter weiß doch von deinem Hiersein und deinen Aussichten?“

„Ich will morgen nach Trebra, will bis zum Beginn der Proben dort bleiben und mit meiner Mutter zurückkehren. Werde ich engagiert, soll sie zu mir ziehen.“

„Ist ihr bekannt, daß jener Unglückliche dein Vater war?“

„Sie wußte es von Anfang an. Als ich sie verließ, wußte sie, daß ihre Tochter zu ihrem Vater ging. Auch deshalb hielt sie mich nicht zurück.“

„Sie wird deinen Vater immer in Verklärung sehen.“

„Das wird sie; und ich muß sein Bild für sie in Verklärung lassen. Denn es geschah durch ihn, daß dieser Frauenseele sich das Leben erfüllte.“

„In einer dunklen, heißen Sommernacht. Es klingt wie die Strophe eines Gedichts.“

„Eine einzige solche Strophe genügt für die Frau, um ihr ganzes Leben zu einem Hymnus zu machen.“

„Weißt du das? Schon jetzt weißt du das?“

Jakobe lächelte. Und lächelnd erteilte sie dem fragenden Freunde den Bescheid: „Ich soll ja doch das Gretchen spielen.“

⊕

⊕

⊕

Jetzt wollte sie auch von ihm hören. Fast angstvoll wehrte er ab: „Es geht in mir so vieles vor, davon ich nicht sprechen kann. Nicht einmal zu mir selbst. Ich bin Theologe, soll Geistlicher werden. Geistlicher will ich werden! Oder ich breche meinem Vater das Herz. Aber — nein, ich kann davon nicht reden. Jetzt studiere ich in Jena. Zugleich bin ich Begleiter des gleichfalls studierenden Prinzen Andrea. Du erinnerst dich gewiß des Prinzleins, das du küssen solltest, weil es ein Prinzlein war. Wir sind übrigens gute Gefährten, führen aber trotzdem oder gerade deshalb miteinander allerlei Kämpfe auf; denn es sind in ihm noch manche böse Gewalten.“

„Ich sah ihn heute im Trauerzuge. Er scheint ein besonderer Mensch zu sein.“

„Ein moderner Mensch mit alten Vorurteilen. Das ist eben der Konflikt, darin mein hoher Herr sich befindet und in dem ich ihm beistehen soll.“

„Kannst du das?“

„Du meinst: ob ich ihm in einer Sache zu helfen vermag, darin mir selbst erst geholfen werden muß?“

„Bist du nicht auch ein moderner Mensch, wie du es nennst, und zugleich deines Vaters Sohn?“

„Ja, Jakobe.“

„Wie du das sagst! Fast tragisch.“

„Weil es tragisch ist, wenn wir Jungen unserer Väter gedenken.“

„Es gibt Väter, welche die Jugend verstehen . . . ich will dir nicht wehtun.“

„Laß nur. Es kostet eben Kampf.“

„Das ist gut.“

„Ja, Jakobe!“

Er sagte es ein zweites Mal, laut und stark. Nun schwiegen sie. Jeder fühlte die Gegenwart des andern gleich einem neuen Glück. Für den Jüngling war dabei etwas Schwüles, Banges, Ahnendes, das seine Seele wie etwas Schicksalsvolles umfing. In dieser Stimmung bat er sie um Auskunft über eine Sache, die auf ihn tiefen Eindruck gemacht hatte: „Als du mir heute bei dem Dichterstandbilde entgegentratst, hattest du ein so seltsam feierliches Aussehen. Kannst du mir sagen, was dich so ergriff?“

„Ich leistete ein Gelübde.“

„Darf ich's wissen?“

„Eigenmächtig aus dem Leben zu gehen, sollte ich nicht wert sein, im Sinne Goethes eine Künstlerin zu heißen.“

„Nur im Sinne Goethes, Jakobe? Neben Goethe steht Schiller.“

„Ich richtete meinen Schwur an Goethe allein.“

Sie standen vor der Pforte seines Gartenhauses. Auf der kahlen Heide lag hoher Schnee, daß das kleine Haus an den Almwiesen glanzumsäumt von vergangenen großen Zeiten träumen konnte, wo ein großer Mensch in einer Hütte ein glücklicher Mensch gewesen war. Theodor brauchte die Freundin nicht erst zu bitten, an der Schwelle des Sanctuariums die Weihe zu vollziehen. Die Jakobe, die auf der Almwiese von Trebra ihre Arme ausgestreckt und kindische Worte feierlich emporgesprochen hatte, stand in fremdartiger Jungfrauenherrlichkeit, gleich dem Genius des Ortes vor dem kleinen Hause, erhob ihr Gesicht zum Firmament und sprach das Lied an den Mond:

Füllest wieder Busch und Tal —

Und sie schloß:

Selig, wer sich vor der Welt  
Ohne Haß verschließt,  
Einen Freund am Busen hält  
Und mit dem genießt —

Da wußte ihr Freund: Die Jakobe war eine Künstlerin im Sinne Goethes, und er wurde von der Jakobe geliebt.

⊕

⊕

⊕

Durch die Anlagen unterhalb vom „Horn“ lehrten die beiden langsam zur Stadt zurück. Alle diese Wege war Theodor als Knabe geschritten. Dort oben lag die erinnerungsreiche Altenburg — lag das Andreasinstitut, dessen Gründer nun auch von seinen guten Lebenstaten ausruhte. Es war doch alles schwerer gewesen, als der Knabe in seinem Kinderglauben an Welt und Menschen gewöhnt hatte: ernsthafter das Leben, leidvoller das Ringen . . .

Ausgestorben ruhte das großherzogliche Schloß, dessen alten Herrn sie heute an die Seite Goethes gebettet hatten. In tiefem Schweigen schritten die beiden an dem stillen, großen Hause vorüber.

In den Gemächern, die der junge Herr bewohnte, brannte noch Licht. Dort oben wachte auch ein Ringender! Die Last einer Krone konnte den Schlaf eines starken Mannes morden; und dieser Neugekrönte war ein Jüngling.

Wochten gute Geister dem wachenden Fürsten die Krone mit Rosen umwinden!

Als Theodor der Freundin vor dem „Hotel zum Erbprinzen“ Gutenacht sagte, fuhr über den Marktplatz eine Hofequipage zum Schloß.

Der junge Mann, der in dem Wagen saß, sah Theodor, rief aus dem geöffneten Fenster dem Lakaien zu, halten zu lassen, stieg aus, ließ den Wagen weiterfahren, wartete, bis die Dame, mit welcher Theodor sprach, ins Haus getreten

war, eilte auf ihn zu und rief fröhlich: „Theodor Baumert mitten in der Nacht in Damenbegleitung! Wenn du mir verraten kannst, wer sie ist — bitte, so sage mir's. Sie hat eine göttliche Gestalt!“

Es kostete Theodor Überwindung, dem Prinzen Bescheid zu geben: „Hoheit, es ist Jakob.“

### Drittes Kapitel

Zur nämlichen Zeit, wo die beiden guten Kameraden in der silbernen Winternacht ein Wiedersehen feierten, befanden sich in einem alten Patrizierhause, nahe vom Friedhof, gleichfalls zwei Getreue beisammen: das Fräulein von Schmettau und die junge Hofdame Ihrer Hoheit, der Prinzessin Klementine.

Im Schlosse fand Familientafel statt, und die Gräfin hatte sich für den Abend des traurigen Tages Urlaub erbeten, um sich nach kurzem Besuch im „Russischen Hof“, wo die Ihrigen abgestiegen waren, zu ihrer geliebten einstmaligen Erzieherin und verehrten mütterlichen Freundin zu begeben.

„Nach kurzem Besuch“ . . . Und selbst dieser war der Tochter und Enkelin schwer gefallen! Seitdem sie der Tradition ihrer Familie das Opfer gebracht hatte und Hofdame geworden war, riß in ihrem Innern etwas an den Banden der Familie; die Bande des Blutes waren es, und ließen sie diese als Fessel empfinden. Von ihrer Familie fort, trieb es Ingrid von Trebra zu der Wahlverwandten, deren Haus für sie mehr und mehr zu einer Zuflucht, einer Heimstätte wurde.

In ihrem feierlichen Trauergewande und dem langen Kreppschleier saß sie unter den Pensionärinnen, deren eine

sie gewesen war und die das vornehme junge Frauenwesen bewundernd anstaunten. Hofdame. Aller Glanz eines Hofes schien den Jünglingen des Fräuleins von Schmettau in der Gestalt einer Hofdame verkörpert und um das Haupt der Auserwählten eine Gloriole zu bilden. Beständig in nächster Nähe der höchsten Herrschaften zu sein; an allen Angelegenheiten des Hofes teil zu haben: an Ausfahrten, Feierlichkeiten, Festen, Audienzen und „Cercle“; die große Hofloge; Hofwagen und Hoflakai; die Courtschleppe — es war eben eine höhere Welt, war die höchste der Welten. Die Gräfin von Trebra — sie war nicht einmal mehr Komtesse, besaß sogar bereits Frauenrang — zählte daher in den Augen der jungen Damen zu den Vereidenswürdigsten aller Sterblichen.

Sie war schön. Das mußte eine Hofdame sein! Auch etwas Unnahbares mußte sie haben. Das ganze Institut des Fräuleins von Schmettau: alle die Töchter erster Familien, die einmal samt und sonders zu Hofe gehen würden, schwärmten für die schöne Hofdame Gräfin von Trebra, die einstmal ihresgleichen gewesen . . .

Was war es nur mit ihr, daß sie sich unter dem wohl-erzogenen jungen Volk so fremd fühlte? Als eine so ganz andre! Und sie war doch von der nämlichen alten Rasse, besaß also doch das nämliche Erbe der Ahnen. Trotzdem fühlte sie sich von ihren Stammgenossinnen so verschieden, als wäre sie andern Blutes.

Alsdann ward es traulicher. Das Fräulein von Schmettau zog sich mit ihrer jungen Freundin auf ihr Zimmer zurück. Es war die Stube des hohen Hauses, zu der die Wipfel alter Kastanien aufstiegen. Vom Fenster aus hatte die Bewohnerin der Kemenate über das Geäst der schönen Bäume hinaus eine Umschau bis zu den Höhen von Belvedere und Ellersburg. In der Enge ihres Lebens mußte sie einen weiten Horizont haben! Ihre Gedanken und ihr Sehnen trugen sie hinaus. An diesem Geistesfluge mußte sie sich genügen lassen; immerhin schützte er ihre Seele

vor dem Verkümmern in einer Lebensluft, die die ihre nicht war.

Das Fräulein von Schmettau zog die Fenstervorhänge auseinander und ließ Mond und Sterne in das mit puritanischer Einfachheit eingerichtete Zimmer scheinen. Wie in vergangenen Tagen entzündete Ingrid unter dem altväterischen kupfernen Teekessel die blauaufzuckende Flamme, trug die Lampe in das Vorzimmer, schürte das Kohlenfeuer in dem eisernen Ofen, der gleich den ehrwürdigen Bäumen des Gartens Weimars große Zeit erlebt hatte; und jetzt, zum leisen Gesang des kochenden Wassers plauderten die beiden auch wie in vergangenen, glücklichen Tagen. Denn der Mensch ist nur zu leicht geneigt, etwas unwiederbringlich Vergangenes für köstlicher zu halten als einen gegenwärtigen Besitz oder als alles, was die Zukunft an Lebensgütern verheißt . . .

„Nun sprich so recht aus deinem Innersten heraus. Du weißt, daß du gehört wirst.“

„Und du weißt, daß ich zu dir gar nicht anders sprechen kann, und daß es für mich eine Wohlthat ist, von dir gehört zu werden. Glückselig, wer solchen Zuhörer besitzt. Du, Liebe, konntest immer nur zu dir selbst sprechen, daher immer nur von dir selbst gehört werden.“

Und das schöne Mädchen faßte die Hand der um so vieles älteren, ernsthaften Freundin, die mit einem liebenswürdigen Lächeln erwiderte: „Dann hatte ich eine schlechte Zuhörerin für meine Monologe. Du sollst es heute besser haben. Also — wie geht's der Gräfin Ingrid bei Hofe?“

„Man ist sehr gütig gegen mich; sehr nachsichtig.“

„Bedarfst du dessen?“

„Liebe, ja. Ich fühle die Glätte des Hofparletts; fühle die Unsicherheit meiner Füße auf diesem Boden, und daß ich auf einem andern Grunde feststehen würde.“

„Du glaubst nicht, es könnte dir gelingen, jene Welt zu der deinen zu machen?“

Da wurde der Erzieherin von ihrer Schülerin die Frage



gestellt: „Was nennst du ‚unstre‘ Welt? Es ist dies doch nur diejenige Welt, die uns naturgemäß ist, darin wir uns entwickeln können, darin wir vermögen, Gutes zu wirken. Darauf kommt es an: auf die Entwicklung unsrer besten Eigenschaften und auf die gute Wirkung derselben auf jene, die unsre Welt ausmachen. Wie könnte ich als Hofdame diese vornehmste Aufgabe eines jeden jemals erfüllen?“

„Du mußt es damit eben versuchen. Jeder Mensch vermag zu wirken; und das in jeder Lebenslage, in jeder Umgebung. Kannst du mir die deine schildern?“

„Du vergiffest, daß ich selbst nur ‚Umgebung‘ bin. Ich will dir von den Personen sprechen, deren Umgebung ich bilden helfe.“

Ingrid begann ihre Schilderung. Der Hof, zu dem sie seit kurzem zählte, war einer der wahrhaft fürstlichen des Reiches. Der Herzog gehörte jener älteren Generation an, die mit allen Kräften bemüht war, einer jüngeren sich zu gesellen, einer jungen das Beste zu entnehmen und selbst einer jüngsten gerecht zu werden. So durfte denn auch die moderne Kunst in seiner Residenz eine Heimstätte finden, die moderne Literatur fürstlicher Teilnahme und Förderung gewiß sein. Das Hoftheater brachte Ibsen und Hauptmann. Aber das Publikum mußte dafür erst erzogen werden — ebenso wie für die Ausstellungen der Sezession, für ein neuestes Kunstgewerbe und die Konzerte mit Musik von Richard Strauß. Der Herzog ward nicht müde, mit dem guten Beispiel der Selbsterziehung für die neue Zeit voranzugehen. Aus diesem Geist heraus ließ er seinen jüngsten Sohn als zukünftigen Staatsbürger heranbilden und hoffte für den Erbprinzen von der scharfen Lust der Reichshauptstadt jene Atmosphäre des Modernen, die auch der regierende Herr eines kommenden Geschlechts zu seiner Lebenslust machen mußte — wollte er Geschlecht und Zeit verstehen.

Ingrid aber klagte: „Der Fürst ist eine tragische Gestalt. Er will das Neue und steckt eben doch noch tief im Alten; fühlt sich nur in Tradition und Sitte wahrhaft wohl. An

dem Jungen, daß er für sein Land gewaltsam herbeiführen will, wird er zugrunde gehen! Er bewegt mich beständig zum Mitgefühl, macht mich daher beständig leiden. Niemand versteht ihn. Weder seine Familie, noch sein Land. Die klugen Köpfe erkennen das Unvermögen aller seiner Bestrebungen, sehen überall die Konflikte, die daraus notwendig entstehen müssen, und fühlen sich durch das Fruchtlose verstimmt oder gar erbittert. Andre verspotten den armen Herrn, und wiederum andre mißbrauchen ihn, beuten ihn aus.“

„Auch die Künstler, die der Herr heranzieht?“

„Sie sind die Ersten im Spotten und nicht die Letzten im Ausnützen.“

Neben dem Porträt des Herzogs — es trug die Züge eines Grandseigneurs des ancien régime, mit bis auf die Brust niederwallendem, bereits ergrauendem Bart — zeichnete Ingrid der Freundin das Bild der Herzogin: „Sie ist eine Fürstin der alten Zeit, der alten Schule, durchaus großen Stils, von unnahbar innerer Majestät; fürstliches Pflichtgefühl in jedem Gedanken, fürstliche Repräsentation in jeder Bewegung. Sie ist unschön. Aber ihre Haltung macht sie großartig. Allein ihre Haltung! Wenn sie bei großer Gala in ihre Perlen oder ihre Smaragden förmlich eingewickelt erscheint, überstrahlt ihre Hoheit die Pracht ihres Schmuckes. Man sieht nur diese. Wie sie Audienzen erteilt und Cercle hält, ward für fürstliche Erhabenheit sprichwörtlich. Wenn bei den Ausübungen ihres hohen Amtes ihr Gefolge: Damen und Herren, geistig sowohl wie körperlich einfach zusammenbrechen, ist sie noch ohne jede Ermüdung. Sie kann sich aus einem Verein nach dem andern begeben, Deputation auf Deputation empfangen, Vortrag auf Vortrag anhören und zeigt sich am Schlusse so aufnahmefähig wie am Anfang. Woran der Herzog bei der Realisierung seiner modernen Theorien scheitert: an seinem inneren Zwiespalt, verhilft der Herzogin durch ihre Geschlossenheit stets zum Erfolg. Und das auf jedem Gebiet! An die Kunst rührt sie nicht.

Sie hält anderes: die Industrie ihres Landes und wohlthätige Organisationen, für ungleich wichtiger. Neben dieser Frau darf niemand eigene Gedanken, Empfindungen, Meinungen haben; niemand eigene Persönlichkeit sein, sondern nur Schatten und Schemen. Wenn ich auch nur die Dame ihrer Tochter bin, so vermag ich das doch nicht zu ertragen."

Ingrid sprach erregt. Es quälte sie das Bewußtsein, an einen Platz gestellt zu sein, den sie nur unvollkommen ausfüllte, den jede andre besser ausfüllen würde, überdies voller Glück, an solchem Platz stehen zu dürfen, eine von vielen Erwählte. Sie fühlte ihre junge Kraft brachgelegt. Was war aus ihren Vorjahren, ihren Idealen geworden? Eine Hofdame! Und Hofdame welcher Ursache willen? Um den Wünschen ihrer Familie Folge zu leisten; um der Tradition Genüge zu tun.

Sie rief aus: „Ich fühle mich als ein eigener Mensch; fühle mich als solcher von Klein auf! Und ich fühlte solche starke Zwerfsicht zu meiner Eigenheit, die du in mir zu vollem Bewußtsein erwecktest und sich entwickeln halfst. Und nun? Was soll ich mit meinem eigenen Ich beginnen? Ich weiß nicht, wohin damit. Ja, und dann — wer bürgt mir, daß ich auf dem Platz, dahin sie mich zwangsweise stellten, mein eigenes Ich bleibe? Ich bin zu jung, um mir selbst Bürge zu sein; noch zu sehr weicher Stoff, der erst geformt werden muß: geformt durch Verhältnisse, Erfahrungen, Schicksale; geformt durch das Leben! Welche Gestalt wird mein ganzes Sein und Wesen durch dieses Leben annehmen? Welche kann es annehmen? Das viele Gerede über die verderbliche Wirkung der Hofluft ist durchaus kein müßiges Geschwätz: sie enthält entschieden einen Giftstoff. Ich fühle nicht, daß ich diesen unheilvollen Hauch einatme — noch fühle ich es nicht! Aber ich sehe andre der Atmosphäre zum Opfer fallen. Nur wenige sind dagegen immun. Stärkere als ich ergaben sich dem Hofgift. Sie wissen es nicht, halten sich für gefeit, wehren sich — erliegen. Es erliegt einer nach dem

ändern; sie erliegen zu Scharen. Und kaum einer, der es erkennt. Wenn sie es erkennen, ist es bereits zu spät. So kurze Zeit, wie ich erst bei Hofe bin, muß ich diese Beobachtung immerfort machen, jeden Tag von neuem. Räte mir, hilf mir!"

Die Freundin war gedankenvoll geworden. Nun meinte sie mit ihrem schönen Lächeln: „Raten kann ich dir vielleicht, helfen kann dir kein Zweiter. Das ist auch nicht nötig. Einstweilen lasse mich noch mehr hören; vielleicht finde ich doch möglicherweise den Punkt, von dem aus ich dir zu raten vermag.“

„Was willst du noch mehr wissen?“

„Ich muß sogar indiskret fragen. . . . Die Ehe deiner hohen Herrschaften soll keine glückliche sein?“

Da versetzte das junge Mädchen, das vom Leben noch nichts wußte: „Keine glückliche Ehe? Gibt es überhaupt glückliche Ehen? Glückliche Ehen auf Thronen? Als ich so fragte, sahen sie mich groß an und sagten mir: ‚Weshalb braucht eine Ehe unter Kronen glücklich zu sein? Gekrönte Ehepaare haben andres zu tun, als in einer glücklichen Ehe zu leben.‘ Ich glaubte ihnen nicht. Da zuckten sie über mich die Achsel.“

„Mein gutes Kind!“

Die Hofdame bekannte: „Ein Kind bin ich wohl noch. Weil ich das noch bin, macht mich des Herzogs und der Herzogin tiefunglückliche Ehe stets von neuem traurig. Und dann sagen sie mir lächelnd: ‚Wo finden Sie überhaupt eine glückliche Ehe? Eine wahrhaft glückliche!‘ Und sie sagen mir: ‚Die modernen Menschen wollen gar keine glückliche Ehe führen.“

Das Fräulein von Schmettau mußte lachen. Es meinte: „Sie schildern dir den Teufel schwärzer, als er ist. Auch die bösen Modernen haben ihre Götter. Und der Gottheiten größte bleibt auch für das gottlose junge Geschlecht die Liebe: jene Liebe, die vom Himmel ist und daher zum Himmel emporzieht. Aber die unglückliche Ehe deiner Fürslichkeiten ist eine betrübliche Sache.“

Die Hofdame berichtete: „Die beste Form verhüllt sie. Der Herzog ist gegen seine Gemahlin von vollendeter Ritterlichkeit und die Herzogin auch darin Zoll für Zoll fürstliche Frau. Immerhin ist es Form. Ich fühle, daß die Herzogin geradezu die Feindin ihres Gemahls ist, und das in allen seinen Anschauungen, Bestrebungen, Zielen. Am feindseligsten steht sie ihm in der Erziehung des jungen Prinzen gegenüber.“

„Prinz Andrea! Ich sah ihn heute bei der Beisezung. Was hältst du von ihm?“

Gräfin Ingrid wich dieser direkten Frage aus: „Ich kenne den Prinzen zu wenig und müßte nach ihm meinen Jugendfreund fragen. Das Beste an ihm scheint mir zu sein, daß Theodor Baumert sein Freund ist.“

Wie um die Aufmerksamkeit von dem letzten Gegenstand ihres Gesprächs abzulenken, begann Ingrid von der Prinzessin Clementine zu reden: „Das ist ein armes Geschöpf! Allein durch ihr unglückliches Außere: sie ist verkrüppelt, wird häßlich gefunden. Das Bewußtsein ihrer Häßlichkeit — sie hat übrigens tiefe, schwermütige, schöne Augen! — ihrer Mißgestalt, nagt an ihr wie ein unheilbares Leiden. Sie wird daran zugrunde gehen: an heimlichem Seelenleid. Auch sonst ist sie bedauernswert. Die Herzogin will sie zur Mutter, der Herzog zum Vater hinüberziehen. Was ist davon die Folge? Daß sie weder Vater noch Mutter gehört, sich ganz in sich zurückzieht, sich einkapselt. Sie läßt keine Seele an sich heran. Auch ihr kann ich nicht nützen. Wozu bin ich also da?“

Das Fräulein von Schmettau hatte den guten Rat für ihren Liebling gefunden: „Hier bist du an deinem rechten Platz! Bei dieser einsamen dunklen Seele, die nach einer andern sich sehnt. Förmlich danach schreit. Wie kannst du daran zweifeln? Weshalb mir nicht gleich von dieser armen Prinzessin reden, der eine gute Vorsehung dich sandte? Gib dich ihr zu erkennen, und du wirst erfahren, wie ganz du erkannt sein wirst. Du Schlimme, mich um dich so lange sorgen zu lassen! Nun bin ich beruhigt.“

Da bekannte Ingrid: „Ich fürchtete, du würdest so reden.“

„Du fürchtestest? Hast du deshalb gezaubert, von der Prinzessin zu sprechen?“

„Ja, Liebe.“

„Aber Ingrid!“

„Die Prinzessin wartet nur darauf, daß sie mir vertrauen darf, um sich mir ganz anzuvertrauen. Ich ahne, was es sein wird: Kampf gegen ihre Eltern; und ich —“

Sie stockte. Das Fräulein von Schmettau sagte es für sie: „Und du scheust die Verantwortung?“

Ingrid rief aus: „Rate mir, was ich tun soll?“

Das Fräulein von Schmettau riet ihr: „Kannst du die Verantwortung dir selbst gegenüber tragen, so trage sie auch der Welt gegenüber.“

Das wollte Ingrid.

Eine Dienerin trat ein und meldete, der „Herr Hofrat“ sei da! Ingrid wollte die Pferde in der Winternacht nicht warten lassen und nahm schnellen Abschied. Als sie durch Weimars nächstlich einsame Straßen fuhr, ward auf dem kurzen Wege zum Schlosse in ihrem erregten Empfinden das Vergangene wieder wach, so daß sie in wenigen Augenblicken die letzten Jahre erlebte: von ihrem Eintritt ins Christentum an, bis zu dem als Hofdame, was den Eintritt in den Ernst des Lebens bezeichnete. Dazwischen lag ein Jahr in einem französischen Dameninstitut, das der Komtesse die letzte Perfection geben sollte, und ein weiteres Jahr im Elternhause mit einem ersten Winter in Weimar, wo sie bei Hof vorgestellt und in die Gesellschaft eingeführt wurde. Es waren freudlose Zeiten gewesen. Die junge Frauenseele fand Welt und Menschen anders, ganz anders, als sie sich geträumt hatte. Jeder Tag brachte eine Erkenntnis, eine Enttäuschung, für solche Jugend eine sehr ungewohnte Erscheinung. Ingrid maß sich selbst die Schuld bei: ihren viel zu hohen Erwartungen vom Leben; ihrer bereits so früh entwickelten Eigenschaft, in allem nach dem Wesen, nach

einem Inhalt zu suchen und von keiner Außerlichkeit sich bestechen zu lassen. Es kamen Stunden der Schwermut, in denen sie wünschte, andern jungen Mädchen zu gleichen, die mit Entzücken dem Leben sich hingaben und für die der Rout bei einem Gefandten oder gar ein Hofball große Ereignisse bedeuteten. Dem schönen Mädchen aus einer der ersten Familien des Landes wurde bereits im ersten Winter viel gehuldigt, was Ingrid kaum zu bemerken schien. Sie hatte zu ernsthaft mit sich selber zu tun; befand sich zu sehr in beständigem Kampf mit den Eindrücken; litt beständig darunter.

Dann begann ein noch heftigerer und leidenschaftlicherer Kampf: der mit ihrer Familie.

Hofdame sollte sie werden!

Sie versuchte, ihrer Familie sich verständlich zu machen, und verletzete durch den bloßen Versuch. Sie ließ nicht nach. Alles, was sie erzielte, war, daß das dumpfe Erstaunen der Ihren zur hellen Empörung wuchs. Nun gab sie es auf; nun ergab sie sich.

Vielleicht besaß sie gar nicht das Recht, anders zu denken, zu fühlen, zu handeln, als — eben die andern dachten, fühlten, handelten. Was sollte sie auch mit sich beginnen? Sie wußte nicht, wohin mit sich.

Also wurde sie Hofdame . . .

An dem alten ehrwürdigen Turmbau vorüber fuhr der Wagen durch das hohe Gitter und in den weiten Hof des Fürstenhauses, dessen alter Herr ausruhte von einem langen und gesegneten Wirken, dessen junger Herr in einsamen, wachen Stunden auf sein neues Leben sich vorbereitete, darauf der Segen des Toten ruhte . . .

Vor dem Portal des Mittelbaues hielt der Wagen. Bevor der Lakai vom Bod abspringen konnte, öffnete ein anderer den Schlag und bot Ingrid zum Aussteigen die Hand.

Eine junge, heitere Stimme begrüßte sie: „Wissen Gräfin, wem ich um diese Nachtzeit mit einer schönen Dame begegnet

bin? . . . Unfremde Freunde Theodor! Und mit wem begegnet? Mit einer seiner Jugendlieben! Denn der leichtfertige Mensch besaß neben seinem Abgott auf dem Berge noch eine Nebengöttin unten im Tale. Übrigens wird er Ihnen morgen seine Aufwartung machen und Ihnen gewiß selbst das Geständnis seiner Untreue ablegen."

Als Ingrid in diesem Augenblick einer gedankenschweren Einkleine von der fröhlichen Stimme sich ansprechen hörte, fühlte sie es wie eine Erleichterung. Sie wunderte sich selbst über den Eindruck und darüber, daß sie dem Prinzen ebenfalls heiter antworten konnte: „Mein guter Freund verriet mir einst: ein gewisser junger Herr habe sich vorgenommen, von einer gewissen Nixe sich küssen zu lassen. Aber wie kommt diese nach Weimar?“

„Als zukünftige Schauspielerin. Und was den Fuß betrifft — aber von dergleichen Dingen darf man zu einer Hofdame nicht sprechen.“

Ingrid lachte: „Hoheit geben derselben eine Lektion im Anstand; da sie selbst höchst unschicklicherweise davon zu reden begann. Sie sehen, wie schlecht ich zu meinem Amt taue.“

Sie traten ins Schloß.

## Viertes Kapitel

Erst in seinem verödeten Hause fiel es Pastor Emanuel schwer auf das Herz: „Er hat mir nicht ein freundliches Wort gesagt. Fremd und kalt war er. Gar nicht wie mein lieber Sohn. Und er weiß doch — er weiß, daß er meine Lebensfreude ist, mein Stolz, meine Hoffnung. Er mußte doch wissen, wie mich nach einem freundlichen Wort verlangte, nach einem vertraulichen Wort. Weshalb war er so stumm?“



Er muß mir doch viel zu sagen haben. Vor allem darüber, wie er mit seinem Gott steht. Er wird ja doch Gottes Diener!"

Und Pastor Emanuel, der auf seinen prachtwoll geratenen Jungen im Geheimen sehr unchristlich stolz war, fühlte dieses prächtigen Sohnes willen einen Schmerz, wie er ihn ähnlich nicht am Grabe der Mutter seines Sohnes empfunden hatte. Er dachte die Zeiten zurück und kam dabei zu der Erkenntnis: im Menschenleben sei ein dunkles Etwas, das er nicht begriff, was ihn auch sein Gott nicht begreifen machte. Er fühlte sich dabei von Gott und Welt im Stich gelassen.

Mit welchem Jauchzen seiner Seele hatte er den Sohn vom Herrn empfangen; obgleich seines Sohnes Leben das seines guten Weibes gekostet hatte. Was war seine Vaterwonne gewesen? Sorge, Angst, Leid. Was war sie geblieben? Sorge, Angst, Leid. Sein ganzes Leben bestand im Kampf um seines Sohnes Liebe; im Kampf um Verständnis für seinen Sohn. Das geschah ihm, dem Gottesmann, der bis zu seines Sohnes Geburt nur mit seinem Herrn getungen hatte. Gott ließ sich leichter zwingen als sein eigener, lieber Sohn!

Woher kam es, daß das Alter an die Jugend nicht herankommen konnte? Nicht mit aller heißen Liebe, die häufig die Liebe eines Märtyrers war. Woher entsprang die Feindseligkeit der Jugend wider das Alter? Denn Feindseligkeit war's! Man mußte den Mut haben, das Ding beim rechten Namen zu nennen. Die Jugend wollte nicht geliebt werden. Liebe galt ihr als Hemmnis; Liebe trat ihr in den Weg; über Liebe mußte hinweggeschritten werden: unaufhaltsam, mitleidslos. Jugend ging über den Leichnam der Liebe. Und dann schalt sie das Alter unduldsam. Wenn sie wüßte, mit welcher heißen Sehnsucht, welchem bangen Zagen das Alter unaufhörlich um die Liebe der Jugend warb, um das Mitleid der Jugend.

Wenn sie's auch gewußt hätte, sie hätte doch nicht Mitleid gehabt!

Solches waren die Gedanken des einsamen alten Mannes, der nicht ahnte, daß sein Sohn aus blutigem Mitleid seinem Vater sein bestes Ich zum Opfer brachte. Denn sein bestes Ich sind eines Menschen Überzeugungen. Sie aufgeben, bedeutet, sich selbst verleugnen.

Voller Neid betrachtete Pastor Emanuel seinen alten Kantor: der Mann war ein glücklicher Vater! Wie konnte er's nur sein? Als Vater solchen Sohnes! Im Vergleich mit ihm wollte Pastor Baumert seine Hände aufheben und ausrufen: „Ich danke dir, Herr, daß ich kein Vater bin, wie dieser ist!“ Und dann war der Mann doch glücklich? Der Unglückliche, der Unselige, wenn er zur Erkenntnis kam. Und das mußte er.

Aber — welch ein liebevoller Sohn war dieser von allen guten Geistern verlassene Jüngling gegen seine ehrwürdigen Eltern. Alles, wonach sich Emanuel Baumert bei seinem Knaben vergeblich sehnte, in Sehnsucht sich verzehrte, ward den Kantoreheleuten von ihrem geliebten Jüngsten im überschwenglichsten Maße zuteil: innigste Zärtlichkeit. Also gab es doch eine Jugend, die lieben konnte? Und dieser zärtliche Sohn war nicht einmal seiner Eltern einziges Gut. Der Gott Emanuel Baumerts war kein gerechter Gott.

Auch das war tragisch in dem Leben von Theobors Vater: was er sich von dem Himmel als höchstes Glück erkauft, als dessen schönste Gnade betrachtet hatte, brachte ihn dazu, mit dem Himmel zu hadern. . . . Seit dem Vorgang in dem Atelier des Sonnenmenschen ging der Kantor dem Pastor, wo er nur konnte, aus dem Weg; und das Mütterchen besuchte nicht mehr den Gottesdienst. Das erregte Aufsehen in der Gemeinde. Seit fünfzig Jahren war die Baucis von Dorf Trebra jeden Sonn- und Feiertag in dem Kirchlein gefessen, hatte dem Orgelspiel ihres Philemon gelauscht und war bei den Predigten eine andächtige Zuhörerin gewesen. Es tat dem Geistlichen wohl, in das gute Gesicht der Alten zu schauen, das mit solchem Ausdruck andächtiger Hingabe

zu dem seinen sich aufhob. Plötzlich fehlte es. Pastor Emanuel ertappte sich dabei, wie er häufig auf die leere Stelle hinsah. Auch kam ihm vor, als ob seit jenem Tage das Orgelspiel seines Rüstlers weniger machtwoll und erbau-lich klang. Des bösen Beispiels willen, welches die Kantors-frau durch ihr Fortbleiben vom Gottesdienst der Gemeinde gab, mußte der geistliche Herr sich zu einem Gang in die Schule entschließen. Er sagte sogleich den Grund seines Kommens: „Als Frau meines Kantors haben Sie dem Gottesdienst regelmäßig beizuwohnen. Das haben Sie als Christin überhaupt. Es ist meine Pflicht, Sie wegen Ihres Fernbleibens zur Rechenschaft zu ziehen.“

Ohne dem ehrwürdigen Besuch in ihrem Hause einen Platz zu bieten, stand das Mädchen vor dem Eisernen, erwiderte mit ernstem Gesicht gelassen: „Ich komme nicht mehr in Ihre Predigten, Herr Pastor.“

„Weil ich Ihrem Sohn, diesem Irrenden, meine auf-richtige Meinung sagte?“

„Weil Sie für mich nicht mehr der richtige Geistliche sind. Also halte ich meinen Gottesdienst lieber in meinem Kam-merlein.“

„Sie beschimpfen mich, Frau König!“

„Ich sage Ihnen meine aufrichtige Meinung, Herr Pastor.“

„Hätte ich bei dem abscheulichen Wille Ihres Sohnes lügen und heucheln sollen? Fordern Sie Unwahrheit von mir?“

„Nein. Wohl aber Duldsamkeit. Duldsamkeit gegen die Jugend, die sich selbst noch nicht kennt; sich selbst erst er-kennen muß.“

Theodor Baumerts Vater rief: „Eine Jugend, zu der Ihr Sohn gehört, wird sich niemals erkennen; wird sich nur noch mehr verlieren: vom Guten noch mehr abirren. Eine Jugend wie die von Ivo König macht das Unglück unsrer Zeit aus. Sie ist die Seuche unsrer Zeit. Eine solche ver-derbliche Jugend sollte ausgerottet werden.“

„Das sagen Sie der Mutter?“

„Um die Mutter zu warnen.“

„Sie glaubt an ihren Sohn. Aber —“

Die alte Frau sah dem Erregten steif ins Gesicht und verstummte.

„Aber was? Sprechen Sie doch zu Ende. Oder fürchten Sie sich?“

„Nein, Herr Pastor Baumert.“

„Also reden Sie!“

„Ich will Ihnen nicht nachtun.“

„Was meinen Sie damit?“

Aber Jvo Königs Mutter blieb stumm . . .

„Was meinte die Frau damit?“

Pastor Emanuel dachte beständig darüber nach, brütete beständig darüber; und das mehr als über seine nächste Predigt. Die Ruhe und Würde der Greisin hatten Eindruck auf ihn gemacht. Er hätte sich damals vielleicht weniger leidenschaftlich über das verruchte Gemälde äußern können, die Gegenwart der Eltern des Künstlers bedenkend, der für diese seltsamerweise kein verlorener Sohn war. Haltung und Rede der Mutter erinnerten den Pastor an die Wellerin — so verschieden die beiden Frauen voneinander waren. Auch jene hatte er zur Rechenschaft ziehen wollen; und die Verteidigung der Mutter der Flinnige war eine Anklage gewesen: wider ihn, den Gottesmann; wider seine Unbuddsamkeit gegen die Sünden, die Schwächen anderer. Und warum mußte ihm bei dieser Betrachtung seine eigene Frau einfallen, als stünde die Tote in Beziehungen zu den Lebenden, die stumme Dritte im Bunde: die ihn stumm Anklagende! Sollte auch in seiner immer schweigenden Frau etwas von dem Geist der Empörung jener beiden gewesen sein? Von dem Geist der Empörung wider ihn! Nur ein einziges Mal hatte die für ewig Verstumme machtwoll gesprochen — mit ihren letzten Worten: „Lasse deinen Sohn nicht Geistlichen werden!“ Sie hätte auch dieses Mal schweigen können; denn Pastor Emanuels Sohn w u r d e geistlich.

Am besten verstanden fühlte er sich auf dem Berge, im

Schlosse. Man sprach dort oben nicht viel von den „Kindern“, empfand die Gemeinschaft im Schweigen. Nur der Graf erschien bisweilen leise beunruhigt, wenn der Hofdame erwähnt wurde. Hätte die Gräfin-Mutter ihres Sohnes nervöses Wesen bemerkt und dessen Ursache erfahren, so würde sie diese mit einer ihrer vornehmen Handbewegungen als nicht existierend beiseite geschoben haben. Gleich ihrem alten Freunde verkörperte die Erzellenz in der Zeit „des Umsturzes aller Begriffe“ — wie sie die Gegenwart nannten — das starre System.

Der geistliche Herr sollte noch eine weitere starke Erschütterung erfahren. Sie geschah durch den Postboten, der wie alle Landbriefträger in seinem Revier eine populäre Persönlichkeit war. Ins Pfarrhaus brachte er selten etwas anderes als ein evangelisches Amtsblatt; selten einen Brief mit den auch dem Postboten vertrauten Schriftzügen vom Sohne des Hauses. Denn Theodor hatte seine wöchentlichen Berichte in monatliche verwandelt, zu seines Vaters nagendem Kummer. Zeitungen las Emanuel Baumert nicht mehr. Selbst nicht das harmlose Blättlein der nahen kleinen Stadt oder die Presse Weimars: das Gift der neuen Zeit drang mit der Druckerschwärze auch in diese Organe öffentlichen Lebens. So wußte er denn von dem Geist der Zeit wenig, sah in ihm trotzdem den höllischen Versuchter in eigener teuflischer Person.

Obgleich Pastor Emanuel nur am ersten jedes Monats ein Schreiben seines Sohnes erwarten durfte, konnte er nicht unterlassen, dem Postboten jeden Tag voll heimlichen Hoffens entgegenzugehen: es könnte doch einmal ausnahmsweise ein Brief für ihn da sein! Gewöhnlich richtete er seinen täglichen Nachmittagsspaziergang so ein, daß er dem Manne begegnen mußte — wie zufällig natürlich. An des Boten Miene erkannte er dann jedesmal, daß er vergeblich gehofft hatte. So auch heute wieder!

Als das Dorfaktotum — er besorgte zugleich sämtlichen Bäuerinnen seines Bezirkes ihren kleinen Hausbedarf aus

der Stadt — heute auf seinem Wege den Hochwürdigen gewahrte, machte er ein besonderes Gesicht. Er war längst hinter das Geheimnis des Herrn Pastors gekommen und fühlte sich selbst tief getränkt, weil Pastors Theodor jetzt nur mehr jeden Monat schrieb; und gar nie mehr doppelt frankiert. Beim Näherkommen mußte Pastor Emanuel denn auch gleich: „Er hat einen Brief deines Sohnes!“

Ihm schlug das Herz. Als junger Liebender bei einem Brief seiner Verlobten hatte sein Herz nicht so heftig geschlagen, wie jetzt dem Greise bei einem Schreiben seines Sohnes, welches ihn jedoch jedesmal in schmerzliche Aufregung versetzte, jedesmal ein tiefes Weh zurüdließ. Denn auch in seinen Briefen war Theodor Baumert ein sehr respektvoller, sehr gehorsamer Sohn; doch niemals ein weicher, inniger, zärtlicher — so sehnlich der Einsame darauf hoffte und harrte.

Er rief den Boten freudig an: „Ihr habt einen Brief aus Jena, Zimmermann!“

„Ei, du meine Güte, woher wissen Herr Pastor das gleich?“

„Gebt mir den Brief! . . . So gebt doch!“

„Den Brief vom Theodor? Den Brief kann ich dem Herrn Pastor nicht geben.“

„Redet keinen Unsinn!“

„Wenn ich den Brief dem Herrn Pastor doch nicht geben kann?“

„Laßt mich nicht warten!“

„Wenn der Brief doch gar nicht an den Herrn Pastor ist?“

„Gar nicht an mich . . . Und der Brief ist von meinem Sohn?“

„Vom Theodor aus Jena.“

„Und nicht an mich?“

„Mir wär's ja auch lieber, wenn der Theodor seinem Herrn Vater geschrieben hätt'. Weiß Gott, daß mir's lieber wär', 's ist gar nicht schön vom Theodor, daß er seinem Herrn Vater jetzt immer so selten schreibt. Und immer bloß einfach! Wo

er doch solchen guten Herrn Vater hat. Aber so sind heutzutage die Kinder."

Pastor Emanuel verteidigte seinen Sohn: „Er hat viel zu tun, Zimmermann! Ein Kandidat der Theologie. Überdies Begleiter Seiner Hoheit des Prinzen. Hätte er weniger zu tun, würde er gewiß häufiger schreiben.“

Aber Zimmermann schüttelte mißbilligend sein graues Haupt: „Ja, ja; ja, ja, Herr Pastor. Aber — so sind die Kinder eben. Kurios sind sie, Herr Pastor! Heut ist der Brief vom Theodor gar doppelt. Mir ist's auch nicht recht.“

„An wen schreibt mein Sohn einen so langen Brief? Aber da der Brief nicht an mich ist, habe ich danach nicht zu fragen. Nur verstehe ich nicht, an wen Theodor schreiben kann. Es ist gewiß ein Irrtum . . . Ja, ja, alter Zimmermann; Ihr werdet die Handschrift verlannt haben.“

Zimmermann zog das Schreiben aus seiner mächtigen Tasche, darin außer Briefen und Zeitungen noch allerlei eingekauftes Plaz fand. Das Schreiben war wirklich aus Jena, wirklich vom Theodor. Der Bote las dem Pastor die Adresse vor: „Fräulein Jakobe Weller, Dorf Trebra an der Elm, Alte Wassermühle.“

Die Jakobe! Die Jakobe war wieder hier! An die Jakobe schrieb Theodor einen doppelt frankierten Brief. An die Tochter der Wellerin, das in Schanden geborene Kind eines Schauspielers, das einer umherziehenden Komödiantengesellschaft nachgelaufen war.

Pastor Emanuel hielt den Brief seines Sohnes in der Hand; sah starr auf seines Sohnes Schriftzüge; gab den Brief dem Boten wieder zurück mit einer Hand, die leise zitterte.

Er war wirklich schon ein recht alter Mann!

Mit schweren Schritten setzte er seinen Spaziergang fort. Aber seine Gedanken waren noch schwerer.

Eine große Müdigkeit war plötzlich über seine Füße gekommen.

Und über seine Seele.

## Fünftes Kapitel

Prinz Andrea bewohnte in Jena ein altertümliches Haus am Fürstengraben, nahe der Universität. Die Mauern des alten Hauses trugen zahlreiche Inschriften, die berühmte Namen nannten. Alle diese Männer hatten in dem ehrwürdigen Gebäude fröhliche Studentenjahre verlebt, an die sie zeitlebens nicht ohne Rührung zurückdachten.

„Damals, als wir noch jung waren und in Jena studierten. Das waren gute Zeiten. Andre, bessere als heute. Es war damals freilich auch ein andre Jugend.“

Im Frühling blühten vor dem alten Hause Goldregen und Schneeball, Flieder und Rotbörn. Das gab denn eine Benzesherrlichkeit! Goethe und Schiller, Herder und Wieland und eine Heerschar andrer edelster Geister hatten am Fürstengraben das bunte Blühen gesehen, die Duftwogen eingeatmet und die Liebeslieder der Nachtigallen in den hohen Gebüsch belauscht. Vieles auf der alten Welt war anders geworden. Aber der Flieder blühte im Mai wie immer; die Nachtigallen sangen wie immer, und die Liebe im Menschenherzen war auch das nämliche himmelanjauchzende Glück und zu Tode betrübt Leid geblieben . . .

Der Prinz stand am Fenster des großen Eckzimmers — es war von den beiden guten Damen, den Schwestern Niek, nicht ohne Aufwand und Anstrengung zum „Salon“ eingerichtet worden — und sah ziemlich mißbergnügt hinaus in das Schneetreiben, das ihm den Ausblick auf den botanischen Garten mit dem Fürstenhause und die nahen Berge verhüllte. Auf väterlichen Befehl war er keiner Verbindung beigetreten, unterhielt dafür regen Verkehr in den Familien der Professoren, bei denen er hörte, war redlich bemüht, ein solid bürgerliches Leben zu führen, allerlei Wissenschaft zu lernen und Welt und Menschen aus hellen Augen anzu-



sehen. Immerhin langweilte er sich bei dieser Tätigkeit einigermaßen; und man brauchte durchaus kein Prinz von „Gebüt“, sondern nur ein junges, frisches Menschenkind zu sein, um durch Langerweile auf sehnsüchtige, also recht müßige Gedanken gebracht zu werden. Vollends an solchem Wintertage, an dem selbst in der fröhlichen Studentenstadt jeder Laut erstarben zu sein schien. Dazu dieses unaufhörliche weiche, weiße Geriesel von einem grauen Himmel herab. Übrigens mußte es gerade bei solchem Wetter köstlich sein, vom Wetter sich nichts anhaben zu lassen:

Dem Schnee, dem Regen,  
Dem Wind entgegen —

Und weiter:

Glück ohne Ruh,  
Liebe bist du!

In der jungen Seele hallte das große Lebenswort nach  
„Liebe — Liebe!“

Da war er nun zwanzig Jahre alt; und — „Liebe, Liebe!“

Es war ja doch vollkommen unnatürlich, mit vollen zwanzig Jahren noch nicht geliebt zu haben. Wenn es auch nur Verliebtheit gewesen war, eine kleine, harmlose Liebeleie.

Theodor trat ein.

Der Prinz rief ihm zu: „Du kommst mir gerade recht! Wellmann soll den Schlitten bestellen. Wir fahren nach Weimar.“

„Am Nachmittag liest Haedel.“

„Sei kein Muder. Ich muß hinaus! Tu doch nicht, als wüßtest du nicht, was sich diesen Abend in Weimar begibt. Du willst mich davon fernhalten, du Meiding! Weil du nicht willst, daß ich sie sehen soll, lastest du dich selbst und hörst heute Ernst Haedel — was, nebenbei gesagt, für den Herrn Kandidaten eine Sünde ist.“

„Ich wollte soeben für diesen Abend um Urlaub bitten.“

Der Prinz grollte: „Die Plunze soll dir alle ihre Künste

vorgaukeln — denn auch als Gretchen kann sie ein Herzlein sein — und mich lässest du hier einsam trauern? Natürlich hast du bereits dein Billett?“

„Jakobe schicke mir's heute.“

„So, so! Sie schicke dir's. An mich wird nicht gedacht; wo sie doch weiß, wo du doch weißt — ich bitte dich, keine Moralpredigt! Ich war als Knabe in sie verliebt; ich bin jetzt in sie verliebt; und jetzt bin ich kein Knabe mehr.“

„Hoheit —“

„Lasse gefälligt die Hoheit zu Hause, wo du mich sitzen lassen willst.“

„Ich bitte dich also, nicht in dieser Weise von dem Mädchen zu reden. Ich dulde es nicht.“

„Du duldest nicht, wenn ich dir ehrlich sage, wie es um mich steht? Wo bleibt deine strenge Wahrhaftigkeit, Herr Jugendwächter? Sei ebenso ehrlich gegen dich selbst, wie ich es gegen dich bin. Als würdest du nicht ein Stück deines zukünftigen Himmelreichs dafür geben, der Faust dieses Gretchens zu sein? Fahre nicht auf! Ich meine natürlich, wenn du einen weniger ehrwürdigen Beruf antreten würdest. Es ist lediglich dein zukünftiges feierliches Gewand, welches dich gegen die Versuchungen des Bösen schützt. Und was sie betrifft — du würdest sicher der erste nicht sein.“

Da fuhr Theodor auf: „Jetzt schweigst du!“

Ihm ward entgegnet: „Entsetze dich nur, weil ich wie ein Franzose rede. Das kommt von deinem Parfivalwesen. Es erzeugt Gegensätze.“

Theodor war erbleicht. Er antwortete nicht gleich auf diese Leichtfertigkeiten, mußte sich beherrschen, versetzte dann mit großer Ruhe: „Du tust mir unrecht. Aber nicht um mich handelt es sich, sondern um das Mädchen, das du durch deine frivolen Reden beschimpfst. Die Jakobe ist unberührt geblieben. Sie würde sich nur einem Manne geben, den sie liebt; und diesem nur —“

Er beendete nicht den Satz: ein Gefühl, das er nicht nennen konnte, schloß ihm plötzlich den Mund. Seine Blässe

wich einer dunklen Röte. Der Prinz sah, daß er litt. Er ging auf den Gekränkten zu, blickte ihm in die Augen und sagte in der warmen Weise, die ihm die Herzen gewann: „Verzeih. Ich benahm mich pöbelhaft. Geradezu schändlich — wie so oft. Jetzt schäme ich mich. Ach wie oft . . . Vielmehr; verzeih mir nicht! Strafe mich mit Verachtung; und — ja, und fahre ohne mich nach Weimar.“

Theodors Antwort lautete: „Wellmann soll den Schlitten bestellen.“

„Nein, nein!“

„Du gehst doch wohl in die kleine Dunkelloge? Der Hoftrauer wegen darfst du dich als Verwandter des großherzoglichen Hauses nicht sehen lassen.“

„Du Guter! Du tausendmal Besserer!“

Er umarmte den Freund heftig. Aber alle Warmherzigkeit konnte Theodor den Vorfall nicht so schnell vergessen machen. Noch stärker war jedoch der Eindruck, den sein jähes Versinken von vorhin in ihm zurückließ. Er hatte sagen wollen: „Sie würde sich nur einem Manne geben, den sie liebt; und diesem nur als dessen Weib.“

Warum hatte er nicht zu Ende sprechen können? Gerade dem Prinzen gegenüber hätte er das müssen; selbst dann, wenn es gegen seine Überlegung gewesen wäre. Die Unterlassung quälte ihn . . .

Nun fuhren die beiden jungen Männer durch das Schneetreiben, ließen sich vom Winde umsausen und fanden es herrlich. Der Prinz trug über dem Frack einen grauen Reisemantel mit gewaltigem Kragen und hatte nicht eher geruht, als bis sich der Freund in seinen eigenen Pelz gehüllt hatte, den Theodor durchaus zum Geschenk annehmen sollte: „Als Zeichen, daß du mir meine Roheit von vorhin gnädig verziehen hast!“ Er erreichte jedoch bei dem Pastorsohn schon genug, daß dieser das kostbare Rauchwerk dem Freunde zuliebe für die Schlittensfahrt anlegte.

Trotz des wilden Wetters plauderte Prinz Andrea un-

aufhörlich: unaufhörlich war er bemüht, seinem Gefährten den leidigen Vorfall aus dem Gedächtnis zu bringen. Er vertraute ihm eine große Sorge an. Sie betraf seine zärtlich geliebte Schwester, die Prinzessin Clementine.

„Wir alle kennen sie nicht; und wir alle werden uns wundern, wenn wir sie kennen lernen. Das wird geschehen, sobald meine Eltern sie politisch vermählen wollen. Wir sind für dergleichen Ehen nicht mehr geeignet. Auch ich bin es nicht. Das kommt von der Luft unsrer Zeit. Sie ist so rauh wie dieser prächtige Nord, fährt erbarmungslos durch die jungen Seelen, kann darin zum Sturm werden; und das auch für Fürstentöchter. Wenn diese Zeitluft auch nicht gerade Throne umstößt und Kronen herabreißt — nicht in unserm gemäßigten Klima — so gibt es immerhin auch für uns einen tüchtigen Stoß. Seit Jahrhunderten verschlossene Tore springen auf; und der Wind bläst in Ecken und Winkel. Das ist gut gegen allerlei dicke Dünste. Wir werden samt und sonders gelüftet. Sieh, wie dort am Wege die alte Fichte geschüttelt wird!“

„Nur geschüttelt. Sie bricht nicht, trotz des Sturmes. Sieh, wie ihr Wipfel sich wieder hebt.“

„Also ist sie nicht morsch. Nur das Morische bricht und stürzt.“

Theodor meinte nachdenklich: „Ich sah freilich auch junge Bäume fallen. Freilich war bei diesen Gestürzten das Erdreich loder und sie wurzelten nicht fest.“

„Dann war es besser, sie fielen.“

„Ja!“

Es war eine stark ausgesprochene Bejahung, womit die Freunde dieses symbolisch gewordene Gespräch schlossen. Schwerlich dachten sie daran, daß der Boden, darauf sie selber wuchsen, unsicherer Grund sein, ein Sturm auch sie brechen und niederreißen könnte, wie in der Schlacht jeder Kämpfer glaubt: „Deinen Nebenmann kann die feindliche Kugel treffen. Über dein Haupt wird sie hinwegsausen; dein Haupt ist geseit!“

Als Schneemänner erreichten sie die Stadt, wo der Prinz für gewöhnlich im „Erbprinzen“ abstieg. In diesem historischen Gasthof Thüringens war für den jungen Herrn beständig das „Liszt-Zimmer“ reserviert. Da der Prinz angemeldet war, fanden die durchstorenen Reisenden das Zimmer behaglich erwärmt und den Tisch für einen opulenten Tee gedeckt. Theodor fragte nach Jakobe. Man sagte ihm: die Schauspielerin sei bereits ins Theater gefahren, und dieses ausverkauft. Zum Überfluß wurde ihm von dem gefälligen Wirt berichtet: „Am Vormittag wurde ein großer Korb herrlicher Marschal Niel-Rosen für die junge Dame gesandt: von ihrem Landsmann, Herrn Jvo König, über dessen Gemälde ganz Weimar auf dem Kopf steht. Herr Jvo König gibt nach der Vorstellung in seinem Atelier zu Ehren des Fräuleins ein Zauberfest. Das Fräulein soll ein ganz eminentes Talent sein. Sicher macht sie heute abend Sensation! Schade, daß wegen der Trauer der Großherzog der Aufführung nicht beiwohnen kann. (Hoheit, der Prinz, geht gewiß in die Intognitologe?) Auch die Mutter der Gastin ist angelangt. Das ist eine höchst merkwürdige Frau, eine verblühte große Schönheit. Schön ist auch die Tochter. Aber auch die Tochter ist eine seltsame Person!“

Theodor ließ sich die Zimmernummer der Mutter sagen und ging zu ihr. Haltung und Wesen der Wellerin machten auf ihn starken Eindruck. Die Frau hatte sich zu dem großen Ereignis ein neues, dunkles Gewand gemacht, darin sie fast vornehm aussah. „So muß in ihren älteren Tagen die Judith in Gottfried Kellers „Grünem Heinrich“ ausgesehen haben“ — kam Theodor bei ihrem Anblick in den Sinn.

Die Wellerin sagte: „Für diesen Tag habe ich meine Tochter geboren. Ich weiß, daß sie ihres Vaters Tochter ist und eine große Schauspielerin sein wird. Das mußte so sein. Nach dem heutigen Abend kann ich mich in Frieden zur letzten Ruhe niederlegen. Das wirst du nicht verstehen.

Wie solltest du das auch verstehen können? Um die Liebe einer Frau ist es eine gar absonderliche Sache. Nur die Frau selbst kann es begreifen. Und auch sie nicht einmal; denn Liebe ist etwas Unbegreifliches. Die Gottheit ist es ja auch. Ich habe bisher nur eine einzige Stunde gelebt. Das war, als mein Geliebter mich küßte. Heute erlebe ich meine letzte Stunde: wenn ich heute abend die Jakobe als Tochter ihres Vaters sehen werde — auf der Hofbühne von Weimar! Was zwischen diesen beiden Stunden lag, ist kein Leben gewesen. Sage selbst, wie sollte ein Mensch das verstehen können? Liebe ist die Religion der Frau. Eine Frau, die liebt, betet.“

Darauf wußte der Kandidat keine Antwort. Er erkundigte sich: „Wie ich höre, will Ivo König der Jakobe heute abend ein Fest geben. Wird sie hingehen?“

„Sie wollte durchaus nicht. Sie wollte nach der Vorstellung nur mit dir und mir sein. Aber sie konnte es ihrem Jugendfreunde nicht antun. Du kommst doch auch?“

„Ich erfuhr erst soeben davon.“

„Du mußt kommen. Ohne dich darf die Jakobe diesen Abend nicht sein.“

„Ich hasse dergleichen.“

„Ja, ja. Aber man darf einem Menschen die Freude nicht verderben, wenn er es gut meint. Und das tut Ivo König. Man kann ihm nicht böse sein . . . Du sitzt heute abend neben mir. Die Jakobe wollte es so haben. Sie sagte: Ich spiele heute abend nur für dich und für Theodor. Also werde ich gut spielen. Ihr müßt jedoch zusammensitzen! Dir ist's doch recht?“

„Von ganzem Herzen. In einer halben Stunde komme ich dich abholen.“

Als er zum Prinzen zurückkehrte fand er bei diesem Besuch: Ivo König. Der Künstler kam, um zu seinem Atelierfest einzuladen; und der Prinz sagte mehr als bereitwillig zu. Also würde auch der Prinz mit der Jakobe zusammen

sein . . . Als ob Theodor es hätte hindern wollen? Und dennoch — schon als der freundliche und gefällige Wirt vorhin zu ihm von der Jakobe sprach, fiel ihm auf, wie sonderbar ihm dabei zumute ward: schlimmer als bellommen. Wie weh und wund. Von jetzt an würde sie in aller Mund sein. Alle würden von ihr reden; würden sie beurteilen, sie rühmen oder tadeln, bewundern, lieben! Man würde von ihr sagen: „Sie hat noch keinen Liebhaber!“ Man würde fragen: „Wer wird der erste sein?“ Man würde darauf warten; würde nicht erwarten können, zu flüstern: „Jetzt hat sie den Ersten! Wer wird der Zweite sein?“

Häßlich; so häßlich!

Inzwischen schien der Prinz an dem Sonnenmenschen ein lebhaftes Gefallen zu finden. Die beiden plauderten wie alte Bekannte, führten muntere Reden, lachten wie Schulknaben. Selbst in seiner schweren Stimmung mußte Theodor die freie Anmut des Küsterssohnes bewundern und das Leuchtende seines Wesens empfinden. Wäre er nur nicht auf den geschmacklosen Einfall dieser Feier verfallen. Eigentlich hätte Jakobe doch ablehnen müssen. Und Theodor grollte ihr, weil sie es nicht getan.

Dann war's Zeit für das Theater.

## Sechstes Kapitel

Weimars klassisch gebildetes Publikum war über das Gretchen der auf Engagement spielenden Gastin nicht mit Unrecht sehr betroffen. Laut Tradition mußte Gretchen hängende blonde Zöpfe haben, ein himmelblaues Kleid tragen, und es durfte die „Gretchentasche“ nicht fehlen. Fausts Liebchen mußte Zoll für Zoll ein gefühvolles urgermanisches Mägdlein sein, die liebe heilige Unschuld in Person, eben ein Gretelchen. Dabei verliebt —

Dann freilich wurde aus dem holden Kinde, das in

Frau Marthens Stube sich nicht ungern heimlich aufpuzte, ein schuldiges, verzweifeltes, mordendes, zum Tode verurteiltes Weib, ein wahnsinniges, unseliges. Aber auch dieses spielte die Gastin durchaus anders, als das Publikum zu sehen gewohnt war. Wie ihr Gretchen rabenschwarzes Haar hatte, im Nacken einfach geknotet, ein graues, simples Kleid trug: wie in dem ungeschminkten bleichen Gesicht seltsam helle, weit offene Augen in dem Feuer verzehrender Leidenschaft flammten — genau ebenso ungewöhnlich: genau so „ungretchenhaft“ war ihre ganze Darstellung. Sprach sie doch sogar die Verse nicht im strengen Rhythmus! Gleich anfangs war die Liebliche, über die der Teufel keine Gewalt besaß — nur der geliebte Mann! — ein junges Frauenwesen voll dunklen, heißen Sehns nach einem mythischen Etwas, von dem sie wußte, daß es kommen würde, kommen mußte; und das dann ihr Schicksal wurde: gleich anfangs schwebte dieses tragische Schicksal über dem Haupte der durch die Liebe zum Manne der Vernichtung Geweihten.

Das Gretchen der Gastin war eine Margarete . . . Zugleich war sie von solcher Wirklichkeit, daß der Zuschauer der Bühne und des Scheins, daß er der Dichtung vergaß.

Daher wohl der große Erfolg. Denn es war ein großer Erfolg, beinahe wider Willen des Publikums, welches sich durchaus bewußt war: „Das ist nicht Goethes — nicht unser Gretchen!“ Das Publikum hatte anfangs die Absicht, die junge Schauspielerin abzulehnen, und war über sich selbst erstaunt, weil es seine Absicht nicht ausführte.

Theodor befand sich wie im Fieber. Das hatte er nicht erwartet, das nicht! Und dieses junge Weib, welches in der vollkommensten Frauengestalt deutscher Dichtung die Verkörperung leidenschaftlicher Liebe, schrankenloser Hingabe war; diese selig-unselige Liebende war die kleine Jakobe, die Minnie; von diesem herrlichen Geschöpf war er geküßt worden, ward er leidenschaftlich geliebt.



Er konnte es nicht fassen, wollte es nicht fassen. Nicht heute, niemals.

Das überfüllte Haus jubelte dieses so ganz unkonventionelle Gretchen am Schluß wieder und wieder vor den Vorhang. Jakobe kam. Aber sie stand vor den Jubelnden blaß, wie entgeistert, und schaute in den Raum hinein: hinunter zu dem Platz, wo sie ihre Mutter wußte und neben dieser den Freund. Es war, als ginge der tosende Applaus sie nicht an.

Die beiden warteten, bis das Haus sich entleert hatte. Die Wellerin sprach auch jetzt nicht. Eine Feierlichkeit lag über der Frau, die dem jungen Manne Ehrfurcht einflößte. Er verstand, was in ihrer Seele vorging. Auf dieser Bühne sah sie den Geliebten als Romeo und Don Carlos, als Max und Ferdinand; in diesem Hause hatten sie dem Geliebten zugejubelt. Heute nun feierten sie seine und ihre Tochter.

Als die Letzten verließen sie das Haus, welches das geweihteste Theatergebäude der Welt war: noch von Goethe betreten! In Wahrheit ein Tempel.

Theodor führte die Schweigende nach dem Bühneneingang und bat den Pförtner, sie zu der Garderobe der Gastin zu geleiten.

„Es ist die Mutter des Fräuleins!“

Der Mann grüßte die schlichte Frau mit tiefem Respekt. Sie selbst bemerkte es nicht; aber Theodor freute sich darüber; die wenig geachtete Wellerin aus der alten Mühle ward wie eine Dame begrüßt. Hätte sein Vater den Gruß gesehen! Sein Vater — Plötzlich überkam ihn ein dumpfes Wehgefühl. Wie würde sein Vater diesen bedeutungsvollen Abend beurteilt haben? Ganz anders als der Sohn. Immer und in allem ganz anders. Und wenn er erst gewußt hätte —

Was gewußt?

Daß diese bejubelte junge Künstlerin, die ein leidenschaftliches junges Weib war, seinen Sohn liebte; und daß sein Sohn —

Nicht auszudenken! „Weder heute, noch jemals.“

Vor dem Bühneneingang wartete er auf Mutter und Tochter. Andre warteten gleichfalls: sie wollten das Gretchen sehen! Ein Haufen junger Leute war versammelt, sehr zu Theodors Verdruß. Als er sich dessen bewußt ward, ärgerte er sich über seinen Ärger darüber. Für die Jakobe mußte es wunderbar sein, daß die Leute in der bitterkalten Nacht standen, um sie noch einmal zu sehen . . . Jetzt war ihre Mutter bei ihr. Was mochten die beiden sich sagen? Gewiß kein Wort. Sie sahen sich nur an: einander tief in die Augen.

Der König kam, überströmend von Begeisterung und herzlicher Freude. Er brachte den Wagen, der Jakobe und ihre Mutter nach seinem Atelier fahren sollte.

„Entschuldige mich bei ihnen, weil ich sie nicht selbst bringe. Ich muß jedoch voraus und den Prinzen empfangen . . . Was für ein Gesicht machst du wieder?“

„Es paßt gewiß sehr schlecht zu deiner Festlichkeit. Man sollte ein derartiges Ereignis in einem Menschenleben anders feiern: in der Einsamkeit. Entschuldige meine Offenheit. Aber auch für Jakobe wäre es anders besser gewesen. Du zwingst sie heute abend, wider ihre Natur zu handeln.“

Die schulmeisterliche Rede machte auf den ewig Heiteren nicht den geringsten Eindruck.

„Sei kein Bär; verdirb mir nicht die Freude. Du wirst sehen, wie lustig wir sein werden. Auch die Jakobe, das Prachtweib! Dein Prinz wird sich unter dem munteren Böklein wohler fühlen als unter seinen Standesgenossen. Wir wissen auch zu leben, Herr Kandidat! Vielmehr — wir allein wissen zu leben: wir Menschen der Zeit und der Zukunft.“

Er enteilte lachend.

Die Frauen kamen. Als Jakobe die Ansammlung sah, blieb sie erschrocken stehen. Was wollten diese Leute? Sie drängten vor, drängten auf sie zu. Auch jetzt begriff sie nicht

gleich, daß es eine Hulldigung für sie war. Sie umfaßte ihre Mutter, als suchte sie bei ihr Schutz. Es geschah nur einen Augenblick; dann löste sie sich wieder, schaute frei um sich, grüßte, dankte. Jetzt hatte sie ein schönes Lächeln. Theodor schaffte für sie Bahn und brachte sie schnell in den Wagen.

Jakobe sagte: „Mutter will das Fest nicht mitmachen. Sie hat recht. Laß uns also zuerst nach dem Gasthof fahren.“

„Ich werde dem Kutscher Bescheid sagen.“

„Fährst du nicht mit uns?“

„Ich gehe zu Fuß.“

„Theodor!“

„Jakobe?“

„Weißt du noch, wie wir beide in der Nacht zu Fuß durch den Park gingen?“

„Ich vergaß es nicht.“

„Lieber Theodor!“

Sie lehnte aus dem offenen Wagenfenster, davor er stand, sprach leise und innig.

Da fragte er sie: „Bist du glücklich?“

„Wenn du mit mir zufrieden bist, so bin ich's.“

„Zufrieden — ich? Was kann mein Urteil dich kümmern: Das ganze Haus jauchzte dir zu.“

„Ich dachte dabei nur an dich: ob du zufrieden; ob du glücklich seist?“

„Jakobe! Ach Jakobe!“

„Sage mir's. Schnell!“

Er wandte sich schweigend ab.

⊕

⊕

⊕

Theodor machte einen weiten Gang durch den tief verschneiten Park. Es war ein Irrgang. Er merkte es kaum; merkte kaum, daß er pfadlos durch den Schnee schritt, gleichgültig, wie und wo.

Was war ihm geschehen? Welche Empfindungen, welche

Leidenschaften waren in ihm erwacht? In ihm, in dessen Seele ganz andre Mächte zu ringen hatten, ganz andre Kämpfe zu besiegen waren; der sich auf sein hohes Amt vorbereiten mußte: auf sein Predigeramt, darin er den lebendigen Gott verkünden sollte. Diese Leidenschaft zu einem jungen, schönen Weibe hatte mit seinem zukünftigen Amt nichts zu schaffen; nichts mit seinem ganzen Leben, seinem ganzen Wesen. Ein Geistlicher und eine Künstlerin: eine Schauspielerin — das war hoffnungslos. Unsinnig war's! Was ihn gleich einer Flamme durchdrang, war nicht nur leidenschaftliche Liebe, sondern auch heiße Begierde.

Ja — ja: er begehrte. Er, der Unberührte, der Reine, der Jüngling, der vom Weibe nichts wußte, begehrte dieses junge Weib, dessen Darstellung heute abend von dem Feuer der Sehnsucht durchglüht war: sich hinzugeben ganz und eine Wonne zu fühlen, die ewig sein muß.

Was sollte daraus werden? . . . Was konnte daraus werden?

Sein Weib konnte sie nicht werden; und seine Geliebte —

Ein Kandidat der Theologie, ein angehender Geistlicher der Liebhaber einer Schauspielerin —

Dabei fühlte er, daß er nur seinen Arm auszustrecken brauchte, und er hätte das schöne Geschöpf sein eigen nennen können. Er fühlte, daß sie sich für ihn aufbewahrt hatte, getreu ihrem Versprechen, welches sie ihm in der nächtlichen Abschiedsstunde auf der heimatlichen Almwiese gegeben.

Würde sie so unberührt bleiben? Bleiben k ö n n e n? Ein junges, reizendes Weib, eine gefeierte Schauspielerin, die einer Zukunft voller Ruhm und Glanz entgegenging.

Er würde sie einem andern lassen müssen.

Selbst der Sohn Emanuel Baumerts sah ein, daß eine Tragödin, welche die höchsten Leidenschaften der Frau darzustellen hatte, deren Lebensinhalt, deren Kunst die Dar-

stellung der Liebesleidenschaft war — selbst Theodor Baumert erkannte, daß eine solche Künstlerin der Leidenschaft sich ergeben mußte.

Also — ein anderer würde es sein. Wer? Prinz Andrea oder Ivo König? Oder sonst einer.

Er mußte es zu seiner Qual sich vorstellen; mußte mit Entsetzen erkennen, daß für ihn eine Zeit des Kampfes gekommen sei. Erkennen mußte der angehende Gottesmann, daß er nahe daran war, dem Menschlichen, Allermenschlichsten im Menschen zu erliegen.

Dann war es um ihn geschehen.

Und — sein Vater, sein Vater.

Seines Vaters willen mußte er auch aus diesem Kampfe als Sieger hervorgehen.

## Siebentes Kapitel

Ivo König hatte sein Atelier in einen Festraum verwandelt. Er hatte kahle Bäume, junge Birken und Erlen aufgepflanzt und diese über und über mit künstlichen rosigen und weißen Blüten behangen. Die schlanken Stämme entfielen einem Moosgrund und reichten bis zu der hohen Decke, wo Wipfel an Wipfel sich drängte. Weiße Gartentische und Bänke waren aufgestellt. Durch die schimmernden Blütenbäume schien mit sanftem Silberlicht ein künstlicher Mond. Es war ein Zauberhain. Frühling im Winter.

Der Wirt trug mittelalterliche Künstlertracht; und die Schauspieler waren auf seine Bitte in ihren „Faust“-Kostümen geblieben. Auch Gretchen erschien in dem bescheidenen grauen Kleide eines kleinstädtischen Bürgermädchens; Frau Marthe und die Gefellen aus Auerbachs Keller hatten freund-

licherweise die Bedienung übernommen, daran sich selbst der gelehrte Herr Wagner beteiligte. Man sah auch Seine Hoheit, den Höllenfürsten, in eigener teuflischer Person Kostbratwürste mit Kraut servieren. Das Osterfest vor dem Tor schien bis in die Mondnacht hinein gefeiert zu werden.

Damit der befrachtete Prinz und der in schwarzen Gehrock gekleidete Kandidat die Illusion nicht störten, hatte der an alles denkende Wirt zwei „Faust“-Salate besorgt. Prinz Andrea ließ sich die harmlose Mummerei mit Vergnügen, Theodor dagegen nur mit innerem Widerstreben gefallen. Er besaß jedoch nicht das Recht, Spielwerber zu sein. Aber selbst er in seiner dunklen Gemütsstimmung mußte zugeben: „Dieser Ivo ist doch ein Prachtmensch. Er hat es nicht nur gut gemeint, sondern auch herrlich ausgeführt. Welche Schönheit hat er aus dem Boden gezaubert, welche Freudigkeit geht von ihm aus! Überdies ist die Freude harmlos. Es ist wirklich ein nettes, gutes Böllchen, diese Schauspielergesellschaft, vor der ich mich stets scheute, als hätte sie den Teufel im Leibe. Sogar dieser Herr Höllenfürst ist nicht nur ein gar geistreicher, sondern auch ein überaus froher Geselle. Und welch liebenswürdiges Weiblein ist die kupplerische Frau Marthe. Die rohen Kerle von Auerbachs Keller sind gar nicht wiederzuerkennen, so gesittet und artig benehmen sie sich unter diesen rosigen Wipfeln. Also sei auch du froh unter Frohen!“

Er faßte die besten Vorsätze. Sein Blut floss jedoch zu schwer, und die Empfindungen dieses Abends waren zu tiefe und heftige. Sie durchwühlten den ganzen Menschen. Trotz redlicher Mühe fühlte er sich in der Versammlung der Lebenslustigen fremd, gleich einem Ausgestoßenen und Vereinsamten. Und die Fatobe war doch dabei.

Die Fatobe —

Sie wurde umringt, wurde gefeiert, war die Heldin des Abends.

Wie gelassen sie die Hulldigung hinnahm! Mit welchem Gleichmut, welcher Selbstverständlichkeit. Alle diese waren fortan ihre Gefährten; bildeten die Welt, in der sie herrschen würde. Denn sie war, von dem Gottesgnadentum der Kunst erfüllt, eine Auserwählte. Was sie jedoch einer Gottheit nahe brachte, schied sie von ihm, welcher der Gottheit dienen sollte. In unerbittlicher, grausamer Wirklichkeit stand es vor seinen Augen, während er seine Blicke von der geliebten Gestalt nicht abwenden konnte. Und auch sie war mit ihrer Seele — das fühlte er — nicht in dem Kreise der Frohen. Bei ihm war sie, den sie liebte, von dem sie wieder geliebt wurde: leidenschaftlich und — hoffnungslos. Sie weilte mit ihm in der Einsamkeit der Winternacht in Weimars verschneitem Park. Beim Dichterdenkmal, vor dem sie den Schwur leistete, begegnete sie ihm; schritt an seiner Seite in die lichte Nacht hinaus, in die weiße Feierlichkeit hinein bis zu der Hütte auf dem kleinen Alpenfeld, wo sie Antlitz und Seele aufhob:

Selig, wer sich vor der Welt  
Ohne Haß verschließt.  
Einen Freund am Busen hält —

Einen Freund. Jetzt noch einen Freund und keinen Geliebten. Auch der Geliebte würde jedoch kommen. Kommen mußte er . . .

Der Prinz und Ivo waren beständig um sie. Ivos leuchtendes Wesen gehörte zu ihm; aber auch Prinz Andreas Jugend war in der Nähe des schönen Geschöpfes wie verklärt. Niemals hatte Theodor den fürsüßlichen Freund in solcher glücklichen Stimmung gesehen! Allen ward klar: Prinz sowohl wie Künstler waren in dieses fremdartige Gretchen verliebt. Es war jedoch Verliebtheit und nicht Liebe.

Reden wurden gehalten. Faust und Mephisto sprachen. Sie begrüßten die neue Kollegin; denn der Generalintendant hatte bereits während der Aufführung mit der Gastin ab-

geschlossen. Faust sprach faustisch tiefsinnig; Mephisto konnte den Teufel nicht verleugnen, war jedoch ein sehr menschlicher Höllengeist, überdies ein „Charmeur“. Zum Schluß redete Ivo König, der sein blondes Haupt mit einem Blütenzweig bekränzt hatte.

Er erzählte von Dorf Trebra, von der Wassermühle, der Amnize, von Kinderzeit und Kinderglück. Er verriet, daß die Nixe ein Herlein war, welches um die beiden Knaben Zauberkreise zog: um ihn und den ernsthaften Gesellen dort drüben, der von den zweien der viel würdigere sei. Freilich müsse er sich gegen die Kirke dadurch schützen, daß er das Gewand eines Gottesmannes anlege, während der andre dem holden Zauber mit Leib und Seele verfallen wolle: sein bekränztes Haupt sei der Vernichtung durch die Liebe geweiht.

Es war sehr lustig, sehr harmlos. Selbst als der Sekt zu fließen begann, ereignete sich nichts, was edle Frauen hätten unschädlich oder gar unsittlich finden können. Theodor fielen bei dem Symposion, zu dem das Bratwurstessen ward, die Eltern des Gastgebers ein. Ivo hatte sein großes Gemälde nicht verkauft. Auch andres nicht. Er sollte spielen und im Spiel ebensoviel Glück haben wie bei jener schönen Sache, davon das Sprichwort den Gewinner ausschließt. Aber trotz seines Spielerglücks blieb seine Verschwendung unerklärlich. Und die alten Eltern sparten und darboten. Alles Ersparte konnte jedoch nur einen Tropfen auf glühendem Eisen bedeuten . . .

Jakobe hatte mit allen heiter geplaudert — außer mit Theodor. Diesen hatte sie nur häufig angesehen, still und ernsthaft. Jetzt stand sie auf, ging zu ihm, sagte laut: „Es ist genug gefeiert; ich möchte nach Hause gehen. Begleite mich.“

Ein Getümmel entstand. Der Prinz und Ivo wollten sie führen. Das wollten alle: sie sollte im Triumph zum Gasthof geleitet werden! Jakobe lehnte gelassen ab: „Nur mein Jugendfreund soll mit mir gehen. Er hat es um mich



verdient, daß ich jetzt ihm gehöre. Verzeiht also und seid bedankt. Es war viel zu schön. Ich will trachten, von dem Lorbeerkranz, mit dem ihr mich ehrtet, ein Blättlein zu verdienen. Nur ein Blättlein. Selbst das wird schwer genug sein. Gute Nacht."

Als die beiden, am Biszt-Hause vorüber, der Aderwand und dem Marktplatz zuschritten, sagte Theodor einfach: „Ich danke dir.“

„Ach, dürft' ich fassen  
Und halten ihn,  
Und küssen ihn,  
So wie ich wollt',  
An seinen Küssen  
Vergehen sollt'!“

Weshalb konnte er auf diesem Nachtgange nicht so frei neben der Freundin hinschreiten, wie er das noch vor wenigen Wochen getan? Was hatte sich seitdem zwischen ihnen geändert? Zwischen jener Vollmondnacht und diesem einsamen Wege lagen „Faust“-Aufführung und Atelierfest; lag das Empfinden ihres sieghaften Frauentums. Dieses kam über ihn als eine unbekannte Gewalt, der er widerstehen mußte. Dabei fühlte er sich von Jugend, Lebensdrang und Sehnsucht wie von Flammen durchflutet.

Er zwang sich, sie zu fragen: „Was mußt du heute abend gefühlt haben? Solche Gestalt zu verkörpern! So zu verkörpern, daß sie als Wirklichkeit wirkt. Es geht über meine Vorstellung. Du hast doch nichts dergleichen erlebt. Trotzdem diese Wahrheit. Schließlich sind es doch eingelernte große Dichtervorte.“

„Sie sind es nicht für mich. Ich kann dir auch nicht sagen, wie es eigentlich ist. Es scheint mir so leicht, so einfach, so natürlich. Gar keine Schauspielkunst scheint für mich dabei zu sein. Ich habe auch nicht das Gefühl des Auswendig-gelernten. Die Dichtervorte kommen mir vor, als spräche ich sie aus meiner eigenen Seele heraus. Daß es Verse,

Reime sind, bin ich mir vollends nicht bewußt. Ich erlebe sie. Was ich darstelle, ist wie eigenes Schicksal. Es muß alles so kommen: von dem notwendigen Beginn an bis zu dem letzten unerbittlichen Ende."

Mühsam brachte Theodor hervor: „Du ‚erlebest‘ das in Schande und Schuld verfallene Gretchen? . . . So meinte ich's nicht! Aber du erlebest das dem Geliebten sich hingebende Gretchen?"

„Ja."

Und nach einem schweren Schweigen setzte sie hinzu: „Ich werde diese Rolle einmal noch ganz anders — sein können."

„Wenn du dich nicht in der Phantasie, sondern in Wirklichkeit einem geliebten Manne hingibst? . . . Weshalb antwortest du nicht?"

Statt zu antworten, sprach sie ihm nach: „Wenn ich mich einem geliebten Manne hingeben werde . . ."

Theodor wollte ihren Namen ausrufen — mit einem erstickten Jubelschrei; er wollte sie an sich reißen, ihr zuflüstern: „Wenn du dich mir hingegeben hast! Mir, Jakobe, o Jakobe!" Aber er blieb stumm. An ihrer Seite schritt er weiter, als hätte sie nicht gesprochen, als wüßte er nicht, daß er geliebt wurde, daß in ihrer Seele alles nach ihm hindrängte:

So hatte er es heute aus ihrem holden, unberührten Munde voll überwältigender Wahrheit gehört; so raunte und rauschte es ihm jetzt durch Herz und Sinne. Trotzdem schritt er schweigend weiter neben ihr, die nicht ahnte, daß ihr Freund in dieser Schicksalsstunde den größten Sieg seines Lebens erfocht.

Fortan würde Emanuel Baumerts Sohn gegen des Lebens größte Versuchung gefeit sein . . .

Aber auch für das junge Weib an seiner Seite war es eine Entscheidung gewesen: Jakobe fühlte sich verworfen, verschmäht.

---

## Achtes Kapitel

---

Prinz Andrea trat in seines jugendlichen Mentors Studierzimmer mit der Frage: ob er ihn nach Weimar ins Theater begleite?

„Wenn Hoheit meine Begleitung wünschen sollte. Sonst möchte ich lieber verzichten.“

„Euer Hochwürden scheint nicht zu wissen, daß die Alm-nige heute Stella spielt.“

„Ich weiß es.“

„Also!“

„Ich liebe das krause Stück nicht und habe das Gretchen noch zu sehr in Erinnerung.“

Der Prinz trat auf den Freund zu, sah ihm ins Gesicht, sagte nach einer Weile ernst: „Du leidest. Ich besteh auf meinem Freundesrecht. Was hast du mir zu sagen?“

„Daß ich abgeschlossen habe. Es war ja hoffnungslos von Anfang an. Also von Anfang an eine große Torheit von mir, eine Kinderkrankheit.“

„Von der du lange nicht genesen wirst.“

„Das tut nichts.“

„Auch wenn du noch lange leiden mußt?“

„Es ist ein wunderbares Leid. Ich wußte nicht, daß der Mensch solchen köstlichen Schmerz fühlen kann. Er ist wie eine Weihe. Nicht minder von oben herab, als wir sie bei unserm Eintritt ins Christentum empfangen. Glaube mir das.“

Der Prinz rief aus: „Gottlob, daß du die Hoheit wieder einmal gnädig beiseite läßt!“

„Fahre also ohne mich nach Weimar.“

„Fällt mir nicht ein! Ich bleibe brav zu Hause und lese mit dir Goethe. Nicht gerade Stella. Es tut uns beiden gut: einmal in all der Einsamkeit mit dem alten Herrn zu ver-

lehren. Sollends hier in seinem geliebten Jena. Darf ich mir's in deinem Studio bequem machen?"

„Ich erlaube dir's ungern. Du hast dich auf den Abend gefreut, und ich gönne dir alle Freuden der Welt: alle guten Freuden.“

„Das heißt so viel wie alle moralischen. Ach, Lieber, Lieber — auch ich bin ein Mensch mit zwei Seelen. Um solche zu haben, braucht man wahrlich kein Heinrich Faust zu sein, sogar ein Prinz kann sie in sich tragen. Meine zweite Seele hat dir ein Bekenntnis zu machen.“

Theodor wurde blaß. Er erschrak über sich selbst, wie wund der „köstliche Schmerz“ ihn gemacht hatte. Er wußte, es würde daran gerührt werden, und er hatte bis jetzt in aller Heimlichkeit gelitten. Aber er mußte seiner Schwäche Herr werden; und so setzte er sich denn dem Bekenner gegenüber, auf das, was er hören sollte, vollkommen vorbereitet.

„Was soll ich tun? Sie hat es mir nun einmal angetan. Du mußt mir helfen, damit fertig zu werden. Bei mir wird es nicht so leicht gehen wie bei dir. Ich habe in Gottesnamen kein Pastorenblut in den Adern. Nur an das Mädchen zu denken, wäre Verrat an unsrer Freundschaft. Und ich muß an sie denken — muß! Du weißt am besten, wie frei ich mich vom Weibe hielt — wie frei du mich davon hieltest. Ich gestand dir meinen Kampf, verhehlte dir nichts: keine meiner Dunkelheiten und Tiefen. Als guter Kamerad halfest du mir immer wieder zum Lichte empor. Aber diesmal —“

Er sprang auf, ging an Theodor vorbei zum Fenster, öffnete, ließ sich von der scharfen Winterluft anwehen, atmete tief auf, wandte sich wieder nach dem Freunde zurück, meinte mit erzwungenem Lachen: „Was sagt mein ehrwürdiger Weichwater zu meiner Doppelseele?“

Theodor rang mit sich. Die Stimme wollte ihm versagen. Er mußte sehr langsam sprechen, Wort für Wort mit schwerer Zunge. Er wollte des Freundes Blick fest und ruhig erwidern. Es legte sich ihm jedoch wie ein Schleier vor die Augen, ergriff ihn wie Schwindel. In einem Traum-

zustand sagte er, und ihm war's, als hörte er die Stimme eines Fremden: „Ich kenne die Welt so wenig; kenne so wenig die Menschen und ihre Leidenschaften. Aber ich weiß, sie sind im Menschen, und die Welt ist voller Schicksale. Auch voller Schuld, darüber wir nicht richten können. Als Theologe und meines Vaters Sohn müßte ich dich strenge Dinge hören lassen: über deine zweite Seele, die zu unterdrücken du schließlich doch zu schwach bist; als Mensch, der zu verurteilen kein Recht hat, sage ich dir: Solltest du von ihr geliebt werden — und früher oder später wirst du es werden — so nimm sie hin.“

Auch der Prinz war erbleicht. Er stammelte: „Das sagst du mir? Du!“

Mit müdem Lächeln ward ihm erwidert: „Du bist ja doch kein Pastorensohn.“

Sein Freund rief aus: „Wenn es aber ihr Unglück sein sollte?“

„Ihr Unglück wird es gewiß sein. Je mehr sie dich liebt, um so mehr ihr Unglück. Ich kann sie davor nicht bewahren, und du kannst es auch nicht. Das gehört zu ihrem Künstler-tum. Je unglücklicher sie als liebendes Weib ist, um so größer wird sie als Künstlerin sein. Ich begreife selbst nicht, daß ich — dergleichen begreife. Ich mußte mich mühsam zu dieser Anschauung durchringen. Und nun — du wirst sie diesen Abend als Stella sehen.“

„Ich sagte dir: Ich gehe nicht; ich bleibe bei dir.“

Trotzdem ging er. Theodor hatte es gewußt. Er verbrachte Stunden der Einsamkeit, wie solche jeder erfährt, der erkennen muß, daß es nicht leicht ist, zu leben.

Das soll es auch nicht sein.



Prinz Andrea fuhr viel nach Weimar; gewöhnlich allein. Häufig besuchte er das Theater, der Hoftrauer wegen immer noch in der Proszeniumsloge, von der aus er, unbemerkt vom Publikum, dem Schauspiele beimohnen konnte. Einige

Male sah auch Theodor die neue Heroine: nur einige Male; Studien und Examenvorbereitungen fesselten ihn ans Haus.

Ihm schien, als sei in Jakobes Spiel etwas Fremdes gekommen, etwas Unstetes, Unsicheres. Aber ihre Leidenschaftlichkeit riß fort. Nach wie vor wehrte sich das Publikum gegen das „Neue“ dieser Schauspielkunst, und immer wieder ließ es sich besiegen.

In der Presse wurden Jakobes Darstellungen, die Wirklichkeiten zu sein schienen, heftig gelobt und ebenso heftig getadelt. Es bildeten sich zwei Parteien. Auch auswärtige Blätter brachten Berichte. Die großen Bühnen der Hauptstädte wurden auf den neuen Stern aufmerksam.

Wenn Theodor im Theater saß, litt er Dualen. Er wußte, daß Jakobe ihn jedesmal im Zuschauerraum bemerkte; er beobachtete, wie seine Anwesenheit sie beunruhigte, peinigte. Als er sich darüber klar geworden war, stellte er seine Theaterbesuche ein. Seine Entfernung linderte jedoch seine Leiden nicht.

Nie wieder wurde zwischen den beiden Freunden ihr Name genannt.

Da schrieb sie ihm. Sie redete ihn an: „Lieber Freund“; und schloß: „Deine treue Innige“. In dem Briefe teilte sie ihm mit, daß sie auf dem „Horn“ ein Gartenhaus gemietet und sich mit einer Dienerin behaglich eingerichtet hätte. Sie habe ihre Mutter zu sich nehmen wollen, aber diese habe sich geweigert, ihre Wassermühle zu verlassen: „Auch meint meine Mutter, die Leute vom Theater müßten ihre Freiheit bewahren. Das habe ihr mein Vater gesagt; und sie aus diesem Grunde, trotz ihrer großen Schönheit und großen Liebe, nicht geheiratet. Mein Vater hat recht gehabt.“ Jakobe hat ihren guten Gefährten von einstmals, sie zu besuchen, „gelegentlich einmal“.

Lange konnte er sich nicht entschließen, der Einladung Folge zu leisten. Dann empörte sich sein Stolz gegen seine Schwäche. Es ward jedoch ein schwerer Gang.

Der Schnee war geschmolzen und erstes Frühlingsahnen

lag über der Landschaft, erfüllte die Luft, ließ an einem mattblauen Himmel weißes, wolliges Gewölk hinziehen. Das war heute ein anderer Weg durch die aus Winterbanden sich befreiende Natur, als wie er ihn sonst um diese Jahreszeit junger Hoffnung zur Freundin gegangen war. Und was hatte die traurige Wandlung verursacht? Unschuldsvolle Knabenneigung war zu leidenschaftlicher Jünglingsliebe geworden, die erstickt werden mußte. Das Leben hatte Theodor die große Lehre des Lebens gegeben: daß der Mensch bereits in jungen Jahren lernen muß, zu entsagen! Häufig dem Schönsten und Leuchtendsten; häufig dem Lebensglück.

Der Entsagende ging die Parkwege, auf denen Goethe seinem Liebesglück begegnet war, dem zierlichen Kind mit dem lichten Lockengewoge um das anmutige, von Lebenslust lachende Gesichtchen. Er ging an dem Hause vorüber, an dessen umgrüntem Eingang Salobe wie eine junge Muse stand; unter dessen knospenden Bäumen das graue Denkmal sich erhob mit der Dithyrambe eines glühenden Dichterherzens an die Geliebte:

Heiter sprach er zu mir: Werde mir Zunge, du Stein! . .  
Hier im stillen dachte der Liebende seiner Geliebten.

Was Charlotte von Stein, die kluge und kühle Freundin dem Liebenden nicht geworden war — welchem Liebenden! — hatte Christiane Vulpius an seinem sehnsüchtigen Herzen erfüllt: über der ganz sich Hingebenden wurde die geliebte hohe Frau vergessen, der Goethe einen Altar errichtet, einen Kultus geweiht hatte.

Daß Theodor solche Betrachtung gerade auf diesem Wege anstellen mußte! Ganz gegen seinen Willen. Er war gewohnt, Goethes Freundin für höchst sittlich, Goethes Geliebte dagegen für höchst unsittlich zu halten, und dachte auch jetzt nicht daran, seine Anschauung zu ändern. Trotzdem dieser Gedankengang, darüber er sich selbst zürnte.

An Goethes Gartenhaus vorüber ging Theodor Oberweimar zu, wandte sich bald von der Straße ab und stieg eine

sanfte Anhöhe hinan, die schöne, alte Kiefern krönten. Nahe daran, in einem weiten Gartenselde, wohnte Jakobe. Sommers mußte das kleine, helle Haus in einer wuchernden Blumenwildnis stecken, von Rosengluten umloht.

Er fand die Schauspielerin allein und mit dem Studium einer neuen Rolle beschäftigt, davon sie sogleich sprach: „Ein Stück von Ibsen. Für Weimar bedeutet die Aufführung ein Experiment.“

„Und für dich?“

„Ich kann's noch nicht sagen. Auch für mich ist es etwas ganz Neues und Fremdes. Bis jetzt bin ich verwirrt, gequält, erschreckt.“

„Weshalb das?“

„Das Stück ist von solcher furchtbaren Wirklichkeit. Wie soll man sie ertragen können? Publikum sowohl, wie Darsteller! Inhalt und Personen sind von einer unerbittlichen, einer grausamen Wahrheit. Alles in dem Werk stößt mich auf das heftigste ab — zieht mich auf das leidenschaftlichste an. Es wirkt auf mich wie Magie. Ich will widerstehen und muß mich ergeben.“

„Kannst du mir die Fabel erzählen?“

„Nein. Ich lebe zu sehr in der Handlung, um davon sprechen zu können. Entweder, ich entbede mich in dieser Frauengestalt, oder — es ist in mir nichts zu entdecken.“

Theodor tat über das Stück noch eine letzte Frage: „Was meinst du, würde Goethe zu dem Drama sagen?“

In großer Erregung rief Jakobe: „Stelle dir vor, daß ich mich unaufhörlich das nämliche frage. Ich frage mich bis zur Dual.“

„Und die Antwort?“

„Goethe würde sich von diesem Drama abwenden, wie er sich von Schillers ‚Räuber‘ abwandte: voller Empörung. Verleugnen würde Goethe solche dramatische Dichtkunst, sie hassenswert finden.“

„Und du hoffst, dich darin zu ‚entbeden‘? Denn du fürchtest es nicht, sondern hoffst es.“



„Ja, ja!“

„Was wird dann aus deinem Gelübde an dem Denkmal Schillers und Goethes?“

Sie sah ihn groß an, wollte etwas sagen, schwieg. Nach einer Weile begann sie von gleichgültigen Dingen zu reden.

Sie sprachen von allem möglichen; sprachen gezwungen, fühlten beide das Fremde, das zwischen ihnen lag, die Kluft, die mit der Zeit zu einem Abgrund werden mußte. Wie sehr hatte bereits diese kurze Zeit sie verändert! Wenn die Bühnenluft von solcher Wirkung war, so —

Aber sie hatte diese Luft schon vorher geatmet. Überdies war es eine viel schwülere, viel gefährlichere Atmosphäre gewesen, als an Weimars Hofbühne herrschte, wo es immerhin die beste, die reinste Bühnenluft war. Etwas andres mußte die Wandlung bewirkt haben.

Was?

Sie liebte den Jugendfreund, und dieser wollte der Freund bleiben, ausschließlich der Freund.

Theodor wußte, daß der Prinz sie auf dem Horn besucht hatte und empfangen worden war. Aber sein Name blieb von beiden ungenannt.

Der Abschied glich einem Scheiden.

So war das Leben. Unaufhaltfam, unerbittlich schritt es seinen Weg.

Es schritt über Freundschaft und Liebe; über Hoffnung und Glauben.

Und des Lebens Schritt war ein Zertreten, Zermalmen.

## Neuntes Kapitel

Seitdem das Fräulein von Schmettau mit Ingrid gesprochen hatte, war in die bedrückte Stimmung der Hofdame ein hoffnungsvollerer, freudigerer Ton gekommen. Sie blickte mit helleren Augen in die Welt, die nun einmal die

ihre bedeutete, sah darin auch das Gute und Lichtige und erkannte: was ihr kleinlich und eng erschien, besaß immerhin auch eine andre Seite. Diese zeigte der jungen Hofdame manches, was, wenn es auch nicht gerade leuchtete, so doch des Schimmers nicht entbehrte. Selbst das Konventionelle in dieser umgrenzten Welt ließ sich erklären, also verstehen; hatte seine innere Notwendigkeit, konnte daher nicht ohne weiteres beiseite geschafft und aus den Gesetzen eines regierenden Hauses entfernt werden. Nicht einmal aus der Etikette und dem Zeremoniell des täglichen Lebens. Der Herzog wollte durchaus freie Menschlichkeit um sich haben. Er duldete in seiner Umgebung nicht nur eigene Persönlichkeit, sondern wünschte, suchte sie. Es war nicht des Herrn Schuld, wenn er sie nur selten und dann herzlich unvollkommen fand. Auch auf diesem so intimen und wichtigen Gebiet war die Herzogin ihres Gemahls stille, aber leidenschaftliche Gegnerin. Die hohe Frau forderte geradezu, was der Herrscher verwarf und verachtete: sie verlangte „Schranzenthum“. Das ward ihr denn auch in reichem Maße zuteil. Zu Ingrid's Erstaunen schien es den Menschen leicht zu fallen, der Fürstin Forderung zu erfüllen. Sie wollte es immer wieder nicht glauben, mußte es jedoch immer wieder erkennen und sich schließlich damit abfinden.

So lebhaft sie sich gegen das Imponierende der Herzogin wehrte, so willig gab sie sich ihrer Verehrung für den guten Herzog hin, der ihrem heißen, jungen Empfinden als tragische Person erschien: wollte er doch das Unmögliche; wohl verstanden, das für ihn Unmögliche. Vor allem betrachtete sie jedoch mit ihrem klarer gewordenen Blick ihre Herrin: Prinzess Clementine; und da enthüllte sich ihr denn allerlei: in der hochaufgeschossenen, hageren Gestalt, die eine schiefe Schulter verunstaltete, entdeckte die junge Hofdame eine Seele. Der schiefen Schulter wegen zeigte das blasse Gesicht die hochfahrende Miene; der verwachsenen Schulter wegen war das junge Mädchen gegen jedermann ablehnend bis zum Feindseligen, ließ es keinen Menschen an sich heran;

der häßlichen Schulter wegen verflechte das arme Kind mit wahrer Angst, daß es eine nach Schönheit und Sonne in Sehnsucht sich verzehrende Seele besaß; nach Liebe und Glück sich verzehrend.

Die unselige Schulter der Prinzess schien ihr Schicksal zu werden. Sie erregte dadurch beständig den Zorn der Herzogin, die sich durch die unschöne Tochter in ihrer Hoheit beleidigt fühlte. Aber gerade um ihres unglücklichen Aussehens willen wurde die Prinzess von ihrem Vater geliebt — in aller Heimlichkeit, so daß sie selbst von dieser Vaterliebe, die sich nicht zu zeigen wagte, nichts wußte. Sie hätte davon auch nichts wissen wollen; denn sie wollte einsam sein, einsam bleiben.

Am fremdesten und kältesten benahm sie sich gegen ihr Hoffräulein. Man hatte ihr die glanzvolle Erscheinung zur Seite gegeben, wie um sie durch den Kontrast zu kränken — wenigstens wurde es so von der armen Verbitterten empfunden. Aus Weimar zurückgekehrt, nahm Ingrid sich vor, diesen starren Geist zu erobern, um der Einsamen eine Gefährtin, der Unglücklichen womöglich eine Freundin zu werden.

Es war schwer, schien unmöglich zu sein. Ingrid unternahm Versuch auf Versuch; erfuhr Abweisung auf Abweisung. Ihr Stolz litt. Aber sie ließ ihren Stolz leiden. Sie wollte Gutes wirken, wollte ihren Platz in ihrem Sinne ausfüllen und versuchte wieder und wieder.

Am Hofe kursierte das Gerücht, es wären Verhandlungen wegen einer Verlobung der Prinzessin im Gange: mit einem russischen Großfürsten, einem der glänzendsten Kavaliere des Reiches. Im ganzen Lande gab es ein Raunen. Das ganze Land bedauerte die „arme Prinzess“, die einer Ablehnung sicher sein konnte. Nur sie selbst ahnte nichts.

Bald darauf hieß es: „Demnächst kommt der Großfürst, um die Prinzess sich anzusehen. Er wird Augen machen! Ausgeschlossen, daß er sie nimmt. Dann wird sie für ihren Hochmut büßen. Wer von der Natur derartig vernachlässigt ward, soll sich wenigstens Mühe geben, liebenswürdig zu sein.“

Auch bei Hofe bedauerte sie niemand. Außer der Hofdame, der brüst Abgewiesenen, keine Seele. Diese hoffte, der Herzog würde Einsprache tun. Aber die Herzogin wünschte die Vermählung. Würde auch der Großfürst der Herrschenden sich ergeben? Ingrid hoffte nein. Dann blieb der Prinzess freilich die Abweisung nicht erspart. Immerhin besser, tausendmal besser, diese eine Demütigung als die lebenslängliche Erniedrigung einer Ehe an der Seite eines so glänzenden Gatten.

Zu Ostern sollte die Brautschau stattfinden, und noch immer wußte Prinzess Klementine nichts von dem Zweck des Besuches aus Rußland. Vielleicht schwieg man aus Rücksicht. Denn sollte dem Gast die ihm zugedachte „Braut“ nicht gefallen, so konnte dieser die ganze Affaire verschwiegen bleiben.

Die für den Großfürsten und sein Gefolge bestimmten Gemächer waren in Stand gesetzt; der Tag der Ankunft, das Zeremoniell des Empfanges, die Reihenfolge der Hofgesellschaften bereits angekündigt, als Ingrid sich in ihrer leisen Hoffnung getäuscht sehen sollte. Gerade als sie sich eines Vormittags bei der Prinzessin befand, trat die Herzogin ein und sagte zur Hofdame: „Ich habe mit meiner Tochter zu reden.“

Banger Ahnung voll zog sich Ingrid zurück, um im Vorzimmer auf die Entfernung der Herzogin zu warten. Plötzlich hatte sie den Wunsch: „Wäre Prinz Andrea hier! Vielleicht könnte er helfen? Helfen würde er gewiß!“ Sie wunderte sich selbst über diese Zuberficht, und versuchte sich klar zu machen, daß sie dafür keinen Grund hätte. Trotzdem hielt sie daran fest.

Nach nicht sehr langer Zeit trat die Herzogin aus dem Zimmer der Prinzess. Keine Miene verriet irgendwelche Regung. Gewiß befand sich Ingrid im Irrtum. Ohne die Hofdame zu beachten, begab sich die hohe Frau in ihre Gemächer. Da Ingrid von der Prinzess noch Befehle zu empfangen hatte, kehrte sie zu dieser zurück.

Von der Eintretenden abgewandt, stand die Prinzess am Fenster, das auf den Schloßgarten hinausführte. Ingrid wartete eine Weile. Da ihr Kommen nicht bemerkt zu sein schien, rebete sie die Prinzess an. Diese schrak zusammen, wandte sich um, sah Ingrid an, als konnte sie ihr Hoffräulein nicht, wollte sprechen, stieß einen erstikten Aufschrei aus, brach betäubtlos zusammen.

Ingrid behielt Besinnung genug, die Kammerfrau nicht zu rufen. Sie verschloß die Türen, brachte Wasser und Essenzen, bemühte sich so lange um die Hingefunkene, bis sie diese aufrichten und zu einem Sessel führen konnte. Dann schloß sie auf und wollte, um ihrer Herrin das Peinliche der Situation möglichst zu erleichtern, den Unfall einem plötzlichen Unwohlsein zuschreiben.

Aber Prinzess Clementine unterbrach sie: „Lassen Sie das, Gräfin. Sie wissen es besser. Denn Sie wissen, was — alle wissen werden. Nur ich, nur ich wußte von nichts. Keine Frage an mich. Nicht einmal eine Frage. Als sei ich ein Gegenstand, ein Nichts. . . Ich hätte nie geglaubt, Ihnen das sagen zu können: Ihnen, die ich mir nicht nahe kommen ließ, weil Sie eine stolze Seele haben und weil ich mich von Ihnen erkannt fühlte: erkannt in meiner Einsamkeit, meiner Sehnsucht.“

Ingrid folgte ihrem Impuls. Sie kniete neben der Einsamen, nach Liebe sich Sehrenden nieder, griff ihre noch immer matt herabhängende Hand, streichelte sie wie einem kranken Kinde, sprach kein Wort. Dieser leidenden Seele konnten Worte nicht helfen.

Die Prinzessin ließ die zarte Liebtosung des jungen Mädchens willenlos über sich ergehen. Noch niemals hatte eine Hand die ihre sanft berührt: nicht Vater-, nicht Mutterhand. Auch keine Freundin hatte sie gehabt. In ihrer großen Einsamkeit, ihrer tiefen Sehnsucht nach einem Menschen nicht eine Seele.

Nun kniete ein junges Mädchen, dessen starkes und freies Menschentum die Einsame längst erkannt hatte, zu ihren Füßen und streichelte leise, leise ihre Hände . . .

Plötzlich schlang sich ein Arm um die Knieende; ein blaßes, junges Gesicht neigte sich zu ihr herab, eine leidenschaftliche Stimme flüsterte ihr zu: „Wie schön du bist. Du Glückliche! Wie geliebt du sein wirst. Du Gesegnete! Wenn du wüßtest! O wenn du wüßtest!“

Ingrid hätte sagen können, daß sie wüßte. Aber auch jetzt noch schienen ihr Worte zu matt — so groß war der Jammer dieser nach Verständnis, nach Empfindung und Liebe Verlangenden, die sich unter einer Krone als Bettlerin fühlte.

Die Prinzessin fuhr fort, in die ihr so plötzlich Geschenke hineinzuflüstern: „Er soll schön sein. Einer der schönsten Männer seines Landes. Wenn er nun kommt; wenn er nun sieht; wenn er dann — ich ertrage es nicht, überlebe es nicht.“

Noch immer kein Wort. Noch immer nur das leise Liebelosen der Hand, die sich plötzlich gefaßt und festgehalten fühlte.

„Weshalb gerade diesen? Weshalb gerade diesen für mich? Sieh mich doch an; o sieh mich doch an! Ich bin häßlich. Schlimmer als das! Dabei liebe ich die Schönheit, als wäre sie eine Gottheit. Ich könnte zur Schönheit beten. Und gerade ich muß so geschaffen sein. Und dann gerade ich diesen Mann! Was soll ich nur tun? Du Liebe, du mit Schönheit Gesegnete, sage mir, was soll ich nur tun?“

Da sprach Ingrid: „Es gibt eine höhere Schönheit als die der Gestalt: eine heilige Schönheit der Seele. Diese sollen Hoheit in sich erkennen.“

„Nenne mich nicht so! Ich hasse den Namen, den du mir gibst. Meine ganze Hoheit würde ich hinwerfen für einen Atemzug des Glückes. Nenne mich, wie ich dich nenne. Ich bitte dich inbrünstig.“

„Es müßte ein Geheimnis sein; und das —“

„Das erträgt deine stolze Seele nicht. Ertrage es um meinetwillen, mir zuliebe. Ich bat noch niemals um etwas. Nicht einen! Ich bitte dich. Es ist so wunderbar, daß ich keinen Menschen bitten darf, mir zuliebe etwas zu tun.“

Ingrid erfüllte die Bitte: „Erkenne in deiner Seele das göttlich Schöne. Du trägst es in dir.“

Da konnte die Unschöne weinen.



Der Herzog kam, um nach seiner Tochter zu sehen. Ingrid wollte sich entfernen. Aber die Prinzessin hielt sie zurück: „Ich bitte dich, zu bleiben. Du sollst hören, was mein Vater mir — was ich meinem Vater zu sagen habe.“

Sie wandte sich an den Herzog: „Meine Mutter kam zu mir, um mit euer Vorhaben mitzuteilen. Es liegt wohl nur in der Absicht meiner Mutter, mich zu verheiraten, wie — eine Prinzessin eben verheiratet wird: ohne eigene Wahl; ohne zu lieben, ohne geliebt zu werden. Wenigstens ist das die Anschauung meiner Mutter. Gewiß ist es nicht die deine! Denn du — du gehörst zu den Fürsten, die mit solchen Anschauungen aufräumen, die in die chinesische Mauer derartiger Begriffe eine Bresche schlagen, auch für unsern privilegierten Stand neuen Anschauungen Tor und Tür öffnen. Also bitte ich dich, den Besuch des Großfürsten rückgängig zu machen.“

Der Herzog stand betroffen. Er war auf Klagen gefaßt gewesen, nicht auf Widerstand. Plötzlich entdeckte er in seiner Tochter jene eigene Persönlichkeit, die er in seinen Kindern heranbilden wollte, als Vorbereitung für eine neue Zeit, eine junge Generation. Aber die Entdeckung kam ihm überraschend, war ihm unbequem: Wenn der Großfürst auf die Verbindung mit seiner Tochter einging, so — war es eben für diese ein Glück und für das herzogliche Haus eine große Sache. Dergleichen wichtige Faktoren mußten doch bei aller Freiheit der Persönlichkeit in Betracht gezogen werden. Des Herzogs Antwort lautete daher: „Ich begreife, daß du überrascht bist, dich in deiner Empfindung gekränkt fühlst. Deine Mutter würde es nicht begreifen. Du siehst, daß du bei mir volles Verständnis findest.“

„Dennoch ließeſt du es geſchehen?“

„Es war deiner Mutter Wunsch.“

Die Prinzessin wiederholte: „Dennoch liebst du es gesehen?“

Der Herzog überhörte den Einwurf. Er kam auf die Sache selbst zu sprechen: „Dem Großfürsten abschreiben, ist unmöglich. Es gäbe einen Eklat. Die Presse würde aufmerksam werden, würde sich der Angelegenheit bemächtigen; und — es ist einfach unmöglich.“

Wiederum hörte der Vater seine Tochter sagen: „Also lässest du es geschehen?“

„Der Großfürst kommt. Er wird dich — du wirst ihn kennen lernen; und — es ist dann immer noch Zeit, seinen Antrag abzuweisen.“

„Wenn er glauben sollte, mir einen Antrag stellen zu müssen.“

Sie stand vor ihrem Vater, sah ihn unverwandt an, regte sich nicht, ließ ihn weiter sprechen: „Ich gestehe dir, daß diese Verbindung nicht nur der Wunsch deiner Mutter, sondern auch der meine ist: mein lebhafter Wunsch. Daher spreche ich dir, meine liebe Tochter, die Hoffnung aus, der Großfürst möge dir gefallen.“

Ein Zittern durchlief den Körper der Prinzessin. Tonlos kam es von ihren Lippen: „Mir gefallen . . . Er soll sehr schön sein. Einer der schönsten Männer . . . Sieh mich an!“

„Der Großfürst findet dich gewiß liebenswert.“

„Meinst du?“

Der Herzog rief: „Du quälst dich selbst!“

„Ich scheine dich zu quälen. Verzeih. Der Großfürst kann mich liebenswert finden. Er kann, mein Vater!“

„So ist es recht. Ich freue mich, dich so ruhig, so verständlich zu sehen.“

„Ich bin sehr ruhig; hoffe, sehr verständlich zu sein.“

„Ich danke dir, mein Kind.“

Er trat auf sie zu und schloß sie in seine Arme.

Sie ließ es totblaffen Gesichtes geschehen.



Als der Herzog gegangen war, machte die Tochter eine Bewegung, als ob sie die väterliche Umarmung abschütteln wollte.



Der Großfürst kam.

Nach dem Empfang auf dem Bahnhof durch den Herzog fand im Schloß die Bewillkommung der Herzogin und die Vorstellung des Gefolges statt. Prinzess Klementine war nicht anwesend. Der Großfürst machte ihr gleich nach seiner Ankunft in ihren Gemächern seine Aufwartung.

Die Herzogin selbst führte ihn zu ihrer Tochter; sein Adjutant begleitete ihn. Bei Prinzess befand sich die schöne Hofdame, Gräfin von Trebra.

Ein außerordentlich schöner Mann! Von jenem Typus, wie er auf byzantinischen Bildnissen zu finden ist; zugleich mit höchster, verfeinerter Kultur. Bei der vollendeten Form dieses kaiserlichen Weltmannes war es ausgeschlossen, daß er nur im mindesten den Eindruck verriet, den die Prinzess auf ihn machte. Er traf sogleich einen so leichten und freien Ton, als sei er ein langjähriger Bekannter: der russische „Bettler“. Die Prinzess ließ ihn zur Herzogin reden. Aber sie hörte zu.

Sie hatte einen ihrer ungünstigsten Tage. Überdies war sie schlecht angezogen: viel zu hell! Und die Herzogin hatte der Kammerfrau das Kostüm genau vorschreiben lassen: dunkel, mit einem pelzverbrämten, schwarzen Spizenschal. Der Schal sollte den Mißwuchs besser verdecken helfen, als alle Kunst der Wiener Ateliers es vermochte. Nun trug sie diese leichte Robe, die ihre schlechte Hautfarbe besonders auffällig machte, und hatte nicht einmal irgendeine Hülle um die schiefe Schulter gelegt. Sie schien dem Brautwerber gleich bei der ersten Begegnung ins Gesicht sagen zu wollen: „Sieh mich an! So sehe ich aus; so bin ich! Ich bin mißgestaltet und häßlich. Gewiß wirst du gleich bei meinem ersten Anblick entschlossen sein, eine solche Braut zu ver-

schmähen. Es bedeutet für mich einen Schimpf; aber das kann dir gleichgültig sein."

Ingrid beobachtete alles, verstand alles. Sie wußte, daß die Herzogin trotz ihrer prachtvollen Haltung empört über Toilette und Benehmen ihrer Tochter war und beides für eine Auflehnung gegen sich ansah. Die wahrhaft herrliche Schönheit des Großfürsten flößte ihr Schreck ein; denn sie empfand ihre Wirkung auf das Gemüt der Prinzessin, deren steinerne Haltung ihr ein physisches Leid verursachte. Auch das vollendet ritterliche Benehmen des Russen mußte tiefen Eindruck auf dieses einsame Frauenherz machen.

Diesen Mann mußten die Frauen lieben!

Sehr bald erhob sich die Herzogin. Der Großfürst küßte der Prinzessin die Hand, die matt in der seinen lag, wie willenlos, hilflos. Ingrid blieb zurück. Sie wollte einen heiteren Ton anschlagen, verstummte jedoch, als sie der Prinzess ins Gesicht sah.

Diese stand bei der Thür, bis wohin sie die Herzogin begleitet hatte. Sie blieb wie angewurzelt stehen, senkte tief auf, sagte, als spräche sie zu sich selbst: „Ist es möglich? Ist denn so etwas nur möglich? Ein solches Wunder!“

Mit einer Gebärde, als täte sie es im Traum, preßte sie beide Hände auf das Herz, für welches sich in wenigen Augenblicken das Wunder der Liebe vollzogen hatte.

Es würde eine unglückliche Liebe sein; aber auch diese war Wunder genug . . .

Beim Diner saß der Großfürst zwischen Herzogin und Prinzess. Dieses Mal mußte sie in heller Toilette erscheinen. Überdies im Décolleté. Es war dies für das arme Frauenwesen eine grausame Notwendigkeit, die ein Fragen aus Hermelin mildern sollte. Die Herzogin hielt streng darauf, daß der Überwurf niemals abgelegt ward, es mochte im Saale eine noch so starke Hitze herrschen.

Bei Tafel zog der Großfürst die Prinzessin in das Gespräch. Er tat es so geschickt, dabei so zart, daß es ihm gelang, die Schweigsame zum Reden zu bringen. Eine feine Röthe

überzog das blasse Gesicht, und in ihren traurigen Augen leuchtete es auf, wie Ingrid es noch niemals gesehen. Einmal lächelte sie sogar.

In diesem kurzen Augenblick des Glücks ward die Unschöne durch ihre Empfindung verschönt.

Jetzt wußten alle an der Tafel: „Sie hat sich in den Großfürsten verliebt!“

Und alle dachten: „Die Ärmste!“

Aber alle erstaunten, daß auch der Großfürst ein ernstliches Interesse zu nehmen schien. War das möglich? Es konnte nicht möglich sein! Und dennoch —

Plötzlich geschah etwas, was das Entsetzen der Tafel erregte. Nur Ingrid kam es nicht unerwartet. Immerhin erschrak auch sie.

Mitten in dem angeregten Gespräch mit dem Großfürsten ließ die Prinzessin den Hermelin fallen, entblößte sie vor ihm ihre Schulter, ihr Gebrechen. Für Herzogin und Herzog war es ein furchtbarer Moment: jetzt war die Sache verloren!

Am dritten Tage seines Aufenthaltes bewarb sich der Großfürst um die Hand der Prinzess.

Seine Werbung wurde angenommen.

## Zehntes Kapitel

Niemand verstand es. Der schöne Großfürst verlobte sich mit der Prinzessin Klementine, die nicht nur unschön war, sondern eine schiefe Schulter hatte. Freilich — die Augen!

Nun diese dunklen, tiefen Augen nicht mehr ihren schwermütigen Blick hatten, erkannte man erst ihre Schönheit. Sie besaßen jetzt einen Glanz, der nicht nur das Gesicht der armen Unschönen verklärte, sondern auch ihr ganzes Wesen durchstrahlte. Es waren eben Antlitz und Wesen einer Glücklichen.

Von allen am wenigsten verstand es die Braut selbst. Sie kam allerdings aus einem Traumzustand nicht heraus;

und im Traum erscheint dem Menschen Unmögliches als selbstverständlich, Übernatürliches als von der Erde.

In ihrer Brautzeit erschloß sie sich, entwickelte sie sich auf wunderbare Weise. Allen theilte sie von diesem Reichthum mit, der wie ein himmlisches Manna in ihre sehnsüchtige Seele gefallen war. Jeder in ihrer Umgebung sollte davon empfangen. Am liebsten hätte sie jedem gegeben, besonders den Bettlern an Liebes- und Lebensglück. Sie war im Lande nicht beliebt gewesen, und das durch ihre Schuld. Sie hätte nur, wenn sie sich zeigte, liebenswürdig zu grüßen brauchen, und man hätte sie liebenswürdig gefunden, genügen doch ein anmutiges Neigen, ein freundliches Lächeln, um unnahbare Majestät zum Abgott eines ganzen Volkes zu machen. Prinzess Clementine würdigte die Menschen keines Blickes, kaum eines hochmütigen Nidens. So wurde sie denn von den Übelwollenden verlästert, von den Gutgesinnten bedauert. Und sie wußte es.

Plötzlich wurde es anders: der Glanz dieser Liebe ging von ihr aus wie ein unirdischer Schein. Selbst die Boshaften hörten auf zu spotten.

Ihrem Vater kam sie in diesen Tagen näher als in all den Jahren ihrer Kindheit und Jugend; und bei ihrer Mutter warb sie um Verständnis, Zärtlichkeit, Mütterlichkeit. Es gelang ihr nicht. Die Herzogin, obgleich froh über den Erfolg ihrer kühnen Kombination, fühlte sich verletzt durch die strahlende Art, wie die Verlobte ihr Brautglück zur Schau trug. Es war durchaus unstandesgemäß. Eine Frau ihres hohen Standes hatte weder ihr Unglück noch ihr Glück in solcher offiziellen Weise zu zeigen. Eine Frau ihres Standes hatte mit fürstlicher Hoheit eine glückliche Ehe und mit fürstlicher Hoheit eine unglückliche Ehe zu tragen.

Prinzessin Clementine wollte ihrem Verlobten jeden Tag schreiben.

Lange Briefe, in denen sie dem geliebten und doch so fremden Mann ihre Seele enthüllte, wie sie für ihn von ihrer Schulter die Hülle abgeworfen hatte. Er sollte ihre Seele

so unbedeckt sehen, wie ihr körperliches Gebrechen. Sie durfte jedoch nur des Großfürsten Briefe beantworten; und das in keinem andern Ton, als er selbst schrieb. Dieser Ton war sehr rücksichtsvoll, sehr zart, voller Ehrerbietung. Ehrerbietung für eine Braut, die ihre liebende Seele ganz hingeben wollte.

Ein Kavaliere des Großfürsten überbrachte den Brautschmuck. Es war ein Geschmeide herrlichster Smaragden. Nur ein russischer Fürst konnte solche Edelsteinpracht verschenken!

In einer Nacht stand die Braut auf, zündete in ihrer Toilette die Kerzen an, warf einen kostbaren Mantel über, trat vor den Spiegel, setzte sich das Diadem auf und legte den vielreihigen Halschmuck um. Er bedeckte die schwächliche Brust mit märchenhaftem Glanz. Sie stand lange, schaute lange ihr Spiegelbild an, tat die Juwelenglorie von sich, löschte die Kerzen, ließ den Mantel fallen, legte sich wieder nieder, weinte — weinte — weinte.

Fortan ward ihr Brautglück blasser . . .

Es leuchtete wieder, als der Troussseau zusammengesetzt wurde. Sie, die sich bis dahin um „Kleidsames“ oder „Unkleidsames“ nicht gekümmert hatte, hielt lange Konferenzen mit Kammerfrauen und Schneiderinnen. Die Brautschleppe schenkten die Frauen des Herzogtums: auf mattgrünem Samt eine Umkränzung von Silberfilien. Dieselben frommen Blumen in hoher Silberstickerei sollten den Devant des Brautkleides aus weißem Crepe de Chine schmücken; Orangen und Myrten dem Schleier eingewirkt werden: in den natürlichen Farben der bräutlichen Zweige.

Das alles zu erleben, gehörte zu dem großen Wunder, welches der Himmel für sie geschehen ließ.

Wundersam war auch die der Einsamen plötzlich beigegebene Freundin, die alles verstand, alles mitfühlte. Dieser öffnete sie sich rüchhaltlos. Ingrid tat einen staunenden Blick in eine seelische Schatzkammer, die ihre goldenen Reichtümer und ihre Kleinodien vor jedem Auge ängstlich gehütet hatte. Dieser ganze Kröfußschatz, von dem die Freundin erfahren

durfte, sollte dem geliebten Manne als demütiges Opfer zu Füßen gelegt werden. Noch ahnt er davon nichts.

Voller Staunen beobachtete die junge Hofdame die Wandlung, die mit ihrer Herrin von Tag zu Tag vorging. Das also war die Wirkung der Liebe? Eine solche Macht von oben herab. Sie berührte die Seele mit einem Zauberstab, und wo Ode war, sproßte ein Frühling, Totes begann zu leben, Begrabenes aufzuerstehen. Der Liebende konnte nur still seine Hände falten und von Andacht durchschauert stammeln: „Herrgott, ich danke dir! Ein Wunder! Ein Wunder!“

Als über den zukünftigen Hofstaat der Frau Großfürstin verhandelt wurde, sprach der Großfürst den Wunsch aus: die Gräfin Trebra möchte seine Gemahlin nach Moskau begleiten und neben der Oberhofmeisterin als erste Dame Dienst tun. Das war etwas jedem höfischen Brauch durchaus Ungewöhnliches. Jede fremde Prinzessin erhielt ihren Hofstaat aus den Damen und Herren des Landes, mit dessen Fürstengeschlecht sie sich vermählte. Und nun diese Ausnahme für Prinzessin Klementine mit der Gräfin Trebra, für die das Verlangen des Großfürsten sehr schmeichelhaft war, und das um so mehr, da er das Hofräulein während seiner Brautschau kaum einer kühlen Beachtung gewürdigt hatte. Das Erstaunen war daher groß.

Prinzessin Klementine machte Ingrid von dem ausdrücklichen Wunsche ihres Verlobten Mitteilung: „Ich bin glücklich, du Liebe! Glückselig aus zweifacher Ursache. Die erste ist, daß ich dich bei mir behalten darf: meine erste, meine einzige Freundin; die zweite, daß der Großfürst mit solchem feinen Verständnis einen heimlichen Wunsch erriet, dessen Erfüllung unmöglich schien. Es ist dies der größte Beweis zärtlicher Aufmerksamkeit, den er mir bisher gab. Nun glaube ich wirklich, ich darf hoffen, geliebt zu sein.“

„Zweifeltest du daran?“

„O, Liebe, Liebe! Es kommen Augenblicke, wo ich — du begreifst. Aber es waren nur Augenblicke. Eigentlich kam ich noch gar nicht zur Besinnung. Wie sollte ich auch,

überwältigt, wie ich immer noch bin. Also du begleitest mich; du bleibst bei mir; bleibst auch in dem neuen Leben mein Schutz und Schirm, meine Freundin und Schwester."

Da sagte es denn Ingrid: „Unsre Wege trennen sich. Ich muß andre Wege gehen."

„Du verlässest mich, gibst mich auf, wirst mir treulos?"

„Gewiß nicht."

„Wenn du des Großfürsten Wunsch, wenn du meine Bitte nicht erfüllst, so wirst du mir ungetreu!"

„Ich muß tun, wozu meine Natur mich treibt; muß einen Wirkungskreis suchen, meiner Natur gemäß. Arbeiten muß ich, lernen. Unermüdblich arbeiten, unentwegt lernen! Ich will eine Arbeiterin des Lebens sein, keine das Leben Genießende. Und sollte mein Weg durch Oden führen; sollten Disteln und Dornen meine Seele zerreißen — je mühseliger mein Lebensweg sein wird, um so unaufhaltsamer will ich ihn schreiten, einem bestimmten, großen Ziele zu."

„Welchem Ziele?"

„Dem Ziele, zu stützen, zu helfen, zu wirken. Der Name ist gleichgültig."

„Und deine Eltern? Was werden deine Eltern sagen?"

„Sie werden mich nicht verstehen, verstanden sie mich doch nie. Das muß getragen werden. Verkenne nur du mich nicht."

Ihre Bitte war vergeblich. Prinzess Klementine erkannte nur den Treubruch, den sie als Verrat empfand.

Auch das mußte getragen werden.

⊕

⊕

⊕

Ingrid nahm für einige Tage Urlaub. Sie wollte nach Hause, um ihren Entschluß den Eltern mitzuteilen, der Großmutter-Erzellenz. Sie wußte, was ihr bevorstand. Es mußte durchgekämpft werden.

Volle Sommerpracht war's, Erntezeit. Als der Wagen sie von der Station abholte und langsam den Schloßberg hinauffuhr, lag des Landes Segen in reifen Getreidefeldern

unter ihr ergossen, eine vom Winde bewegte goldige Ahrenflut. Über ihr erschallte Lärchenjubel, bei diesem Sommergottesdienst das Hallelujah von Mutter Erde. . . .

Die Tochter des Hauses wurde von den Eltern etwas kühl, von der Erzellenz sehr grandios empfangen: „Wir sind erstaunt, dich hier zu sehen. Kannst du so leicht Urlaub erhalten? Gerade jetzt! Deine Prinzessin macht eine brillante Heirat. Alle Welt wundert sich darüber. Wir hoffen sehr, dich am Schweriner Hof placieren zu können. Dein Vater tat bereits alle Schritte.“

„Ohne mich zu fragen?“

„Wie meinst du . . .“

„Ich meine, ihr hättet mich zuerst fragen können.“

Die Erzellenz ließ ihre Häßerei sinken (ein Schal aus mausgrauer Wolle für die Weihnachtsbescherung) und schien auch jetzt nicht zu verstehen, was ihre Enkelin meinte. Auflehnung gegen den elterlichen — gegen den großmütterlichen Wunsch und Willen konnte es nicht sein. Es wäre einer Empörung gleichgekommen. Was meinte das Kind eigentlich damit?

Ingrid sagte — und sie sagte es vollkommen gelassen: „Ich kam zu euch, um euch mitzuteilen, was ich über meine Zukunft beschloß.“

Ihres Vaters bange Ahnung erfüllte sich. Der Graf warf einen erschrocken Blick auf seine Mutter, einen beschwichtigenden auf seine Frau. Die Erzellenz glaubte entschieden, nicht recht gehört zu haben. Sie wiederholte den seltsamen Satz: „Du willst uns mitteilen, was du über deine Zukunft beschloßest?“

„Ja, Großmutter.“

„Du ‚beschloßest‘? Einfach du ‚beschloßest‘? Darf ich fragen, was die Gräfin von Trebra über ihre Zukunft beschloß?“

„Gewiß, Großmutter.“

„Nun?“

„Ich werde den Hofdienst verlassen, werde in Berlin



mein Lehrerinneneexamen machen. Zunächst aber und vor allem das Abiturium."

Es war ausgesprochen! Vollkommen gelassen, wie etwas Selbstverständliches. Mit diesen wenigen ruhigen Worten stieß das junge Mädchen alles um: Erziehung, Tradition, Familie, Elternsorge, Elternliebe — die ganze Zukunft, das ganze Leben, sie, eine Gräfin von Trebra.

Ingrid's Mutter begann zu weinen und ihr Vater geriet außer sich. Die Exzellenz bewahrte Haltung und Würde. Ebenso gelassen, wie ihre Enkelin sprach, erwiderte sie dieser: „Du wirst uns gestatten, deine Ansicht von deinem ‚freien Wunsch und Willen‘ nicht zu teilen. Ganz und gar nicht. Selbst wenn du es nicht gestatten solltest, werden wir uns erlauben, anders über dich zu bestimmen. Du wirst nicht den Hofdienst verlassen, wirst also nicht nach Berlin gehen, sondern Hofdame Ihrer königlichen Hoheit werden und deinen Eltern für ihre große Sorge dankbar sein — auf mich kommt es nicht an.“

Der Graf sagte, seine Frau und er betrachteten die Meinung seiner ehrwürdigen Mutter als maßgebend. Die Gräfin konnte nur Tränen vergießen. Aber unter ihren Tränen sah sie ihre Tochter an wie in aufdämmerndem Verständnis, wie in stummer Bewunderung: „Das wagst du? Etwas dergartig Unmögliches? Du, meine Tochter! Ach, du mein armes Kind! Wie wird dir's ergehen, den Mächten dieses Hauses gegenüber. Und ich kann dir nicht helfen!“

Ingrid antwortete ihrer Großmutter: „Liebe Großmutter, deine Anschauung über das Verfügungsrecht, welches ihr euch über mich anmaßt, kann ich nicht teilen. Ich könnte sagen, ‚leider‘ nicht teilen. Das wäre jedoch eine Redensart. Ich habe nun einmal andre Anschauungen. Diese könnt ihr beurteilen, müßt ihnen jedoch Berechtigung zugestehen. Ich sage euch das in aller Ruhe und mit aller euch schuldigen Ehrerbietung.“

Der Graf fuhr auf: „Wie wagst du dein Benehmen zu nennen? Sogleich entschuldige dich; sogleich nimm deine

durchaus unstatthafter Reden vor deiner Großmutter und uns Eltern zurück.“

„Das hieße meine Überzeugung verleugnen, was ihr von mir nicht verlangen werdet.“

„Deine Überzeugung! Du hast keine andre Überzeugung zu haben, als wie sie sich mit deiner Erziehung und deinem Stande verträgt.“

Ingrid lächelte. Ein unsäglich schmerzliches Lächeln war's, welches um den jungen Mund aufzuckte und sogleich wieder verschwand. Mit tiefem Ernst sagte sie: „Ich muß euch, ihr Guten, wehe tun. Aber ich kann mir nicht anders helfen. Ich kann nicht, verehrte Großmutter, liebe Eltern. Ihr werdet mich nicht verstehen. Ihr könnt mich nicht verstehen! Das ist für mich vielleicht das Schmerzlichste: daß wir nicht zu einander gelangen können, daß Abgründe zwischen uns liegen. Ich will nicht zu euch hinüber, und ihr könnt nicht herüber zu mir. Daß ihr nicht könnt, verstehe ich nur zu gut. Ich verstehe, daß ihr auf eurer Seite bleiben, daß ihr bei euren Anschauungen beharren müßt; verstehe, daß ihr mich nicht versteht, und ich euch als die verlorene Tochter erscheinen muß. Ich fühle euren Schmerz darüber und ihr tut mir unendlich leid. Aber ich kann uns allen nicht helfen.“

Die Großmutter erwiderte: „Wir bedürfen deiner Hilfe so wenig wie deines Mitleids. Es ist noch niemals geschehen, daß wir des Mitleids bedurft hätten, und gar des Mitleids einer Tochter des Hauses.“

Ingrid rief schmerzlich: „So bemitleidet denn mich! Eure Tochter bemitleidet! Weil sie nicht zu euch gelangen kann; weil sie ihre Arme vergeblich nach euch ausstreckt und um Verständnis bittet. Nur um Nachsicht, Schonung, Duldung. Ich bin euer Kind. Aber ich bin auch ein Kind meiner Zeit. Ich selbst habe mich wahrlich nicht dazu gemacht. Ihr tattet alles, um die scharfe Luft dieser großen, dieser herrlichen Zeit von mir abzuschließen; liebet mich in eurer Atmosphäre aufzuwachsen, die meine Lebensluft sein sollte. Sie ist es nicht, wird es niemals sein. Der Geist der Zeit

erfaßte mich in der Enge, in der ihr mich gebannt hieltet. Ich sollte denken, empfinden, handeln, wie ihr denkt, empfindet, handelt. Das hat gewiß seine Berechtigung; aber — ich kann, kann, kann nicht! Jetzt verzeiht ihr mir nicht, daß ich den Kreis, den Geburt, Familie, Stand um mich zog, sprengen will; daß ich hinaustreten und frei schreiten will: meinen eigenen Lebensweg! Ich schreite ihn erhobenen Hauptes, den Blick fest auf mein Ziel gerichtet: Arbeit, Tätigkeit, Wirken. Ihr wollt, ich soll keine andre Welt kennen als die eure; ich soll die Grenzen einhalten, die diese Welt euch steckt, soll mich mit gefesselten Füßen, gefesselten Geistes in eurem Kreise bewegen. Weil ich hinaus und vorwärts strebe, bin ich für euch eine Übeltäterin. Aber was beklage ich mich? Ich bin nur eine von den Töchtern, die heute bei den Ihren vergeblich Verständnis suchen. Wir könnten zu euch in heißem Flehen unsre Hände erheben, und ihr würdet auch darin nur eine Pose erblicken. Also erspare ich euch, euer Kind in solcher Demut vor euch stehen zu sehen.“

Die Großmutter sagte: „Daran tuft du recht. Und recht tuft du daran, daß wir solche Jugend nicht verstehen können. Gott sei Dank können wir das nicht! Es ist eine Jugend, die ihren Weg über unsre Herzen nimmt. Die unsern sollst du nicht zertreten. Sie sind stark genug, dich darüber hinwegschreiten zu lassen, deinem Ziele zu, welches die Lösung von den Deinen bedeutet. Nicht von diesen allein! Du lösest dich von unserm Stande, unserm Namen, unserm ganzen Sein. Wir haben keine Macht, dich zu hindern und zu halten. Gehe also deinen Weg.“

Die Gräfin murmelte: „Du bleibst mein Kind. Mein Kind wird wieder zurückkehren.“

„Das wird es nicht. Sieh sie an, deine Tochter! Wie eine Feindin steht sie vor uns. Und wir haben sie geliebt, haben ihr Bestes gewollt, haben sie jetzt als unwert unsrer Liebe erkennen müssen, eine Abtrünnige und Renegatin.“

Die Stimme der Greisin hatte den Klang der Unerbittlichkeit.

Ingrids Vater glaubte das Wort gefunden zu haben, welches seine Tochter zur Vernunft bringen würde. Er sprach es aus, nicht ohne Triumph: „Du hast eines vergessen: deine finanzielle Abhängigkeit von deinen Eltern. Ich versage dir zu deinem wahnsinnigen Plane meine väterliche Hilfe. Sie dir zu versagen, ist meine väterliche Pflicht.“

Ingrids Mutter wollte sprechen, wollte bitten, wollte wider ihren Gatten sich auslehnen. Ihre Tochter gab es jedoch nicht zu.

„Auch darüber wollte ich mit euch reden. . . . Ich werde Privatstunden geben. Ich verdanke euch eine sorgfältige Erziehung, verdanke euch daher auch die Mittel zu meiner zukünftigen Existenz. Ich bin jung, ich habe Kraft. Im Notfall kann ich entbehren. Seid ruhig, liebe Eltern, verehrte Großmutter — ich werde es nicht nötig haben. Immerhin sollt ihr wissen, daß ich auch auf diesen Kampf mit dem Leben gefaßt bin. Mehr als das: ich freue mich darauf. Wir wären nicht wert, Menschen zu sein, wenn wir nicht Kämpfer sein wollten.“

Den selben Tag verließ Ingrid ihr Elternhaus. Sie ging den alten lieben Weg den Schloßberg hinab zu Fuß und schaute nicht zurück.

## Elftes Kapitel

Bei Hofe herrschte bereits vor der Vermählung viel Leben. In den großen Universitätsferien kam Prinz Andrea; und Ingrid, die ihre letzte Hofdamenzeit absolvierte, hatte die Freude, ihren Jugendfreund im Schlosse zu haben. Das Hoftheater öffnete seine Pforten mit einem Ibsenzyklus und einer Gastin: „Der Jakobe, der Almige!“

In Ibsen hatte sie sich selbst entdeckt. Sie fühlte sich nicht in ihrer wahren Natur, ein Grotchen zu spielen, eine

Thekla und Julia, Maria Stuart und Emilia Galotti. Wie konnte sich eine derartige Wandlung so schnell vollziehen? Was war mit ihr vorgegangen? Welche Gewalt hatte Macht über sie gewonnen? Statt der Idealgestalten der Klassiker lebte sie in Nora und der Frau vom Meere; in Rebekka und Hedda Gabler; in keiner Figur des großen Nordländers jedoch mit solcher Leidenschaftlichkeit wie in der Irene. Diese wunderfame Gestalt des Verkündigers geheimnisvoller Frauenseelen packte sie mit elementarer Gewalt.

Der Herzog verstand Ibsen nicht, ließ ihn jedoch aufführen, um dem Zeitgeist gerecht zu werden; die Herzogin erklärte sich gewissermaßen offiziell als Gegnerin dieser „ganzen modernen Richtung“, indem sie die Absicht aussprach, keiner Vorstellung beizuwohnen und den Besuch des Schauspiels auch der Prinzessin nicht zu gestatten, ein Verbot, durch welches Ingrid gleichfalls davon ausgeschlossen blieb. Jakobes Gastspiel hatte Prinz Andrea durchgesetzt.

Prinz Andrea und die Jakobe. — Seit jenem Wintertage geschah es zum erstenmal, daß der Prinz zu Theodor von ihr sprach: „Zwischen ihr und mir steht es noch immer beim alten: sie hat mich noch immer nicht geküßt! Ich sage dir das, weil ich weiß, daß du um sie noch immer leidest. Wenn du mich fragst: ‚Was ist eigentlich mit euch beiden?‘ so muß ich dir die Antwort schuldig bleiben. Sie ist eben die Flunzige, die mich nicht losläßt, der ich verfallen bin. Nixen haben bekanntlich keine Seele — obgleich du das besser weißt. Sie erlaubt mir, zu ihr zu kommen, zu ihr zu sprechen, um sie zu werben; und — vielleicht wenn ich kein Prinz wäre! Bisweilen bilde ich mir ein, es geschieht lediglich des Prinzen willen, daß meine ganze Liebesmühe umsonst bleibt! Weil ich als dummer Bengel ihr sagte: einmal würde sie mich doch küssen! Den Prinzen würde sie küssen! Esel, der ich war! Gestatte, das Ding bei Namen zu nennen. In dem Mädchen steckt etwas, dafür ich den Ausdruck nicht finde. Ein ganzer ‚Ibsen‘ steckt in deiner Freundin Jakobe. Du sollst sie nur Ibsen spielen sehen;

so wirst du vieles begreifen. . . . Wie stehst du eigentlich mit der schönen Hofdame?"

"Wir sind gute Freunde, werden es immer bleiben."

Mit großem Ernst versetzte der Prinz: „Um diese gute Freundin könnte ich dich beneiden.“

Theodor, von dem Ton überrascht, meinte: „Als ich dich damals zu dem Komteschen brachte, äußertest du dich ziemlich kühl. Ich hätte dich prügeln mögen.“

„Und wegen meines Besuches bei der Plinnige. Wenigstens, was das Komteschen anbetrifft, hast du jetzt deine Revanche.“

Etwas pastorenhaft lobte der Freund: „Mich freut, daß du diese stolze und wahrhaftige Seele in ihrem Werte erkanntest.“

Nachdenklich wiederholte der Prinz die rühmenden Worte und setzte hinzu: „Meine Schwester ist gekränkt, weil diese stolze und wahrhaftige Seele sie nicht begleiten und ihre eigenen Wege wandeln will. Da siehst du wieder einmal deutlich, wie wir sind: fürstliche Egoisten in jedem Blutstropfen! Meine Schwester liebt deine Freundin, achtet sie wegen der eigenen Persönlichkeit, die sie auch bei Hofe blieb; aber sobald die Gräfin ihre Eigenart der Hoheit gegenüber behauptet, tritt Kühle und Entfremdung ein. So sind wir alle. Ich bin natürlich um nichts besser. Lasse nur die Gelegenheit kommen und du wirst sehen, wie gnädig ich dich eines Tages abschütteln werde, sobald du mir lästig bist. Ich wundere mich über mich selbst, daß du es noch nicht längst wurdest. Du kannst das als Kompliment nehmen.“

Er wollte diese Dinge leichtfertig sagen, fiel jedoch sogleich in seinen Ernst zurück.

Dagegen meinte Theodor heiter: „So will ich denn den Augenblick einer huldvollen Abschüttelung lieber gar nicht erst abwarten, sondern mich rechtzeitig selbst aus dem Wege räumen.“

„Tue das. Freunde bleiben wir darum doch.“

Er reichte dem Jugendfreunde mit demselben tiefen Ernst

die Hand, die Theodor einen Augenblick fest in der seinen hielt. . . .

Es ward Ingrid nicht gestattet, dem Absenzplüs beizuwohnen; aber sie nahm sich selbst die Erlaubnis, die Schauspielerin im Gasthose zu besuchen — allerdings nicht in der Hofequipe. Zur Prinzess sagte sie: „Die Satobe ist meine Landsmännin. Wir entstammen beide dem nämlichen Fled gesegneter Thüringer Erde: sie an der Alm, ich über der Alm! Es würde mir wie ein Verrat an meiner Muttererde erscheinen, wenn ich sie hier verleugnen wollte. Aber ich möchte es Hoheit vorher sagen.“

Seitdem sie abgelehnt hatte, die Prinzess nach Rußland zu begleiten, vermied sie das viel zu vertrauliche Du, was die gekränkte fürstliche Freundin unbeachtet ließ. Sie antwortete ihrem rebellischen Hoffräulein: „Geh zu der Dame und erzähle mir dann von ihr. Ich besitze von solchen Frauenwesen keine Ahnung. Du wirst wissen, daß sie als die Freundin meines Bruders Andrea gilt?“

Ingrid wurde erregt. Sie rief aus: „Das ist Verleumdung! Niemals würde der Prinz seine Geliebte an dem Theater seines Vaters gastieren lassen. Dieses Gastspiel bürgt dafür, daß das Gerücht ihn verleumbet. Überdies ist der Prinz mit Theodor Baumert befreundet und weiß, daß dieser —“

Sie stockte plötzlich.

Prinzessin Clementine meinte nachdenklich: „Der ernsthafteste Theologe wäre in die Dame vom Theater verliebt? Denn sie ist ja wohl auch seine Jugendgenossin. Was für eine Welt der Leidenschaften ist es doch. Da lebt man so dahin, ahnungslos von dem allen, vollkommen verständnislos, bis man plötzlich liebt, und auf einmal zu ahnen beginnt. Nur erst zu ahnen! Wie wird es erst sein, wenn man anfängt zu begreifen? Mir bangt davor. Und wenn man liebt, ohne wiedergeliebt zu werden. . . . Ingrid, Ingrid! Er liebt mich doch? Du glaubst es doch auch? Es ist ja nicht möglich, daß er mich zum Weibe begehren könnte, ohne mich

zu lieben? Dieser Mann! Sage mir immer wieder und wieder, daß auch du an seine Liebe glaubst, an das Wunder seiner Liebe. Ich will es demütig hinnehmen und dafür Zeit meines Lebens Gottesdienst halten.“

Ingrid ergriff tiefes Mitleid. Sie verschwieg ihren Unglauben; sie log. Es ward ihr schwer genug. Seit der Verlobung der Prinzess mußte sie aus jedem Munde hören: „Wie ist es nur möglich? Finden Sie eine Erklärung dafür? Niemand begreift es!“

Auf alle diese Fragen und Ausrufe gab sie zur Antwort: „Ich begreife es sehr wohl. Der Großfürst ist eben ein Mann, der den inneren Wert der Prinzessin erkannte. Und dann — er weiß sich geliebt.“

Man zuckte jedoch die Achseln, prophezeite Unheil, flüsterte, lächelte, hatte an dem mit Sicherheit erwarteten Unglück der „armen“ Prinzess seine heimliche, mitleidige Freude.

Auf dem Wege zum Gasthof dachte Ingrid: „Was fiel dir vorhin nur ein? Du ärgertest dich ja über das infame Gerücht, wurdest förmlich erregt. Was kümmert's dich, ob Prinz Andrea die Jakobe zur Freundin hat? Weshalb sollte sie seine Freundin nicht sein? Weil er Theodors Freund ist? Als ob er danach fragen würde? Und sie, die Jakobe — Würdest du etwa einen Stein aufheben? Nein. Zur Pharisäerin hast du kein Talent. Wäre auch noch schöner! Wir sind verlogen genug. Auch das wird besser werden. Ich habe solchen Glauben daran. Und wenn du es erst dahin brachtest, junge Seelen für das Leben zu bilden — wie reich dann dein Leben sein wird! Ingrid, Ingrid, erkenne, was dir gegeben ward. Und Theodor —“

Auf dem Wege zur Jakobe mußte sie auch des Freundes gedenken; und eine wahre Flut von Sorge und Schmerz überströmte ihr Gemüt. Als sie ihm die Mitteilung machte: sie habe sich von Herkunft und Stand, von Eltern und Vaterhaus gelöst; sie wolle lernen, lernen; wolle arbeiten; wolle, wenn es sein müsse, kämpfen und leiden, darben und hungern — da bewegte ihn diese Nachricht bis zur Erschütte-



rung. Sie, die Frau, vollbrachte, was er, der Mann, nicht vollbracht hatte, niemals vollbringen würde: um seines Vaters willen niemals! Er erlidite einen Aufschrei, blieb eine Weile unfähig zu reden; sprach dann mit Anstrengung, ihr alles Glück wünschend. Seitdem mied er sie gleichsam in Scham über seine Schwäche. Ingrid's ganzes Wesen ward von ihren Zukunftsplänen erfüllt, von guten starken Entschlüssen; alles in ihr drängte sie, davon zu dem Freunde zu sprechen; sie mußte sich gewaltsam zurückhalten, in dem Gefühl: „Du tußt ihm weh damit. Es ist, als wolltest du vor ihm mit deiner Willensfreudigkeit und Kraft prunken. Du mußt abwarten, bis er zu dir kommt und dich fragt. Er wird bald kommen.“

Jakobe war über den Besuch mehr erstaunt als erfreut: Hofdame und Schauspielerin waren zwei getrennte Welten.

Ingrid sagte mit großer Schlichtheit: „Ich darf dich auf der Szene nicht sehen. Ibsen ist, obgleich er an einem Hoftheater gespielt wird, bei uns noch immer nicht hoffähig. Wenigstens nicht für Prinzessinnen und junge Hofdamen. Ich wollte dich aber doch begrüßen und mit dir von alten und auch von neuen Zeiten plaudern. . . . Du hast dich sehr verändert.“

Ingrid betrachtete voll aufrichtiger Bewunderung das schöne Geschöpf, dem etwas Fremdartiges und Geheimnisvolles anhaftete. Sie begriff sofort, daß dieses schlante Frauenwesen mit dem weißen Gesicht, den lichtblauen Augen und dem düsteren, prachtvollen Haar heiße Leidenschaften einflößen könnte; sie dachte an Theodor, an den Prinzen. . . . Armer Freund! Er war stark geblieben, war als Sieger aus einem Kampf hervorgegangen, dessen Leiden sie nur zu ahnen vermochte. Aber der Prinz —

Und wiederum mußte sie sich fragen: „Was kümmert es dich?“ Wiederum schalt sie sich selbst, daß es sie einen Augenblick kümmern konnte.

Jakobe sagte zu ihrem vornehmen Gast: „Von dir habe ich nichts andres erwartet. Die meisten deinesgleichen würden

diesen Besuch nicht gemacht, der Gespielin sich nicht erinnert haben. Aber du bist eben nicht wie die andern. Wenn es mir schlecht ging — und das war oft der Fall — dachte ich an dich und deine ruhige Kraft, die du schon als Kind hattest. Oft halfest du mir in meiner Not. Dafür danke ich dir heute.“

„Du hattest ein schweres Leben?“

„Ich beklage mich nicht. Das Leben lehrte mich, daß es Leiden sei. Die Leiden einer Künstlerin sind allerdings besonderer Art: frühzeitige Erkenntnis des Menschlichen.“

Mit erwachender Teilnahme hat das Hoffräulein die Schauspielerin: „Erzähle mir von dir. Es ist für mich solche fremde Welt, in der du lebst und wirkst. Wir sehen davon nur den Schein, nur den Glanz. Es heißt von dir, du seiest auf dem Wege, Deutschlands größte Ibsendarstellerin zu werden. Von Schiller und Goethe zu Ibsen — aus den klaren Lüften Weimars in die nordische Nebelnacht, solcher Schritt mag nicht leicht sein. Wie erging dir's damit?“

„Seltsam genug. Anfangs hielt ich nur Goethe und Schiller, nur Shakespeare, Kleist und Hebbel für große tragische Kunst. Nur dieser gelobte ich mich an. Noch bin ich selbst erschüttert über den Treubruch, den ich an ihr und an mir selber verübte; noch weiß ich nicht, wie ich sühnen soll. Nicht daß ich jene Herrlichen weniger hoch verehere; aber ich erkenne daneben die neue, große tragische Kunst unsrer Zeit. Und ich erkenne, daß ich als Kind unsrer Zeit dieser angehöre. Vollends Ibsen. Sieh — ich spiele diese Frauengestalten nicht, ich lebe sie. Sie sind alle in mir enthalten; ich brauche sie nur aus mir hervorzulocken, wie ein Bildhauer seine Gestalten dem Marmor entreißt. Es ist dabei gar keine Kunst, mein Erfolg demnach unverbient. Ich kleide mich als Rebekka und fühle: „Jetzt bin ich Rebekka!“ Als Frau vom Meere; und ich habe nichts weiter zu tun, als auf die Bühne zu treten, die sofort für mich aufhört, Bühne zu sein. Es ist alles so einfach. Meine Zukunft liegt jedoch nicht in Weimar, sondern in Berlin.“

„So werden wir uns dort wieder begegnen.“

Und Ingrid erzählte von sich: „Lehren, erziehen, junge Gemüter für das Leben bilden: für das Leben der Zeit. Auch meine Schülerinnen sollen Idealistinnen sein; denn auch unsre Zeit hat Ideale. Mir will scheinen, als besäße gerade unsre Zeit die höchsten und reinsten Begriffe vom Leben und Menschlichen. Diese will ich pflegen und entwickeln, wachsen und gedeihen machen. Ich kann dir nicht sagen, wie mir bei dieser Vorstellung zumute ist, vollkommen priesterlich, als hätte ich ein Sanktuarium zu verwalten.“

Sie bemerkte in ihrer Erregung nicht, daß Besuch gekommen war: Prinz Andrea in Begleitung von Theodor. Die Eingetretenen hatten Ingrids letzte begeisterten Worte gehört. Theodor ging auf seine Freundin zu und drückte ihr schweigend die Hand, mit einem Blick, der Ingrid ins Herz schnitt: so viel geheimes Leid sprach sich darin aus; der Prinz verneigte sich vor dem zukünftigen Fräulein Lehrerin, wie huldigend, was Ingrid erröten machte.

Mit dem Ernst, der ihn so gut kleidete, sagte er: „Wir sprechen so viel von der neuen Zeit und dem jungen Geschlecht, von Idealismus und Materialismus. Ich bin noch jung, bin überdies ein Prinz, kenne daher Welt und Leben noch weniger als andre. In meiner Unwissenheit will mir jedoch scheinen, daß ihr Frauen es seid, auf denen unsre Kraft, unsre Hoffnung und Zuversicht beruht. Sollten wir jungen Leute jemals aufhören, Ideale zu haben, so werden wir es mit euch zu tun bekommen. Ihr werdet uns die toten Ideale beleben und sie uns als ewige Erhalter der Menschheit vor Augen halten. Es wird dann euer Triumph sein, eine ideallose Jugend sich demütig zum Ideal bekennen zu sehen, und wäre es auch nur zum Ideal der reinen, edlen Frau.“

Er sah dabei Ingrid an, wandte dann seinen Blick von ihr ab, zu Jakobe hin, deren Gesicht bei des Prinzen Worten einen Ausdruck annahm, der etwas an die „Amnige“ erinnerte. Sie stand auf und entschuldigte ihre Unhöflichkeit: „Eine Schauspielerin muß so pünktlich sein wie ein Soldat.“

Ich habe Appell, muß in die Probe. . . . Wenn ich, liebe Ingrid, deinen freundlichen Besuch nicht erwidere, so weißt du, weshalb das nicht geschieht. Ich möchte dir aber sagen, daß ich seit langer Zeit keine solche Freude gehabt habe, wie du mir sie heute gemacht hast. Vieles, was die Menschen mir angetan haben, hast du heute an mir gesühnt. Ich danke dir, du Reine und Edle."

Nicht ohne Bewegung sahen die jungen Männer auf die beiden anmutigen Frauengestalten, die solche Gegensätze bildeten und dennoch etwas Gemeinsames besaßen: eine freie und starke Persönlichkeit. Prinz Andrea erbat sich von der Schauspielerin die Erlaubnis, sie nach dem Theater begleiten zu dürfen.

Jakobe erwiderte nicht ohne Bedeutung: „Sie tun alles, um sich mit mir ins Gerede zu bringen; denn mich kompromittieren Sie nicht. Von einer Schauspielerin wird es selbstverständlich gefunden, daß sie eine prinzliche Höflichkeit als Auszeichnung empfindet. Auf mich kommt es also nicht an.“

Mit etwas erzwungener Heiterkeit verteidigte sich der Fürstensohn: „Mein hoher Herr Vater ließ mir die Wohlthat einer bürgerlichen Erziehung angebeihen. Keiner kann sich daher wundern, wenn ich mich ihrer Vorteile erfreue.“

Vor dem Gasthose trennten sich die Paare; die einen schlugen den Weg ins Theater, die andern den zum Schlosse ein. Theodor bekam es über sich, von den beiden zur Freundin zu sprechen: „Ich freue mich der Neigung, die Jakobe dem Prinzen einflößt und die viel tiefer zu sein scheint, als ich annehmen konnte. Er ist seitdem ernstler und inhaltsvoller geworden. Ich würde es durchaus verstehen, wenn sie seine Neigung erwiderte; denn er ist nicht nur liebenswürdig, sondern auch liebenswert und wird es mehr und mehr sein. Aber ich fürchte, er hat es bei ihr durch jene Jugendtorheit verdorben: ‚Einmal wirst du mich küssen, weil ich ein Prinz bin!‘ Jakobe ist nicht nur ein seltenes Talent, sie ist vor allem eine stolze Seele. Je größere Demütigungen

die vergangenen Jahre ihr brachten, um so stärker entwickelte sich ihr Frauentum. Wir werden an ihr noch unstre Freude erleben.“

Er sprach frei und voll herzlicher Wärme: die Freundin durfte wissen, daß er gekämpft hatte; sie sollte jedoch auch seinen Sieg erkennen. Dann drängte es ihn, von ihrem großen Zukunftsplan zu reden.

Aber sie bat ihn: „Lasse mich von dir hören; denn mir bangt um dich. Stelle dir vor, wir wären noch die Kinder, die gute Gefellen gewesen, die Freud und Leid treulich geteilt haben. Deine Freude will ich jetzt nicht erfahren, wohl aber dein Leid.“

„Es ist immer das alte, mit wenigen Worten genannt: ich bin meines Vaters Sohn, bin der junge Mensch, der den lebendigen Gott sucht, und der, ohne zu finden, seines Vaters Sohn nicht bleiben kann.“

„Du willst nicht Geistlicher werden?“

„Doch. Ich will den lebendigen Gott auch als Geistlicher suchen: noch inbrünstiger, noch verzweifelter als jetzt. Ich will ihn suchen in dem Leiden der Menschen, in dem Jammer der Welt, davon ich mich packen lassen will. Aber ich höre auf, Geistlicher zu sein, sobald ich zur Erkenntnis gelange, den lebendigen Gott auch als sein Diener nicht gefunden zu haben.“

„Es würde deinem Vater das Herz brechen.“

„So muß ich meines Vaters Herz brechen lassen.“

Da wagte Ingrid die Frage: „Kann der Gott, den du angstvoll suchst, nicht der Inbegriff alles göttlich Guten auf Erden sein?“

Aber Theodor, der Gottgeschenke, rief leidenschaftlich: „Ich muß den Gott finden, der seinen Sohn auf die Welt zum Kreuzestod schickte.“

„Also suchst du im Grunde genommen den lebendigen Gottessohn?“

„Lebte der Sohn, so muß auch der Vater leben.“

„Also lebt dir Gott! Denn an dem Leben des Sohnes zweifelst du nicht — kannst du nicht zweifeln!“

Ingrid rief es fast jubelnd, voller Siegeszuversicht. Ihr Herz krampte sich zusammen, als sie den Freund mit tonloser Stimme sagen hörte: „Darauf will ich dir ein andres Mal Antwort geben.“

---

## Zwölftes Kapitel

---

Prinz Andrea ließ sich bei dem Hoffräulein seiner Schwester melden, die ihn in ihrem saalähnlichen, mit alten schönen Möbeln ausgestatteten Wohnzimmer empfing. Er begann sogleich ohne jede Konvenienz: „Es sind viele ernsthafte Dinge, die ich Ihnen, Gräfin, sagen, mit Ihnen besprechen möchte — sollten Sie dessen mich würdigen. Sie glauben nicht, wie ich mich freute, als ich Sie bei unsrer Tragödin traf. Eine andre Dame vom Hofe hätte Ihnen das so leicht nicht nachgemacht: besteht doch immer die rote Schnur, die zwischen dieser und jener Welt gezogen wird. Daß sie gefallen sei, ist eine der vielen Redensarten, womit wir uns zu drapieren suchen, um uns ein zeitgemäßes Gewand anzulegen. Aber dieser Besuch sieht Ihnen ähnlich.“

Etwas kühl lehnte Ingrid das Kompliment ab: „Ich werde doch nicht eine Gespielin verleugnen, weil sie Schauspielerin ist und ich Hofdame bin? Ich bin eine schlechte Hofdame, während Jakobe eine außerordentliche Künstlerin sein soll. Sie muß sich zu ihrem hohen Beruf mühselig emporringen, muß einen Dornenweg schreiten, während ich nichts getan habe, nichts tue, was irgendwie verdienstvoll wäre.“

Der Prinz widersprach eifrig: „Nennen Sie nichts, daß Ihre freie Natur das Hofleben ertrug, ohne sich nur durch einen Hauch antränkeln zu lassen? Nennen Sie nichts, daß Sie meiner Schwester eine Freundin wurden?“

„Eine treulose Freundin, Prinz.“

„Für meine Schwester beklage ich Ihre Treulosigkeit, die eine Treue gegen sich selbst ist; für Sie würde es mir leid tun, hätten Sie meiner armen Schwester die Treue gehalten. Sie müssen Ihr Leben aus einem andern Stoff gestalten, als Sie ihn bei uns finden können.“

Auf Ingrid begann die warmherzige Art des Prinzen zu wirken, obgleich sie sich dagegen wehrte.

Dabei fragte sie sich: Weshalb wehrst du dich eigentlich? Freue dich doch, daß dieser Fürstensohn solch echter Mensch ist, deines besten Freundes würdiger Freund! Sie erwiderte daher weniger reserviert: „Ich danke Hoheit für die gute Meinung. Das muß erst alles erprobt und erwiesen werden. Ich meine: ob ich wirklich stark genug sein werde, mir mein eigenes Leben in der Arbeit aufzubauen.“

„Sie sind es!“

Überhörend fragte Ingrid mit einiger Befangenheit: „Weshalb nannten Sie Prinzessin Klementine Ihre ‚arme‘ Schwester? Prinzessin liebt, ist eine glückliche Braut, wird eine glückliche Gattin sein. Auch Sie müssen Ihre Schwester wunderbar verändert finden.“

Prinz Andrea rief in großer Erregung: „Mir ist dabei unheimlich zumut. Ich kann nicht daran glauben.“

„Nicht an die Liebe Ihrer Schwester?“

„Nicht an die Liebe ihres Bräutigams. Ich spreche aufrichtig. Aber zu Ihnen kann ich nur aufrichtig sprechen. Ich wundere mich selbst darüber; doch es ist so. Von Ihnen geht solche Wahrhaftigkeit aus. Zugleich so viel Kraft. Ihnen könnte ich alles sagen.“

Wiederum mußte sich Ingrid wehren; wiederum mußte sie des Prinzen allzu große Warmherzigkeit ablehnen: wie kam er dazu, in solchem Tone zu ihr zu reden? Er, der die Schauspielerin liebte, um deren Besitz warb? Seine Wärme hatte für die Hofdame etwas Beleidigendes. Also sagte sie jetzt wieder mit Zurückhaltung: „Ich sehe keinen Grund, an der Liebe des Großfürsten zu zweifeln. Nichts nötigte ihn zu dieser Verlobung. Jedenfalls ist er der Mann nicht,

durch äußere Rücksichten sich nötigen zu lassen. Ich beobachtete den Eindruck, den das Wesen der Prinzessin auf ihn machte. Hoheit dürfen beruhigt sein."

Der Prinz wollte sich jedoch nicht überzeugen lassen. Er rief aus: „Ich bin es nicht! Bin es ganz und gar nicht! Der Großfürst ist ein berühmter Lebemann. Ein solcher sucht bei den Frauen nicht die Seele; ein solcher weiß nichts von der Seele der Frau; will davon nichts wissen. Frauenseelen sind für viele Männer höchst unbequeme Beigaben. Wollen doch viele von uns nicht einmal geliebt werden. Besonders gilt das von den jungen Männern unsrer Zeit.“

„Sprechen Hoheit im Geiste dieser jungen Männer?“

„Ich? O ich — ich weiß nichts davon; weiß nichts von Liebe. Wie sollte ich davon wissen? Ich bin Prinz; und — als ich noch ein dummer Junge war, glaubte ich: gerade, weil ich ein Prinz bin, würde es mir leicht fallen, geliebt zu werden. Wenigstens leicht, geküßt zu werden. Letzteres mag ja wohl sein. Immerhin — nein, ach nein! Ich weiß gar nichts davon. Verlange auch gar nicht danach, etwas davon zu wissen. Wozu auch? Es könnte ein Unglück geben! Also werden meine jungen Zeitgenossen mit ihrer Ablehnung der Liebe sehr recht haben.“

Er wollte leichtsinnig, leichtfertig erscheinen; sprach jedoch fast zu ernsthaft, beinahe schmerzlich. Ingrid erregte des Prinzen Meinung von der modernen Jugend. Sie verteidigte diese wider die Anklage; denn eine solche schien es in ihren Augen zu sein: „Ich kenne nur wenige junge Männer. Wie kommen Hoheit dazu, ihnen eine Fähigkeit abzuspochen, die ihr höchster Besitz, also ihr höchstes Glück sein sollte? Nur weil man von einer ‚detabenten‘ Jugend reden hört? Diese mag ja auch bestehen: als Abart, eben als Entartung. Aber sie ist nicht die Jugend! Jugend ist Glaube, Begeisterung — Liebe. Zu glauben, sich zu begeistern, zu lieben, heißt jung sein. Auch die heutige Jugend ist jung. Jung sind Hoheit, jung ist Theodor, jung bin ich. Also lästern Sie uns nicht; lästern Sie sich nicht selbst.“



Als Ingrid in des Prinzen erstauntes Gesicht sah — es war ein geradezu verduhtes Gesicht — mußte sie über den Eifer, mit dem sie Jugendadvokatin spielte, lächeln. Das machte die Situation, die ernsthaft zu werden drohte, plötzlich harmlos und heiter. Prinz Andrea fand seine Verduhtheit höchst komisch, und beide waren mit einem Schläge verwandelt in zwei junge Menschen, die nichts anderes waren, nichts anderes wollten, als jung, so recht frühlingsfrisch jung sein! Sie unterhielten sich auf das beste. Jedem ward in der Gegenwart des andern ungemein wohl, geradezu heimlich. Prinz Andrea kam gar nicht mehr dazu, von seinen anderweitigen, verschiedenen kleinen und großen Sorgen zu sprechen, die er dem Hoffräulein hatte anvertrauen wollen. Auch diese beiden trennten sich als gute Freunde. . . .

Wegen des Theaters war die Dinerstunde im Schlosse bereits um sechs Uhr. In drei Viertelstunden mußte serviert sein. Der Kaffee wurde eingenommen, während die höchsten Herrschaften nochmals Cercle hielten; denn es ergingen täglich einige Einladungen. Fünf Minuten vor sieben wurden die Wagen gemeldet. Selbst wegen eines Galadiners durfte man das Publikum nicht warten lassen.

Seitdem Prinz Andrea am Hofe war, herrschte bei den Mahlzeiten ein weniger etikettenmäßiger Ton, den die Erhabenheit der Frau Herzogin nur dämpfen, nicht erlöschn konnte. Der Prinz zog Gäste und Chargen ins Gespräch und versuchte dieses möglichst inhaltsreich zu machen, wobei ihm der gute Herzog Hilfe leistete; allerdings einigermaßen schüchtern. Immerhin war bei ihm — wie in allem — die beste Absicht vorhanden. Theodor verhielt sich meistens schweigsam, wurde jedoch häufig, gleichsam aus Opposition, wider Willen in eine Debatte gezogen, gab kurze, kluge Antworten, die den Gegenstand erledigten. Die Herzogin duldete ihn; den Hofleuten war er ein Dorn im Auge, beständig ein Stein des Anstoßes. Dagegen hielt der Herzog große Stücke auf ihn und wünschte seine Anstellung an der Hofkirche. Bereits jetzt wurde dagegen intrigiert. Prinz

Andrea führte mit größtem Freimut Gelegenheiten herbei, wo er aussprechen konnte: „Theodor Baumert ist für uns viel zu gut. Ihr braucht euch daher gar nicht erst zu bemühen, ihn fortzubeißen. Ich selbst sage ihm jeden Tag, es sei für ihn höchste Zeit, aufzuhören, Fürstendiener zu sein. Das sage ich ihm, obgleich er der Freund eines Fürsten ist. Verstehen Sie wohl: sein Freund.“

Um so mehr wurden andre seine Feinde. Fast noch unbeliebter bei Hofe war die Gräfin von Trebra. In dieser Dame steckte ein unleidlicher Hochmut! Sie hatte wahr und wahrhaftig abgelehnt, die junge Großfürstin nach Moskau zu begleiten. Wie kam sie eigentlich dazu, daß mit ihr solche Ausnahmen gemacht werden sollten?

Der Prinz sprach Ingrid bei Tafel niemals an. Aber er schien nur zu ihr, nur für sie zu sprechen. Ingrid begriff nicht, wie sie zu diesem Gedanken kam, ärgerte sich über sich selbst, wies die Vorstellung weit von sich, hatte jedoch immer wieder den Eindruck: „Das sagt er nicht den andern, sondern dir; dir allein!“ Sie konnte nicht verhindern, sich zu freuen, wenn er etwas Gescheites oder edel Empfundenes sagte; wenn sie seiner Meinung sein konnte. Sehr häufig widersprach sie ihm im stillen und stets mit einer an Leidenschaftlichkeit grenzenden Heftigkeit. Entdeckte sie es, so wurde aus ihrem Ärger über sich selbst heller Born.

Wie kam sie dazu, sich so viel mit diesem Fürstensohn zu beschäftigen? . . . Doch nur, weil er der Freund ihres Freundes war.

Inzwischen hatte der Ibsenzug mit der Gastin vom Hoftheater in Weimar begonnen und war für die kleine Residenz ein theatrales Ereignis geworden. Mehr als das: eine „Sensation“. Ursache davon war jedoch nicht der große Menschenschöpfer aus dem Norden, sondern die Dame aus der Musenstadt an der Elm. Von Ibsen verstand das Publikum auch hier nicht viel. Es blickte erschreckt zu dem Giganten empor, dessen geheimnisvolle Gestalt für die Leute etwas von dem Tempelbilde zu Sais besaß. Nur

daß sie nicht die mindeste Neigung fühlten, das dunkel verhüllte Bildnis zu entschleiern. Wozu auch? Wenn es ihnen auch keinesfalls die Vernunft kosten würde, so konnte doch die Erkenntnis des Wesens aller jener merkwürdigen Menschen auf der Bühne eine Empfindung von Unbehagen in ihnen auslösen. Also viel angenehmer, sie verstanden nur wenig davon.

Aber die Darstellerin dieser unverständlichen Ibsenfrauen. —

Allein wie sie sich kleidete, war im höchsten Grade seltsam und interessant. Wie konnte man sich eigentlich als Rebekka oder Nora oder Ellida so besonders anziehen? Es waren schließlich bürgerliche Frauen. Nur Hedda Gabler war mehr „Dame“. Und diese Schauspielerin mußte schon in ihrer Kleidung das Fremdartige und Unbegreifliche solcher Frauenwesen in frappanter Weise auszudrücken. Dazu ihr weißes Gesicht, ihre lichten Augen, ihr rabenschwarzes Haar — das Publikum sah mehr, als es hörte.

Sie sollte eine „Geschichte“ haben. Welche Künstlerin der Bühne hatte keine Geschichte? Dieses junge, seltsam schöne Geschöpf mußte eine ganz besonders interessante Geschichte haben: in der Vergangenheit und in der Gegenwart.

Prinz Andrea. —

Das Publikum mußte also, weshalb die Frau Herzogin nicht erschien. Aber der Herzog? Seinen modernen Anschauungen sah dergleichen ähnlich. Eigentlich hätte das Publikum sich auf die Seite der Herzogin stellen und die interessante Dame ablehnen müssen. Es hätte jedoch den Anschein haben können, als ließe es Ibsen durchfallen; und das wäre ein Zeichen höchster Unbildung gewesen. Denn in Berlin galt Ibsen für eine Art von Messias des modernen Schauspiels; auch in Weimar verstand man den Unverständlichen. Also applaudierte das Publikum lebhaft.

Es applaudierte Ibsen und es applaudierte der Gastin: ihren Toiletten; ihrem weißen Gesicht und dunklem Haar;

ihrer leidenschaftlichen Darstellung, darüber auch dieses Publikum Bühne und Scheinwelt mitunter vergaß.

Von Berlin kam der Leiter eines Theaters, welches den Namen „Ibsentheater“ verdient hätte. Der seltene Mann war der Prophet des Messias. Mit dem Fanatismus des Glaubens verkündete er seines Meisters Werke als Evangelium einer neuen Kunst.

Der Ibsenapostel sah Jakobe spielen und engagierte sie für sein berühmtes Theater.

Eine Zukunft voller Ehren und Glanz tat sich für die Tochter der Wellerin auf.

Es entstand das Gerücht: Auch Prinz Andrea würde nach Berlin gehen! Im Schlosse sollten heftige Auftritte stattgefunden haben und der bürgerliche Begleiter des Prinzen seines Amtes enthoben worden sein.

Durch ihn hatte der Prinz die gefährliche Dame kennen gelernt.

## Dreizehntes Kapitel

In der nächsten Woche sollte die Vermählung der Prinzessin Clementine mit dem Großfürsten stattfinden. Bereits wurden Ehrenpforten errichtet, die Ausschmückungen der Straßen, die das Brautpaar passierte, vorbereitet, Festzüge, Festkonzerte, Festvorstellungen geprobt.

Oberhofmarschall und andre hohe Beamte der Hofhaltung hatten schlaflose Nächte wegen der Empfänge, der Rangordnung, Unterbringung kaiserlicher, königlicher und fürstlicher Gäste, wegen Zusammenstellung der Menüs und Toilettenbestimmungen.

Für die Prinzessin-Braut ereignete sich etwas Unangenehmes: ihre langjährige Kammerfrau war mit einem Hofstall verheiratet und hatte ihr erstes Kind. Dieses erkrankte

an einer schweren Diphtheritis. Also wurden die Eheleute dienstunfähig und mußten — sie wohnten im Palais — von den übrigen Schloßbewohnern getrennt werden. So kurz vor der Hochzeit empfand die Prinzessin das plötzliche Ausschneiden der getreuen Dienerin, die gerade jetzt eine überaus wichtige Persönlichkeit war, sehr schwer. Die Herzogin überließ der Tochter zwar ihre eigene zweite Kammerfrau, und Ingrid erbot sich zur Aushilfe; immerhin kam des Kindes gefährliche Erkrankung in dem erdenklich ungünstigsten Moment.

In einer Dämmerstunde unternahm die Prinzessin in Begleitung ihres Hoffräuleins einen Gang durch den Schloßgarten. Es war ein weicher, melancholischer Herbstabend. Das Laub sank lautlos als ein Regen von Purpur und Gold aus den Wipfeln und von den Zweigen. Das große feierliche Schweigen in der ihren Tod erwartenden Natur machte die beiden jungen Mädchen nachdenklich und stumm.

Nach langem Umhertwandern setzten sie sich auf eine Bank inmitten eines Boskett's hoher Blattpflanzen. Nach einer Weile hörten sie Schritte und Stimmen.

Zwei Kavaliere, die im Schlosse wohnten, kamen daher. Sie konnten die Damen nicht sehen, sprachen lebhaft und laut. Der eine sagte: „Der Großfürst soll längst bitter bereuen. Das war allerdings vorauszusehen. Mich wundert nur, daß er die Verlobung nicht gelöst hat. Ein schicklicher Vorwand wäre schließlich zu finden gewesen.“

Ingrid wollte aufstehen, wollte sprechen. Eine gebieterische Gebärde der Prinzessin hielt sie zurück. Diese raunte ihr zu: „Laß mich hören! Laß mich wissen!“

Ingrid mußte gehorchen.

Jetzt sprach der zweite: „Erfuhren Sie durch Ihren Gewährsmann auch, wie der Großfürst überhaupt zu dieser unsinnigen Verlobung kam?“

„Mein Moskauer Freund behauptet, dem Großfürsten hätte imponiert, daß die Prinzessin bei dem ersten Diner unter seinen Augen ihren Hermelin fallen ließ und vor ihm

ihre Schulter entblökte: solche Handlungsweise zeugt von einer großen Seele, und er befand sich gerade in der Stimmung, eine große Seele zu suchen."

"Es war eben eine Stimmung."

"Die er jetzt teuer bezahlen muß."

"Ich denke mir, er wird sich zu trösten wissen. Und das bei Frauen, die andre Vorzüge besitzen, als große Seelen zu haben."

"Schade, daß die schöne Gräfin die arme Großfürstin nicht begleitet."

"Schade für die Großfürstin oder für Seine kaiserliche Hoheit?"

"Sie soll auf den hohen Herrn starken Eindruck gemacht haben."

Die beiden lachten. Von allem Erniedrigenden und Furchtbaren war dieses Lachen der Kavaliere das Erniedrigendste und Furchtbarste; und das für beide Frauen.

Endlich gingen sie vorüber. . . .

Die Frauen regten sich nicht. Ihnen war zumute, als würden ihnen die Glieder nicht gehorchen, wenn sie versuchten, aufzustehen und eine Bewegung zu tun. Also verharrten sie bewegungslos, sprachlos.

Dann aber dachte Ingrid nicht mehr an den ihr zugefügten Schimpf, sondern nur noch an die junge, liebende, gläubige Seele, deren Liebe und Glauben vernichtet war: „Was wird sie beginnen? Wie kann ich ihr beistehen in ihrer Not? Ich vermag nichts, nichts! . . . Und sie? Sie wird ihre Zuflucht zu ihrem Vater nehmen, und der Herzog wird auch diesmal versagen. . . . Ihr Bruder! Ich muß mit ihrem Bruder reden; ihr Bruder muß helfen. . . . Aber ihr Stolz bleibt gebrochen; ihr Glück bleibt vernichtet. Es gibt keine Hilfe für sie.“

Die Prinzessin stand auf. Sie konnte sprechen: „Wir wollen ins Haus gehen.“

Ingrid stammelte: „Liebe, Liebe! Wie stark du bist! Ich bewundere dich, blide zu dir empor.“

Die Prinzessin antwortete: „Ich werde nicht zu meinem Vater gehen; du wirst nicht mit meinem Bruder sprechen.“

„Woher weißt du . . .?“

„Ich weiß. Und ich weiß, daß ich etwas andres finden muß.“

„Was? Was?“

„Ja, was? Ich muß es finden. Ich muß es sehr bald finden. Heute noch.“

„Du bist so unnatürlich ruhig!“

„Findest du? Ich finde, alles ist so natürlich. Auch, daß alles so kam. Wie hätte er mich lieben können? Mich? Denke doch: mich. Ich imponierte ihm. Hörtest du? Weil ich ihm meine Mißgestalt zeigte. Aber dann. Ich meine, als er zur Erkenntnis kam. Er hätte schließlich einen schicklichen Vorwand finden können, die unsinnige Verlobung mit der Mißgestalteten zu lösen. Du hörtest ja doch? Er tat es nicht. Ist das nicht edel, bewundernswert, herrlich? Er ist ein edler Mensch, ein herrlicher Mann. Aus Mitleid. . . . Verstehst du, was das heißt? Aus Mitleid löste er die Verlobung nicht! Er würde das Opfer dieser Heirat sein, was sonst gewöhnlich wir Frauen sind. O, Lieber, Lieber, du Lieber! Du mußt wissen, daß ich ihn immer noch liebe: unsäglich, unsinnig. . . . Eine unsinnige Verlobung. Sagte der Herr nicht so? Du verstehst, daß ich ihn von diesem Wahnsinn erlösen muß — ihn von mir erlösen muß. Nur weiß ich noch nicht, wie, wie, wie? Keine Frau darf vom Manne Mitleid dulden; keine stolze Frau. Sie braucht durchaus keine Prinzessin zu sein; kann eine Proletarierin sein. . . . Mitleid! Wenn du wüßtest, was dieses Wort aus mir macht. Ich soll ja wohl eine große Seele haben? Er, den ich unsinnig liebe, entdeckte sie in mir. Also muß meine große Seele ihn von seinem Mitleid und mir selber befreien. . . . Sprich nicht zu mir. Kein Wort! Wir müssen ins Haus. Es ist höchste Zeit, uns umzukleiden. Inzwischen wird mir gewiß etwas einfallen. Ich meine — komm, komm!“

Sie ging Ingrid voraus. . . .

Die neue Kammerfrau half der Prinzessin bei der Toilette und wurde gefragt: „Wie geht es dem Kinde von Agnes?“

„Sehr schlecht, Hoheit.“

„Doch nicht hoffnungslos?“

„Hoheit, das Kind ist vor einer Stunde gestorben.“

„Oh!“

„Das Kind hat es gut.“

„Sie meinen: tot sein sei besser als leben?“

„Für viele gewiß. Wer weiß, was es alles hätte leiden müssen. Jetzt ist es gut aufgehoben. Aber die Mutter. Wegen der Ansteckung soll die Leiche fortgeschafft werden. Die Mutter ist jedoch wie unsinnig. Jetzt läßt man ihr das Kind, bis es Nacht wird, bis die Mutter einschlüft.“

„Arme Agnes. Aber das Kind ist wohl aufgehoben, sagten Sie. Es ist ein Mädchen, nicht wahr?“

„Jawohl, Hoheit. Solch süßes Geschöpf!“

„Wäre es nicht gestorben, sondern groß geworden, so hätte es gewiß einen jungen, braven Mann geliebt, würde es von solchem wiedergeliebt worden sein. Glücklich hätte es gemacht, glücklich wäre es gewesen.“

„Ach, Hoheit!“

„Sie meinen?“

„Das sind solche Sachen. Es gibt so viel Leiden. Und was das Lieben und Glücklichsein betrifft — welche Frau wird geliebt, welche Frau ist glücklich? Wir müssen es auch tragen.“

„Müssen wir?“

„Freilich, Hoheit. Aber das sind traurige Sachen, von denen Hoheit nichts wissen: geliebt, wie Hoheit werden; glücklich, wie Hoheit sind.“

„Ja, gute Frau Wiesner: geliebt und glücklich — geliebt und glücklich — geliebt und glücklich.“

Sie sagte es leise vor sich hin, als spräche sie zu sich selbst; und sie sagte es mit einem seltsamen Lächeln. Dann war



die Toilette beendet; und die Prinzessin begab sich in den „Rubensaal“. Hier versammelten sich die höchsten Herrschaften, ehe der Hoffourier das Diner ansagte und die Fürstlichkeiten unter Führung des Oberhofmarschalls in die Galerie eintraten, wo Gäste und Gefolge warteten und eine kurze Ansprache stattfand.

Während Herzogin und Herzog die Geladenen begrüßten, trat Prinzessin Klementine zu den beiden jungen Kammerherren, die im Schloßgarten die intime Unterhaltung geführt hatten und sich jetzt tief vor der Braut Seiner Kaiserlichen Hoheit verneigten. Ingrid erschrak. Wie eigentümlich die Prinzessin lächelte! Weshalb sprach sie die Kavaliere an? Was würde sie mit jenem seltsamen Lächeln ihnen sagen?

Sie wartete pochenden Herzens, hörte die Prinzessin sprechen, atmete auf.

Die Prinzessin rebete von gleichgültigen Dingen. Sie war in ihrer Anrede von solcher feinen Liebenswürdigkeit, wußte so anmutig über irgend etwas Alltägliches, Banales zu plaudern, daß die jungen Herren von der Grazie der Unschönen geradezu betroffen waren, im hohen Grade entzückt über die unerwartete Auszeichnung, die ihnen vor dem ganzen Hof zuteil ward. Beide verstanden plötzlich, wie der Großfürst zu der Entdeckung dieser „Frauensseele“ gekommen war.

Übrigens trotzdem —

Bei Tafel fiel allen die Heiterkeit der Prinzessin auf. Weshalb hätte sie übrigens nicht heiter sein sollen? Eine Woche vor ihrer Vermählung mit dem glänzenden Manne, von dem sie sich geliebt glaubte! Heiter war sie seit ihrer Verlobung stets gewesen. Eigentlich unbegreiflich heiter, wenn man bedachte, daß — Aber heute war es eine besondere Art von Freudigkeit: so recht aus dem innersten Wesen heraus. Nur ihr eigentümliches Lächeln. . . . Außer der Gräfin von Trebra bemerkte es jedoch von allen niemand; der Hofdame schnitt die Heiterkeit ihrer Herrin ins Herz.

Da bei Tafel irgend eine intime Angelegenheit niemals

auch nur berührt wurde, so erwähnte man auch nicht das nahe große Ereignis, das die Gemüter aller beschäftigte. Einer der jungen Kammerherren berichtete beiläufig: Aus Moskau habe ihm ein Freund geschrieben, mit welchem Eifer der Großfürst einen Flügel des Palais für seine hohe Gemahlin neu einrichten lasse und daß er sich um das Geringste persönlich bekümmere.

Die Frau Herzogin ignorierte die Bemerkung; aber Prinzess Clementine hatte dafür einen dankbaren Blick, ein gültiges Wort.

Der junge Herr dachte: „Du Arme! Wenn du wüßtest — Zum Glück ahnst du nichts. Aber — du kannst wirklich recht nett sein!“

Nach der Tafel hielten die höchsten Herrschaften Cercle.

Als Prinz Andrea zu Ingrid trat, sagte sie halblaut: „Ich habe eine Bitte an Hoheit.“

Der Prinz war überrascht, schien erfreut. Er fragte: „Was erlauben Sie mir, für Sie zu tun?“

„Mich anzuhören. Ich übertrete damit ein Verbot. Es muß jedoch sein.“

„Wenn Sie das sagen, so muß es gewiß sein. Sie können immer nur das Richtige tun; immer nur das Gute. . . Wann darf ich Ihnen morgen meinen Besuch machen?“

Ingrid wollte erwidern: sie bäte noch heute abend! Aber die Prinzessin trat plötzlich zu den beiden und verwickelte ihren Bruder sofort in ein lebhaftes Gespräch. Gleich darauf zog sich der Hof zurück. . .

Ingrid mußte den Prinzen noch heute sprechen! Er allein konnte helfen, und seine Hilfe würde Rettung sein: Rettung vor dieser Heirat. Was folgte darnach? Wenn die Unvermählte die Kraft nicht besaß, das „darnach“ zu ertragen? Und — sie würde diese Kraft nicht besitzen, zu Tode getroffen, wie sie war. Immerhin mußte es versucht werden.

So hat denn Ingrid ihren guten Freund Theodor, dem Prinzen zu sagen: sie erwarte seinen Besuch noch diesen Abend.

„Diesen Abend ist der Prinz bei dem Staatsminister.“

„Also, wenn er von dem Minister zurückkommt.“

„Ich sehe ihn heute nicht mehr.“

„Du mußt ihn sehen, mußt ihm meinen Auftrag bestellen.“

„Was hast du so Wichtiges mit dem Prinzen?“

„Frage nicht; vertraue mir!“

„Das weißt du. . . . Es kann Mitternacht werden, ehe der Prinz zurückkommt.“

„So erwarte ich ihn nach Mitternacht.“

„Ingrid!“

„Du kannst den Prinzen zu mir führen.“

„Du mißverstehst mich.“

„Mein guter Freund, nein. Aber komme auch du zu mir. Wir werden auch deiner bedürfen.“

„Ich frage nicht und komme.“

Als Ingrid etwas später zur Prinzessin wollte, meldete ihr die neue Kammerfrau: „Hoheit lassen gnädige Gräfin sagen: Hochdieselben bedürften Ihrer heute abend nicht mehr. Hoheit sind müde, haben sich für den Tee bei den höchsten Herrschaften entschuldigen lassen und sich in ihr Schreibzimmer begeben.“

„Prinzeß befindet sich doch nicht unwohl?“

„Durchaus nicht. Im Gegenteil. Hoheit haben zu schreiben.“

„Jedenfalls frage ich noch einmal nach.“

„Soll ich Hoheit das ausrichten?“

„Nein. . . . Sie bleiben doch hier?“

„Hoheit befehlen: ich sollte einstweilen auf mein Zimmer gehen. Wenn Hoheit mich für das Auskleiden brauchen, werden Hochdieselben läuten. Gnädige Gräfin können wirklich unbesorgt sein: Hoheit befinden sich außerordentlich wohl.“

„Gute Nacht also.“

Sie nahm sich jedoch vor, nach einiger Zeit wiederzukommen und dann zu bitten, noch etwas bleiben zu dürfen.



Als die Prinzess die Kammerfrau fortgeschickt hatte, wartete sie eine Weile. Dann verließ sie ihre Wohnräume. Die Lakaien, denen sie begegnete, glaubten sie auf dem Wege nach den Gemächern der Herzogin. Sie aber suchte jenen Teil des Schlosses auf, den die verheiratete Dienerschaft bewohnte. Hier war sie niemals gewesen. Sie suchte nach jemandem, der ihr Bescheid sagen konnte, schritt suchend weiter, hörte hinter einer Thür weinen und schluchzen.

Hierher hatte sie gewollt; und es war gut, daß sie niemand zu fragen gebraucht hatte.

Sie trat ein.

„Agnes! Arme Agnes! Arme Mutter!“

„Hoheit! Hoheit kommen zu mir? Wie gütig Hoheit sind! Mein Kind! Mein süßes, liebes Kind! Noch vor drei Tagen gesund. So lustig, so zärtlich! Noch vor drei Tagen! Und jetzt. — Sehen Hoheit, wie es daliegt: still und starr! Nie wieder soll ich sein helles Stimmchen hören; nie wieder kann es nach mir seine Armechen ausstrecken! Nie wieder, nie wieder!“

Und die Mutter weinte, weinte —

„Litt das Kind sehr?“

„Sehr, sehr. Es ist eine schreckliche Krankheit.“

„Du bist ganz allein bei deinem toten Kinde?“

„Mein Mann ging soeben erst fort. Sie wollen mit mein Kind heute noch fortnehmen: ins Leichenhaus, zu andern Toten. Mein Mann will noch einmal versuchen, daß sie mir mein Kind lassen.“

„Gibt es denn keine Mittel gegen diese Krankheit?“

„O doch. Sie gaben meinem Kinde ein Mittel, welches oft hilft. Meinem Kinde half es nicht. Andre Kinder werden dadurch gerettet — mein süßes Kind starb.“

„Also es gibt ein Mittel. . . . Aber es hilft nicht immer. Wenn die Krankheit sehr schwer, sehr schrecklich ist, hilft es nicht. . . . Ob man wohl machen kann, daß das Mittel nicht hilft?“

„Ach Hoheit —“

„Gute Agnes; arme Agnes!“

Die Mutter klagte: „Nicht einmal küssen darf ich mein liebes Kind.“

„Ach, Agnes! Nicht einmal küssen? Weshalb wehren sie dir das?“

„Ich mußte es meinem Mann geloben; sonst hätte er mir das Kind keine Stunde gelassen. Mein Mann liebt mich sehr.“

„Wie schön das ist; wie glücklich du bist. Verzeih. Ich meine, wie glücklich du sein könntest.“

„Mit meinem Kinde ist alles Glück tot für mich.“

„Du wirst ja doch geliebt; du liebst ja doch. Denke doch nur: geliebt wirst du!“

„Wenn ich mein Kind nur ein einziges Mal küssen könnte. Nur seine Händlein! Seine armen kleinen Händlein, die es nie mehr rühren kann. Aber sie sagen: es könnte auch mein Tod sein.“

„Wenn du dein Kind küßtest?“

„Und ich darf nicht auch krank werden; darf nicht auch sterben! Aus Liebe zu meinem Mann darf ich nicht. Sonst — o sonst! . . . Was tun, Hoheit? Um Himmels willen, Hoheit! Hinweg von dem Kinde! Hinweg! . . . Gott, was haben Hoheit getan?“

„Ich habe dein Kind geküßt.“

„Auf den Mund haben es Hoheit geküßt! Wieder und wieder und wieder!“

„Du wirst es keinem sagen: keinem. Auch nicht deinem Manne. Du mußt es mir bei deinem toten Kinde geloben.“

„Hoheit, Hoheit!“

„Gelobe mir's.“

„Bei meinem toten Kinde —“

„Es soll an mir einen großen Liebesdienst tun. Bete mit mir, daß es diesen an mir tut. Denn sonst — Agnes, gute Agnes! Liebe deinen Mann, lasse dich von ihm lieben, sei glücklich.“

Sie ging. Auch jetzt begegnete ihr niemand auf dem

Wege, der — darum wollte sie beten — ihr Todesweg werden sollte. . . .

Als Ingrid in ihrer Angst noch einmal kam, fand sie ihre Herrin noch auf und an ihrem Schreibtisch.

Die Prinzessin war womöglich von noch größerer Ruhe und Heiterkeit. Auch war jenes seltsame Lächeln einem natürlichen Ausdruck stiller Freude gewichen. Sie sagte: „Ich schreibe an den Großfürsten. Es wird der letzte Brief sein, den er von mir empfängt. Ich muß schon nach Berlin adressieren. Ich wollte meinem Bräutigam noch einmal sagen, wie ich ihn liebe, wie ich ihm danke, wie glücklich ich sein werde. . . . Sage mir auch jetzt nichts! Er hat einmal für einen kurzen Augenblick meine Seele geliebt und soll hören, daß er der Glanz meines Lebens gewesen. . . . Gute Nacht, Liebe, du Liebe! . . . Nein, küsse mich nicht.“



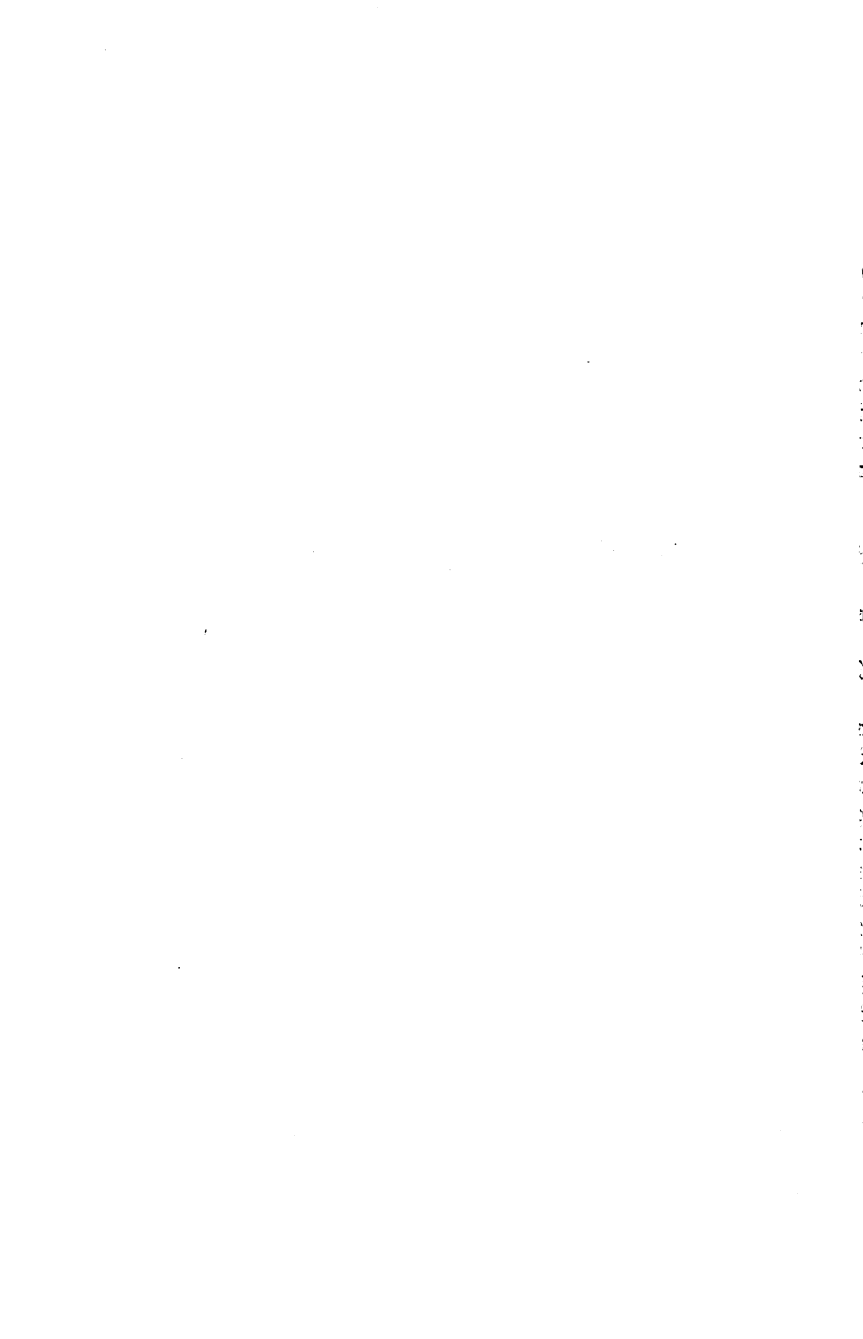
Gerade als Prinz Andrea am nächsten Tage von seinen Eltern die Auflösung der Verlobung seiner Schwester mit dem Großfürsten fordern wollte: eine Woche vor der Vermählung, machte ihm Theodor verflörten Gesichts die Mitteilung: „Die Prinzessin ist über Nacht schwer erkrankt. Aber gewiß ist noch Hoffnung.“

Es durfte jedoch keine Hoffnung sein!

„Denn sonst —“

Dritter Teil

**Buch des Vollbringens**





## Erstes Kapitel

Als hinter Theodor die Tür sich schloß, stand er wie in Betäubung. Ihm war zumute, wie wenn er einen Schlag empfangen habe, der sein innerstes Leben traf: Wegen „unsittlichen Lebenswandels“ ward ihm, dem jungen Hilfsprediger, von seiner obersten Behörde nahegelegt, um seine Entlassung einzukommen. Vielmehr: gefordert ward es von ihm; widrigenfalls man ihn seiner Stellung enthob — mit Schanden. . . .

Pastor Emanuel Baumerts Sohn mit Schanden!

Wie hatte das geschehen können? . . . Und wegen „unsittlichen Lebenswandels“!

Er hätte sich verteidigen, sich rechtfertigen können; hätte erklären können —

Was erklären? Daß sein Lebenswandel sittenrein sei? Das erst erklären!

Kein Wort hatte er auf die ungeheuerliche Beschuldigung erwidert; aufrecht war er vor dem Herrn gestanden; hatte ihm aus klaren Augen fest ins Gesicht gesehen; hatte bis zum letzten Augenblick seine freie Haltung bewahrt; hatte gelassen erwidert: Er würde um seine Entlassung als Hilfsprediger der . . . Kirche — sie lag im Südwesten Berlins — einkommen! Sofort! Nicht nur das. Er würde sofort seinen Austritt aus dem geistlichen Berufe überhaupt melden. Nachdem ihm darin derartiges angetan ward: eine solche Beschimpfung! Bis hieher und nicht weiter. Nicht um einen Schritt! Er war zu Ende. Er konnte seinem Vater nicht helfen; Pastor Emanuel würde an seinem Sohne verzweifeln, aber sein Sohn konnte nicht anders.

Es kam wieder Leben in ihn. Mit schweren Schritten stieg er die Treppe hinunter, ging durch den Flur, verließ das Haus.

Nun stand er draußen in der herblich nächtlichen Straße, inmitten der tosenden Fluten der Großstadt.

Was nun?

Seinen Weg fortsetzen; unterwegs zur Besinnung kommen. Das übrige würde sich finden.

Was hatte der Herr zu ihm gesagt: „Uns wurde verschiedentlich angezeigt, Sie lebten in sträflicher Gemeinschaft mit einem jungen Mädchen. Sie, ein evangelischer Geistlicher! Die Gemeinde nimmt Anstoß an Ihrem Lebenswandel. Es gingen uns deswegen Klagen aus Ihrer Gemeinde zu.“

Die Gemeinde hatte Theodor Baumert bei seiner Behörde angezeigt. Denunziert hatte man ihn: verleumdet! Und er hatte versucht, hatte mit ehrlichem Willen, mit seinen besten Kräften versucht, seiner Gemeinde ein guter „Seelenhirte“ zu sein — so lautete ja wohl das schöne Wort? Freilich ein Seelenhirte nicht in dem gewöhnlichen, lediglich kirchlichen Sinne des Wortes, aber doch in einem besten, einem höchsten Sinne. Und dann war aus seiner Gemeinde eine derartige Anklage gegen ihn erhoben worden.

„Wer ist das Mädchen, welches Ihren Lebenswandel teilt?“ war er gefragt worden. Er hatte nicht geantwortet; hatte dem Herrn nur fest in die Augen gesehen.

„Sie geben also zu, daß —“

„Ich wiederhole, daß ich um meine sofortige Entlassung, um meine sofortige Enthebung aus meinem Amte einkommen werde. Ich bin nicht länger Geistlicher.“

Er erinnerte sich nicht mehr, was ihm gesagt wurde. Wahrscheinlich redete man ihm ins Gewissen. Vielleicht scharf, vielleicht milde. Ganz gleich, was ihm außerdem gesagt ward — nach diesem Einen, Ungeheuerlichen. An Theodors Ohr rauschten die Worte vorüber und ließen in ihm nicht einmal einen Schall zurück.

Er ging weiter; immer noch langsam, mit einer seltsamen Schwere in allen Gliedern.

Die Straßen füllte Gewimmel, so daß er häufig stehen

bleiben mußte, um die Menge der eilig vorwärts Drängenden vorüberzulassen. Keiner nahm Rücksicht auf den andern. In seiner augenblicklichen Stimmung erschien Theodor das Treiben der Großstadt wie ein Bild des Lebens selbst. In diesem Leben dachte jeder nur an sich: vorwärts, vorwärts, auf bestimmtem Wege, einem Ziele zu! Wer diesem Ziel sich entgegenstemmte, wurde beiseite gestoßen. So mußte es sein. Es war der Trieb der Selbsterhaltung, war — eben das Leben. Und er selbst? War er selbst besser als die andern? Er, der nicht für sich, sondern für die andern leben wollte: für die Mühseligen und Beladenen, unter denen er während der letzten Jahre den Gott gesucht hatte: den lebendigen Gott, der in einer Kirche den Ausdruck seines Lebens gefunden haben sollte.

Er blieb stehen. Vor ihm fand ein Zusammenlauf statt. Der Verkehr stockte; Polizei erschien. Was war geschehen?

Ein Automobil hatte eine alte Frau überfahren. Jrgend eine Proletarierin. Sie war tot.

Gewiß geschah es zum erstenmal, daß man sich um sie kümmerte: für fünf oder zehn Minuten. Dann wurde der Leichnam fortgebracht, und der Strom des Lebens flutete tosend weiter. So mußte es sein.

Die Überfahrzene hatte es schließlich besser gehabt, als es jene hatten, die unter das Rad des Schicksals gerieten, deren Seelen zermalmt wurden: langsam, langsam; qualvoll, qualvoll.

Das Menschenleben war ein hundertfach grausamerer Totschläger als eines dieser sauchenden, rasenden Ungetüme, die für Pessimisten als Symbol der Zeit gelten: zum eigenen Genuß über Leichname hinweg.

Allmählich kam Theodor wieder zum Bewußtsein seiner selbst: seine Umgebung brachte ihn dazu. So chaotisch und sinnvertwirrend das Straßentreiben war; so widerwärtig das Getöse — es war zugleich rastloses Streben, Lätigkeit; war Daseinsdrang, darin es keinen Stillstand gab, das Schlafheit und Ermüdung nicht duldete. Eine durch nichts zu

beugende, ungeheure Kraft lag in diesem brutalen Leben der Großstadt, dem nur Müßiggänger und Schwächlinge erlagen.

Und wie — schön war dieses nächtliche Berlin; wie unglaublich phantastisch, geradezu märchenhaft in der Überfülle malerischer Eindrücke und phänomenaler Lichteffekte, welche die wallenden Herbstnebel in allen Formen und Farben durchbrachen. Hoch in den Lüften erschienen die feurigen Reklamen, über den Straßendämmen schlang sich die Flammenschrift, schwebte in bunter Lohe über den Dächern. Es war Gewinnsucht; war Gier des Gewinns, Konkurrenz — war Erwerb, Tätigkeit, Arbeit.

Immer wieder und wieder dieses eine große Wort, von der Zeit selbst ausgegeben als Losungswort. In dem Kampf um das Dasein erschallte tausendfältig die Parole, und ihr Laut hatte Donnerhall.

Selbst in seiner heutigen schweren Stimmung genoß Theodor das Schauspiel der roten und blauen, der grünen und gelben Flammen. Er befand sich in der Friedrichstadt, ziemlich entfernt von seiner Wohnung, die in der Nähe seiner Kirche lag: im Süden, nahe dem „Kreuzberg“. Sollte er sich stehenden Fußes nach Hause begeben? Was sollte er zu Hause sagen? Was Ingrid sagen?

„Man jagt mich fort, weil man unsre gute Kameradschaft verdächtigt; weil man nicht glaubt, daß ein junger Mann und ein junges Mädchen beisammen sein können, ohne gleich Liebhaber und Geliebte zu werden; weil sie sofort an Dinge denken, die sie unsittlich schelten und denen sie den Namen des Niedrigen geben.“

Ingrid!

Seine gute Gefährtin, seine tapfere Genossin! Wie konnte er den auch ihr zugefügten Schimpf für sie mildern, wenn es ihm nicht gelingen sollte, ihr die Ursache der Katastrophe zu verschweigen.

Sie „lebten zusammen“. Das heißt: sie teilten eine Wohnung mit einer dritten Getreuen im Bunde. Das war

das Fräulein Olga von Schmettau, welches nach dem Tode der Mutter das Pensionat für „Töchter höherer Stände“ aufgegeben hatte und auf einem andern Erziehungsgebiete eine Kämpferin und Arbeiterin geworden war: nach eigenem Willen, aus eigener Kraft. Theodor hätte einer hohen Behörde nur zu sagen brauchen: „Da ist ja doch unsre Schwesterliche Freundin, das Fräulein von Schmettau, welches für unsre Sittlichkeit bürgen kann.“

Nicht ein Wort war seinem Munde entschlüpft, jedes Wort wäre ihm als Selbsterniedrigung erschienen. Unwiderwillig war er — war die Freundin beschmutzt, von dem Atem gemeiner Gesinnung berührt.

Um nicht so bald unter die Augen der beiden lieben Frauen treten zu müssen, machte er einen Umweg: durch die Leipziger Straße über den Potsdamer Platz, bis zur Brücke am Schöneberger Ufer, alsdann den Kanal hinunter. Hier war es nach dem Getöse beinahe still; nach all dem Glänzen und Blähen fast dunkel. Hier konnte er auch denken.

War es wirklich das Infame der Kränkung, das Schändliche der Verleumdung, was diesen gewaltigen Eindruck auf ihn machte? War es nichts Tieferes, Mächtigeres? Er rief sich selbst zu: „Frage dich; erkenne dich!“

Ingrid von Trebra, seine Kindheitsgefährtin, war seine „treue Genossin“, seine „starke Kameradin“ geworden — er fand immer wieder diesen Namen für sie. Miteinander hatten sie während der letzten Jahre gelebt und gestrebt, gerungen und gelitten, seitdem aus der Hofdame eine Lernende, aus der Gräfin das einfache Fräulein von Trebra geworden war und die Familie dieses Fräuleins von Trebra sich von der zukünftigen Lehrerin und „Volksbeglückerin“ nicht gerade losgesagt, aber doch gelöst hatte: Eltern und Geschwister; sämtliche gräfliche Tanten und Oheime, Basen und Vettern, von denen viele in Berlin wohnten, wo jetzt der Graf Trebra von Berg-Trebra im Reichstage saß — unter den Konservativen, den „Agrariern“.

Jugendfreundin — Genossin — Kameradin —

Nicht mehr als das? Nur Genossin und Freundin? Was hätte sie ihm „mehr“ sein sollen?

Als ob es immer sein mußte, daß zwei junge Menschen in solcher Lage Liebender und Geliebte wurden? Es war der nämliche Gedanke, der ihn noch vor einer Stunde mit Empörung erfüllt hatte, als er schweigend und stolz dem geistlichen Herrn gegenübergestanden war. Theodor Baumert hatte seine kindische Jugendliebe gehabt und sie schweigend und stolz zu Grabe getragen — wie das mit einer ersten, den Erdenhimmel erschließenden Liebe das Gewöhnliche ist. Und er hatte geglaubt — auch wie es so das Gewöhnliche ist —, daß er nach dieser ersten Liebe niemals eine zweite, eine „letzte“ Liebe würde empfinden können. Unmöglich! Der Mensch liebt nur ein einziges Mal. Und nun plötzlich — Wie konnte es nur geschehen, daß er plötzlich etwas fühlte; etwas, wofür er den Ausdruck nicht fand, das so machtvoll war, daß es ihn überwältigte?

Als heute eine rohe Hand in sein geheimstes Inneres griff, war es plötzlich über ihn gekommen: Empörung, Schmerz und jene dunkle Macht, die jetzt in ihm rang, Bewußtsein und Erkenntnis zu werden.

Die Niedrigkeit der Menschen hatte sein freundschaftliches Verhältnis zu Ingrid angegriffen und besleckt; sie wollte ihm die Gefährtin rauben; wollte eine Trennung der beiden Getreuen herbeiführen. Und er? Was geschah ihm? Was kam über ihn?

Er liebte sie!

War es möglich, daß ihm — ihm selbst unbewußt — die gute Freundin allmählich zur Heißgeliebten geworden war? Und er hatte es nicht gewußt, hatte erst durch andre wissen müssen: durch die menschliche Erbärmlichkeit, die auch das Reinste verleumdete. . . . Oder war immer Liebe gewesen, was er für Freundschaft hielt? Liebe bereits in erster Jugendzeit? Dann mußte er jener andern doch so starken Empfindung einen andern Namen geben: Leidenschaft, Begierde. Und wie hatte er darunter gelitten! Noch bis vor

kurzem, so oft er von Jafobes herrlichem Spiel, ihrem wachsenden Ruhm, ihrem eigentümlichen Wesen hörte, von ihren Erfolgen las — nicht nur als große Tragödin, sondern auch als schönes Weib. Sie war „Deutschlands Duse“ geworden; und — sonst noch anderes. Wie hatte er unter jenem „anderen“ gelitten!

Jetzt war es mit allem Leid um sie vorbei; jetzt war er frei von ihr; jetzt gehörte sein Leben in aller Zukunft nur einer Empfindung, nur einer Frau: „Dir, Ingrid! Oh, Ingrid!“

Fast hätte er den geliebten Namen laut ausgerufen, hinausgejubelt. Sein Herz jauchzte ihn! Er dachte nicht daran, ob er wiedergeliebt wurde; ob er jemals wiedergeliebt werden konnte! Dachte nicht an das Hoffnungslose seiner Liebe. Ihn durchdrang das Gefühl, daß er liebte, daß er die Liebe seines Lebens gefunden: die einzige, große, heilige. Er würde sie lebenslang als Geheimnis hüten müssen; nicht allein vor aller Welt, sondern auch vor der Geliebten selbst, die ihm die Freundin, die Gefährtin war und immer bleiben mußte. Der Schmerz seiner Entfagung hatte jedoch nichts mit der Wonne seiner Erkenntnis zu schaffen. Gefegnet sei der Tag, der ihm die erste tiefe Demütigung seines Lebens und zugleich seines Lebens edelstes Glück brachte. . . .

Unwillkürlich ging er rascher, als wollte er einem Ziele zueilen, das zu erreichen er nicht erwarten konnte. Er hob sein Haupt. Man wollte es ihm beugen; aber — sie sollten ihn jetzt nur sehen. Wie schön das Leben war, darin der Mensch so Großes erleben konnte! Wie schön der Kampf mit dem Leben! Er macht den Menschen stark und frei. Plötzlich fiel ihm ein: „Du denkst ja gar nicht mehr deines Vaters, und wie er es tragen wird. Macht Liebe denn selbstsüchtig? Du müßtest alles mit verstärkter Gewalt empfinden. Also auch deines Vaters schweres Leid um dich. . . . Du kannst ihm nicht helfen. Er muß sich von seinem Gott helfen lassen. Das wird er ja wohl auch.“

Bei der Belle Alliance-Brücke gelangte er wieder mitten

in das Getümmel und Getöse. Nie zuvor hatte er mit solcher Deutlichkeit empfunden, welche Kraft in diesem Treiben lag, ein ungestümes, unaufhaltbares, machtvollcs Vorwärtsdrängen der Menge: „Wir leben! Wir wollen leben! Wollen uns das Leben erobern, es bezwingen! Jeder auf seinem Gebiet, in seiner Art!“

Und bezwingen würden sie es, die Starke und Kampfesfreudigen. . . . Es war herrlich zu leben!

Unter der Menge befanden sich sicher viele Liebende. Der eine hatte eine Braut, der andre ein Weib oder eine Geliebte. Theodor sah den Männern ins Gesicht, ob aus ihren Augen ein heiliges Feuer leuchtete — wie es aus den seinen strahlen mußte. . . . Aus den meisten Blicken und Mienen sprach etwas andres, ganz andres. In dieser Gegend gab es Volk der Vorstädte, Bürger, Handwerker, Arbeiter. Von des Lebens Leid sprachen Blicke und Mienen der meisten; von der Mühsal des Lebens, der Sorge um das tägliche Brot. Doch auch Mühsal und Sorge lohnten ein Leben, das durch die Liebe des starken und reinen Mannes zu einem holden und reinen Weibe geweiht war.

Um der Befreiung von einer Bürde sich bewußt zu werden, trat Theodor an eine Sitzsaßsäule und las einen Theaterzettel.

„Wenn wir Toten erwachen“ wurde gespielt, mit der Jakobe als Irene . . .

Er las den Namen der Gefeierten und ließ sein Herz den andern Namen jauchzen: „Ingrid! Ingrid!“

## Zweites Kapitel

Die beiden Frauen erwarteten Theodor zum Abendbrot. Er blieb heute ungewöhnlich lange aus. Der Teetisch war gedeckt und mit den wenigen Gerichten: „kalte Küche“ bestellt. Das Fräulein von Schmettau war die sorgende Haus-



frau. Die „Gartenwohnung“ — sie lag auf dem Hof, und der Garten bestand aus einigen verkümmerten Fliederbüschen — hatte die Dame mit einem Teil ihres Weimarer Eigentums möbliert, so daß vertraute Gerätschaften Ingrid umgaben. Sie bewohnte ein Zimmer, das an den gemeinsamen Wohnraum stieß. Dann kam das Zimmer der Freundin, und ein Stockwerk höher besaß der Herr Hilfsprediger sein kleines Reich, mit einer weiten Aussicht auf Dächer und Schornsteine der Vorstadt. Eine alte Magd, deren Sprache für Ingrid und Theodor Heimatsklänge hatte, besorgte die Wirtschaft des Trios: Frau Bergers warmer Kartoffelsalat war mit Recht berühmt, und ihre Thüringer Specklöfe fanden in der Reichsstadt sicher nicht ihresgleichen.

Ingrid waren die Jahre harter Arbeit herrlich bekommen; und hart waren sie in Wahrheit gewesen. Sie hatte den Hofdienst umgehend nach dem Begräbnis der Prinzessin-Braut verlassen und war zunächst nach Weimar gegangen, um ihre Zukunft mit der Freundin zu beraten. Da sie von ihren Eltern finanziell unabhängig bleiben wollte — nur dann sprach sie sich ein Recht zu, frei über sich zu bestimmen — so mußte sie ihr Vorhaben ausführen, in Berlin Privatstunden zu geben. Während sie lehrend ihren Unterhalt verdiente, lernte sie für das Abiturium. Das hatte sie nun getan, und die Zukunft lag vor ihr. Eine Zukunft war's voller Arbeit und Mühe, also voll Segens und Glücks.

Ohne stehen zu bleiben, war sie ihren Weg gegangen, hatte nicht zurückgeblickt, hatte die Disteln und Dornen, durch die sie wandern mußte, statt der Blumen genommen, die Entbehrungen für Stationen, die zu Höhen hinführten. Der Gipfel war kein Gartenland, trug aber ein Siegeszeichen. Der Ausblick darauf, der ein Emporschauen war, ließ sie keine Müdigkeit spüren.

Unter diesem Streben nach einem hohen Ziele hatte sich ihre Schönheit voll entfaltet. Sie war zu einer wahren Frauenherrlichkeit geworden. Ihre selbstverfertigten Gewänder kleideten die hohe Gestalt in einer Weise, daß sie in dem

bescheidensten Anzuge stets die vornehme Dame war: das Edelfräulein. Ihr gutes Aussehen hatte ihr die Arbeit jedoch nicht erleichtert; im Gegenteil. Für den Beruf, dem sie sich widmete, wäre eine weniger aristokratische Erscheinung günstiger gewesen; was hatte solche Edelbame mit einer bürgerlichen Lebensstellung zu schaffen? Sie drängte sich in Reihen, in die sie nicht gehörte, nahm andern, die es nötiger hatten, das sauer erarbeitete Brot fort. Sie konnte ja doch Kuchen essen!

In Erwartung des Freundes plauderten die beiden Frauen, die gewohnt waren, eine in der anderen Seele zu lesen wie in einem aufgeschlagenen Buche. Ingrid sagte: „Morgen jährt sich wieder der Todestag meiner Prinzess. Mitunter ist sterben doch besser als leben; und das selbst für jemand, der unter einer Krone geboren ward.“

„Man flüstert sich zu, sie wollte sterben.“

„Sie gehörte zum Stamme Akras, welche sterben, wenn sie lieben.“

„Du allein weißt, daß sie sterben wollte.“

„Und noch ein Zweiter.“

„Ihr jüngster Bruder. Jene furchtbaren Tage brachten ihn dir nahe. . . Du wirst seltsam schweigsam, so oft die Rede auf Prinz Andrea kommt.“

„Was soll ich von ihm sagen? Er ist ein fürstlicher Mensch.“

Sie schwieg auch jetzt. Es war, als ob sie in dem Buche ihres Innern eine Seite vor dem scharfblickenden Auge der Freundin verschlossen hielt.

Das Fräulein von Schmettau nahm das Abendblatt und las daraus eine Notiz vor. Sie brachte die Nachricht, daß der Prinz in Ostafrika, wo er sich seit einem Jahre ohne jede Begleitung aufhielt, bedeutende Ländereien erworben habe und sich auf dem Rückweg nach Europa befinde.

Die Vorleserin bemerkte dazu: „Er ist nicht nur ein fürstlicher, sondern auch ein tüchtiger Mensch. In ihm steckt etwas von einem Pfadfinder, einem Kulturbringer. Er

wird in unsern Kolonien Pionierdienste tun: auch er ein Arbeiter!"

In Ingrid's Augen kam der Glanz einer tiefen Freude. Doch sagte sie nur: „Theodor wird stolz sein auf den Freund; denn zum Teil ist es sein Werk, daß er so wohl geriet. Freilich wird er ihn entbehren müssen; denn jene weiten, wilden Strecken bedürfen der Gegenwart des Herrn. Die Herzogin wird fassungslos sein. Allerdings lebt der Erbprinz, und der Erbprinz ist der Erbe aller von der Herzogin heilig gehaltenen Traditionen des Hofes.“

Nachdenklich bemerkte das Fräulein von Schmettau: „Es ist eine bekannte Sache, daß der Autor der unwahrscheinlichsten Romane das Leben ist. So auch in dieser seltsamen Geschichte. Ein junger Mensch fühlt eine leidenschaftliche Neigung zu einer Schauspielerin, die eine problematische Natur, eine ‚Ibsen-Gestalt‘, ist. Sie versagt sich ihm, weil er als Knabe ihren Stolz verletzte. Aber sie gibt sich schrankenlos dem Bruder, schlägt den Erben eines Thrones derartig in ihren Bann, daß es den Anschein hat, als wäre sie sein Schicksal — sein sehr unheilvolles.“

Ingrid, um das Gespräch von einem ihr peinlichen Thema abzulenken, vertiefte sich in Erinnerungen an die verstorbene Prinzess: „Sie befand sich bereits außer Gefahr. Hof und Land feierten ihre Rettung; der Großfürst sandte täglich seitenlange Depeschen; ein Berliner Gärtner mußte in seinem Namen jeden Morgen einen Korb Orchideen überreichen lassen. Die Vermählung wurde hinausgeschoben, aber der Bräutigam wollte schon jetzt kommen, um die aus Todeskrankheit Gerettete zu begrüßen. So war denn der Jubel allgemein.“

Die Freundin meinte: „Nur du freutest dich nicht.“

„Nein. Ich mußte es besser. . . Als die Ärzte ihr mitteilten, sie wäre außer Gefahr — ach, Liebe, ich ahnte bis dahin nicht, was ein verzweifelter Mensch sei. Die größte Vorsicht ward anempfohlen: ein Rückfall müsse tödlich sein. Der Rückfall trat ein.“

„Und du bist des Glaubens, sie hätte ihn gewaltfam herbeigeführt?“

„In der Nacht, als der Rückfall eintrat, muß sie aufgestanden sein. Sie muß ein Fenster geöffnet und sich der Nachtluft ausgesetzt haben.“

„Das glaubst du eben nur!“

„Das weiß ich so genau, als wäre ich dabei gewesen.“

„Und du hättest es nicht verhindern, hättest nicht wachen können?“

„Ich sagte dir, ich wußte bis dahin nicht, was Verzweiflung sei.“

„Also wolltest du sie nicht hindern, zu sterben?“

„Ich ging zu ihrem Bruder, sagte ihm: ‚Sie will sterben!‘ Wir mußten beide, daß wir sie nicht hindern konnten. Also ließen wir es geschehen. Es war eine furchtbare Stunde für uns. Nun müssen wir das graufige Geheimnis mit uns durch das Leben tragen.“

„Du und er zusammen!“

Und der Blick der Freundin ruhte mit dem Ausdruck stiller Sorge auf Ingrid's Gesicht. Es war sehr bleich geworden. . . .

Theodor kam. Seine Freundinnen merkten sogleich, daß ihm etwas zugestoßen sei. Es mußte etwas Gutes, etwas Großes sein. Solchen strahlenden Blick hatten sie an ihm seit langem nicht gesehen. Mit diesem Glanz in seinen Augen teilte er den beiden die bedeutame Neuigkeit mit: „Ich nehme meine Entlassung, mache mich frei; baue mir selbst das Leben nach eigenem Bedürfnis und Willen, schaffe mir neue Zwecke und Ziele. Wünscht mir Glück dazu. Kann ich kein Prediger sein, will ich doch ein Verkündiger bleiben. Auch meine Botschaft ist ein Evangelium: ‚Arbeiten, nicht verzweifeln!‘ Wie lebenswert, wie groß ist eine Zeit, in welcher solche Lehre in allen Zungen gepredigt wird. Sie ist nicht minder göttlich, wenn sie auch nur aus Menschenmund kommt.“

So fuhr er fort zu reden in heller Begeisterung, voll

kräftvollen Glaubens an eine Mission, die ihn unter das Volk führen sollte, wo er streben wollte, zu erreichen hoffte. Wie liebte er dieses Volk; wie sehnte er sich nach einer Gemeinschaft mit ihm. Er wußte schließlich so wenig vom Volk; wußte nur, daß es eines Verkündigers des neuen Evangeliums am meisten bedurfte: durch Arbeit zum Fortschritt, zur Entwicklung, zur Sittlichkeit. Durch Arbeit zur Gottheit. In dieser Botschaft war gewiß der lebendige Gott zu finden, den er mit solcher Leidenschaft, solcher Angst und Dual suchte.

Als die Frauen wissen wollten, wie das alles so unerwartet, so überwältigend rasch gekommen sei — wick Theodor einer unmittelbaren Antwort geschickt aus: „Es lag wohl seit langem in mir, schon seit vielen Jahren. Also hatte es Zeit zu reifen, aus dumpfer Dämmerung ans Licht zu dringen, aus Sehnsucht Entschluß und Tat zu werden. Dazu kamen heute starke Meinungsverschiedenheiten mit meiner Behörde. Genug, es ist so; und es ist gut, daß es so ist. Und damit bei dem Guten das Schöne nicht fehlt: wir drei werden fortan noch fester zusammenstehen, in einem noch mehr erstarkten Streben. Denn das wollen wir doch?“

Er brauchte nicht zu fragen. Aber nur Ingrid sah er dabei an: mit jenem an ihm noch nie gewährten Leuchten im Blick. Der ihre gab zur Antwort: „Das wollen wir!“

Eine Stille trat ein. Jedes von den dreien mochte das nämliche denken. Dann gab Theodor mit wenigen Worten diesem Gedanken Ausdruck: „Ich werde es selbst meinem Vater mitteilen.“

Sie blieben still und ernst.



Aber beständig hielt Theodor seinen leuchtenden Blick auf Ingrid gerichtet; und wenn er von der Zukunft sprach, schien er zu ihr allein zu reden, als ob sie fortan unzertrennlich zu seiner Zukunft gehörte. Noch an dem Morgen dieses

ereignisvollen Tages hatte keines von ihnen an etwas andres geglaubt als an eine dauernde, feste Zusammengehörigkeit in treuer Kameradschaft; was war inzwischen geschehen — so fragte Ingrid sich selbst —, daß ihr guter Freund sie mit solchen neuen Blicken betrachtete und zu ihr in einer Weise sprach wie noch nie?

Denn das große Ereignis des Tages gab ihr keine genügende Erklärung für Theodors plötzlich verwandeltes Wesen. Nun suchte sie danach.

Erst nach dem Abendbrot kamen die Frauen dazu, Theodor mit jener Zeitungsnotiz bekanntzumachen. Vielmehr, das Fräulein von Schmettau kam dazu. Sie, die alles beobachtete und sah, wunderte sich, daß nicht Ingrid dem Freunde die Nachricht mitteilte. Sofort wandte Theodor seine ganze Teilnahme dieser wichtigen Angelegenheit zu. Sein Prinz hatte sich „dort drüben“ angekauft, war afrikanischer Großgrundbesitzer geworden, war auf der Rückreise begriffen; gewiß, um bald wieder zurückzugehen? Denn: „In ihm liegt etwas, von dem wir alle nichts wissen. Es wird ihn von uns fortreiben, jenem dunklen Unbekannten zu. Wir werden ihn hingeben müssen und dürfen nicht einmal darum trauern; müssen uns darüber freuen, weil er so frei und stark seine eigenen Wege geht. Ich habe niemals so tief gefühlt, wie sehr ich ihn liebe.“

Er sprach darauf zum erstenmal von den schlimmen Gerüchten über die Beziehungen des Erbprinzen zu der Schauspielerin: „Es soll von seiten des Prinzen leidenschaftlichste Liebe sein. Alle Bemühungen seines Hofes, ihn von Jakobe loszureißen, erwiesen sich bisher als vergeblich. Man dachte sogar an ein Dazwischentreten des Kaisers, gelangte jedoch zu der Überzeugung, daß auch dieses große Mittel nicht helfen würde. Nun soll es mit einer Heirat versucht werden. Prinz Andrea schrieb mir, sein Bruder weigere sich auf das entschiedenste; und er verstehe ihn vollkommen.“

Ingrid sagte sehr ruhig: „Er wird die Stärke der Empfindung seines Bruders erkennen und sie respektieren. Wahre

Leidenschaft flößt stets Achtung ein. Auch in einem solchen Verhältnis. Was aber soll daraus werden? Der Herzog ist ein alter, seit dem Tode der Prinzessin gebrochener Mann. Man muß also darauf rechnen, daß des Herzogs Tod den Erbprinzen von seiner Leidenschaft frei macht — wie es ja wohl heißen wird. Diese Rechnung ist nicht nur häßlich, sie könnte sich auch als falsch erweisen."

Das Fräulein von Schmettau äußerte: „So muß man eben auf die Frau rechnen. Das muß man in solchem Falle stets. Diese Satobe ist von nicht unedler Art. Und wenn sie den Erbprinzen wirklich aufrichtig liebt —“

Ingrid ins Auge blickend, rief Theodor: „Sie liebt ihn! Und auch das glaube ich zuversichtlich: hätte sie nicht die Gewißheit, ihre Liebe beglücke den Erbprinzen; ja, sie sei sein bestes Leben, so hätte sie ihn längst von sich befreit. Sie wird ihn von sich befreien, sobald sie es an der Zeit findet. Es ist bekannt, daß sie von ihm nicht das mindeste annimmt. Nicht einmal Blumen darf er ihr bringen. Es gibt genug Leute, die darüber die Achseln zucken und spötteln. . . . Ich danke Ihnen, liebe Freundin, daß Sie meine einstmalige Almige für keine gemeine Geisterart halten.“

„Eine große Künstlerin, die Ihre Almige ist, muß auch in ihrer Seele Größe besitzen, besonders in dem, was jede Frau zur Größe bringen sollte: in der Liebe.“

Nun erzählte Ingrid, wem sie diesen Vormittag begegnet war: „Unserm Landsmann Ivo König. Stellt euch vor: der Sonnenmensch und Lebenskönig wohl frisiert in dem tadellosen Kostüm eines Dandy. Selbst das stand ihm gut. Von dem genialen Künstler ist in seinem Äußern nichts mehr zu merken, mußten doch sogar seine Siegfriedloden fallen. Also keine Spur mehr einer goldenen Bohème. Er hat ein Atelier in Berlin W, verkehrt in der ‚ersten Gesellschaft‘, eröffnet demnächst bei sich selbst eine Kollektivausstellung, dazu er uns einladet. Übrigens ist er noch immer ein Mensch, von dem ein Schein ausgeht; nur ist es nicht mehr Sonnenglanz. Die Erübung mag weniger von ihm,

als von dem Leben ausgehen; denn niemand genießt es wohl ungestraft — was ein Ivo König genießen nennt.

Erst spät trennten sich die drei Getreuen, von denen keiner Ruhe und Schlaf fand. Das Fräulein von Schmettau hatte an diesem Abend manches gesehen, was sie um die zwei Menschen, die sie liebte, besorgt machte; Theodor hielt die große Erkenntnis des Tages wach, und Ingrid —

Ingrid saß angekleidet auf ihrem Bettrand; dachte, dachte, dachte: „Was ist es mit ihm? Weshalb plötzlich diese neue Zukunft? Weshalb plötzlich dieser neue Blick? Denn niemals hat er mich so angesehen! Was ist ihm geschehen, daß er mit solchen Blicken mich ansah? Es war nicht eines Freundes, nicht eines Bruders Blick, sondern — Gott im Himmel! Wenn er — — Theodor, mein Jugendfreund; Theodor, lieber Bruder! Es wäre ein Unglück! . . . Ingrid! Ingrid! Weshalb ein Unglück? Bist du ihm nicht von ganzem Herzen gut? Stehst du nicht allein auf der Welt? Wäre es nicht das Natürliche? Er und du! Hand in Hand zusammen; Herz und Herz zusammen. . . Mein Gott, o mein Gott!“

Sie erschauerte, schlug beide Hände vor das Gesicht, verharrte lange Zeit regungslos.

Da hörte sie eine innere Stimme sagen: „Wir werden ihn hingeben müssen und dürfen nicht einmal um ihn trauern; müssen darüber uns freuen, weil er so frei und stark seinen eigenen Weg geht. Ich habe niemals so tief gefühlt, wie sehr ich ihn liebe.“

„Niemals! Niemals!“

Ingrid rief es aus; ließ die Hände von ihrem Gesicht sinken, saß mit dem Blick einer Visionärin, die eine ferne, geliebte Gestalt schaute.

Auch dieser freien und starken Seele brachte der heutige Tag eine große Erkenntnis.



## Drittes Kapitel

Aus den Aufzeichnungen Pastor Emanuels

... Ich wurde zu harten Prüfungen ausersehen und nehme sie auf mich als das Kreuz, welches jeder Christ in seinem Leben zu tragen hat. Daß sie mir von meinem lieben Sohn kommen, führt mich einem Golgatha zu.

Ich suche zu erkennen, wodurch ich sie verdiene, und finde die Erkenntnis nicht. Liebe des Vaters zu seinem einzigen Kinde kann keine Schuld sein. Auch Gott liebte seinen Sohn und sandte ihn auf die Welt zum Leiden und zum Kreuzestod. Freilich auch zur Erlösung der sündigen Menschheit und zur Auferstehung, auf daß er sitze zur Rechten des Vaters.

Zum Leiden gebar auch mein Weib meinen Sohn; nur daß sie selbst daran starb. Ich würde meinen Sohn einen Kreuzestod sterben lassen, wenn er dadurch — sich selbst erlöste, indem er durch seinen Tod zu seinem Gott gelangte.

Zu dem einzigen, wahrhaftigen, lebendigen —

Oder wenn ich selbst für ihn einen Kreuzestod sterben könnte. Ich würde den Tod nicht empfinden; denn meine Liebe zu meinem Sohn ist stärker als der Tod. Die Qualen der grausamen Nägel, Dornenkrone und Speerstich sollten mir willkommen sein, wenn durch sie mein Sohn seinen Gott fände, welcher der meine ist. Denn es gibt nur einen Gott! Und die Menschen wollen Gott in tausend Gestalten erkennen, ein jeder nach seinem eigenen, winzigen, menschlichen Ich.

Es gibt aber auch einen Kreuzestod, ohne an ein Holz geschlagen zu werden: einen Kreuzestod der Seele.

Diesen erdulde ich jetzt um meinen Sohn.

Herr erlöse ihn durch seines Vaters blutiges Seelenleiden um ihn.



Nun bin ich ein sehr alter Mann, besäße also ein Recht, auszuruhen vom Leben. Aber ich werde noch auf Erden weilen müssen; denn ich muß meinen Sohn noch auf dem rechten Wege sehen. Erst dann werde ich in Frieden in die Grube fahren können.

Das Kantors Ehepaar König ist noch betagter als ich. Dieses greise Ehepaar erlebt Freude an dem Sohn, der ihr liebstes Kind ist, könnte daher sein Leben recht wohl beschließen. Freilich wären seine Freuden über diesen Sohn nicht meine Freuden; dennoch beneide ich die Leute darum.

So weit kam es mit mir, daß ich diese durch einen mißrathenen Sohn beglückten Eltern beneide!

Wir sind Feinde geworden: die Kantorsleute und ich. Ich leide schwer darunter, kann es jedoch nicht ändern — kann meinen Überzeugungen nicht untreu werden. Es hieße, sich selbst untreu werden und einem langen Leben. Das würde die Vernichtung des Lebens bedeuten. Ich müßte enden in Verzweiflung.

Oft hörte ich: das Leben mache den Menschen milder und duldsamer — wie sie es nennen. Ich habe mein Lebenslang nach dieser Milde und Duldsamkeit gerungen; wie sehr, weiß nur ich und mein Gott. Wenigstens bildete ich mir ein, zu ringen. Es kann ein Irrtum gewesen sein; denn der Mensch irrt, solange er lebt. Heute nun muß ich erkennen, daß mich das Leben statt weicher und milder von Jahr zu Jahr strenger und härter machte. Nicht meine Schuld ist's. Ich verlor die Freundschaft der Kantorsleute; verlor die Liebe und das Vertrauen meiner lieben Gemeinde: eben um meiner Strenge und Härte willen — so nennen sie es. Das ist ein großer Schmerz. Und doch spüre ich ihn kaum über dem Schmerz um meinen Sohn.

Wie stolz war ich auf ihn. Es ist mein Stolz, dafür ich nun büßen muß. Wie männlich und stattlich wurde er doch! Die Menschen lieben ihn. Er wurde Begleiter und Freund eines Prinzen; wurde Prediger. Laut frohlockte ich. Sowohl zu Gott wie zu meinem toten Weibe: „Siehst du wohl,

Christiane, daß ich recht tat, deinem letzten Willen un-  
gehorfam zu sein: mein Sohn wurde Prediger!"

Und nun —

Ich muß mich besinnen, wie alles so furchtbar, so herz-  
zermalmend kam.

⊕ ⊕ ⊕

Schon als er in Jena studierte, begann die Prüfung für  
mich schwer und schwerer zu werden. Man sagte mir: „Ihr  
Sohn hört bei Ernst Hädel!“ Ein Theologe hört bei Ernst  
Hädel, diesem Gotteslästerer, Gottesleugner.

Mir verschwieg er diese Mißthat an seinem Glauben.  
Aus Schonung verschwieg er mir's. Das erkannte ich wohl.  
Darum schwieg auch ich. Aber ich dachte: „Die Gottes-  
leugnung jenes Mannes wird ihn zu Gott führen!“ Ich  
lebte der Überzeugung: „Unmöglich kann er Prediger werden,  
ohne zuvor zur Erkenntnis Gottes gelangt zu sein!“

Er wurde Prediger. Also glaubte ich an meinen Sohn.  
Nun aber sagte man mir: „Was wollen Sie, alter Mann?  
In unsrer Zeit wird mancher Geistlicher, der nicht zur Er-  
kenntnis Gottes gelangte. Unsrer Zeit bringt auch im Glauben  
die Aufklärung — wie sie's heißen. Und sie wird darin noch  
mehr bringen. Gewiß erleben Sie es noch. Auch Ihr Sohn  
wird ein Kind seiner Zeit sein. Das können Sie nicht  
hindern. Nicht mit aller Angst. Auch nicht mit aller Ihrer  
Liebe!“

So sprachen sie zu mir. Ich aber glaubte ihnen nicht;  
ich glaubte an meinen Sohn.

⊕ ⊕ ⊕

Inzwischen erlebte ich in andern schmerzlichen Dingen  
die Wirkung dieser neuen Zeit, von der ich nichts weiß —  
nichts wissen will.

Meine alten Freunde auf Berg-Trebra wurden in ihrem  
liebsten Kinde schwer geprüft. Diese heißgeliebte Tochter  
folgte den Lockungen der Zeit. Wie das möglich sein konnte?

Eine Gräfin von Trebra? Indem sie ihrem Stande entsagte, sagte sie sich los von den Ihren; indem sie ihren eigenen Lebensweg ging, entfernte sie sich von allem, was ihre Familie ist. Auch von dieser Abtrünnigen sagte man mir: „Was wollen Sie nur, Herr Pastor? Das ist unsre Jugend. So wenig als ihr Alten sie versteht, so wenig könnt ihr sie aufhalten, ihre eigenen Wege zu gehen. Das ist Fortschritt, Entwicklung! Fortschritt und Entwicklung sind nicht aufzuhalten: durch kein Herkommen. Auch nicht durch Elternliebe und Elternschmerz. Tausende und Abertausende von Eltern leiden, was Ihre guten Freunde dort oben um ihre Tochter leiden. Es ist das der große Konflikt unsres modernen Lebens, seine Tragik. Keine Trauerspiele sind von solcher Tiefe wie das Drama zwischen Eltern und Kindern. Es sind die Eltern, die daran zugrunde gehen — wenn sie nicht imstande sind, ihre Kinder zu verstehen und deren Weg mitzugehen. Das ist jetzt Pflicht der Eltern, ist ihre große Aufgabe für die Zukunft. Sie müssen sich ergeben. Hören Sie wohl, Herr Pastor: sie müssen! Ergeben auch Sie sich.“

So sprechen die Leute zu mir altem, einsamem Manne. Aber auch jetzt glaube ich ihnen nicht; auch jetzt schreit meine Seele auf zum Himmel und leugnet die Macht einer Zeit, die eine Allmacht sein soll, welche Kinder losreißt von ihren Eltern, Christen von ihrem Gott. . . .

Mit meinen alten Freunden durchlebe ich alle ihre Leiden um ihr verlorenes Kind. Dieses weiß nichts davon. Das wissen die Kinder niemals. Wenn sie es wüßten; wenn sie ihrer Eltern blutendes Herz sähen — Aber vielleicht auch dann nicht. Die Selbstsucht der Jugend, die der Jugend Lebensprinzip ist, läßt sie der Eltern Leid um sie nicht empfinden.

Ingrid von Trebras ehrwürdige Frau Großmutter starb an der Treulosigkeit ihrer Enkelin — obgleich sie dies nicht zugab. Um keinen Preis! Bis zum letzten Augenblick blieb sie sich selbst getreu. Ohne der Renegatin vergeben zu haben, ging sie aus dem Leben, eine Gestalt der alten Generation, gleich einem ehrwürdigen Sinnbild des aussterbenden Ge-



glauben. Denn, wie steht geschrieben? „Deine Rede sei ja, ja, nein, nein!“ Hört ihr das, die ihr Konzessionen und Kompromisse macht? Habt Ehrfurcht vor dem Wort!“

So antwortete ich ihnen; und sie fanden mich unduldsam. Schlimmer! Ungerecht soll ich sein. Dann aber lächelten sie leise und sagten: „Dein eigener Sohn macht Konzessionen und schließt Kompromisse; denn er ist ein Sohn seiner Zeit. Ist es auch in seinem Beruf. Dein Sohn ist ein liberaler, ein aufgeklärter Geistlicher. Wenn du die andern verdammt, so mußt du deinen eigenen Sohn zuerst verdammen. Sei also duldsam, Pastor! — Sei duldsam — duldsam!“

Ich erwiderte denen, die so zu mir sprachen: „So verdamme ich auch meinen eigenen Sohn!“

Und sie wichen alle von mir. . . .

Ich schlich in meine Kammer, fiel nieder, rang mit Gott, rang tagelang, nächtelang.

Gott ließ mich liegen und ringen; Gott hörte mich nicht.

Auch mein Gott hat mich verlassen.

⊕

⊕

⊕

Die Wellerin bereitet der Gemeinde noch immer Argernis. Das ist nicht wahr! Nicht die Gemeinde, wohl aber ich nehme Anstoß an ihr. Die Gemeinde hegt sogar Achtung vor dem Weibe; denn sie hört, daß die Tochter derselben eine berühmte Schauspielerin sei. Darunter können meine Bauern sich nun zwar nicht viel denken, aber sie hören von dem schrecklich vielen Geld, welches die Jakobe durch ihr Schauspielern erwirbt. Es ist das viele Geld, ist das goldene Kalb, um das die Leute tanzen, und um das sie tanzen werden, solange die Welt steht. Die Leute hier wissen auch, daß die Jakobe die Geliebte des Erbprinzen, des Bruders des Prinzen Andrea, ist. Das macht ihnen jedoch nichts. Sie können Zucht von Unzucht nicht unterscheiden; und die Mutter ist stolz auf ihre zuchtlose Tochter. Auch auf das, was man ihrer Tochter Schande nennen muß. Nur eines verstehen die Leute meiner Gemeinde nicht: daß

die Wellerin eine arme Frau bleibt und fortfährt, in der alten Wassermühle den Frauen und Mädchen der Gemeinde ihre Kleider zu nähen.

Mich bekümmern diese Dinge sehr. Am meisten jedoch grämt mich, daß mein Sohn von dieser Frau genährt wurde und die Jakobe mit ihm dieselbe Muttermilch empfing. Er trat damit ein schlimmes Erbe an. Und ich denke bisweilen, als sei es dieses, was meinen Sohn auf solche Abwege führt: nicht hinweg von dem Herzen seines Vaters auf Erden, wohl aber von dem seines Vaters im Himmel. Denn die Liebe zu meinem Sohn ist mit meinem Leid gewachsen, bis zum Himmel empor, um ihn auf meiner Liebe hinaufzutragen. Vielleicht tat er mir jetzt darum von allen Schmerzen den größten an: um meine Vaterliebe wachsen zu machen, damit sie den Thron Gottes erreiche.



Ich will erzählen, wie das letzte kam. . . .

Diesen Sonntag, ein Herbsttag war's, wie solchen mein Sohn als Knabe leidenschaftlich liebte — stand ich in meiner Kirche auf der Kanzel und predigte. Über dem Dorfe lagen die Nebel; aber statt der Sonne schienen die gelben Lindenblätter in die Kirche herein. Wenn sie niederfielen, war's wie ein lautloser Goldregen. Das konnte ich von der Kanzel aus sehen.

Und ich sah, wie leer die Kirche war. Ich wollte meine Gedanken bei Gott halten und mußte sehen, wie die gelben Blätter fielen und wie nur wenige gekommen waren, ihren Prediger zu hören. Da empfand ich, daß es Zeit sei, von diesem Platz niederzusteigen und einen andern, Jüngeren, hinauf zu lassen: einen, zu dem meine Gemeinde gern gegangen kam und der das Wort anders verkünden konnte, als ich alter Mann mit meinem alten Glauben es vermag. Ich sah den goldenen Blätterfall, sah die leere Kirche, predigte und betete zugleich in meinem tiefsten Herzen. Ich betete: bald abberufen zu werden und vorher noch zu erleben, wie mein Sohn — dennoch und dennoch mein Sohn sei.

In diesem Augenblick erblickte ich ihn. Er mußte während des Gottesdienstes leise eingetreten sein, und hörte meiner Predigt zu, mit einem Gesicht, einem Blick —

Gleich einem großen Staunen lag es auf seinem Gesicht und in seinem Blick, als hätte er seinen Vater niemals predigen hören, und wäre nun schmerzlich betroffen, wie unvollkommen der alte Mann die Gottheit verkündigte.

Mit zitterndem Herzen — und gewiß bebender Stimme — brachte ich meine Rede zu Ende; mußte mich zwingen, den Gottesdienst in gewohnter Weise zu beschließen; fühlte, wie ich nicht an mein heiliges Amt dachte, sondern an meinen lieben, zu seinem Vater unverhofft zurückgekehrten Sohn.

Er kam nicht zu mir in die Sakristei. . . . Als ich hinaus trat, umdrängten ihn die Dorfleute. Auch mein Kantor befand sich darunter. Alle freuten sich seiner Ankunft, alle liebten ihn, alle glaubten an ihn.

Er verließ sogleich die Leute, ging auf mich zu, sah mich liebevoll und traurig an, sagte aber nur: „Vater, da bin ich!“

Ich mußte meinem zitternden Herzen Gewalt antun, ihn nicht an meine Brust zu reißen und in meine Arme zu schließen; und das vor allen Leuten.

Ach, ich lehrte meine Liebe, sich Gewalt anzutun, von Anfang an.

Unter den fallenden Sindenblättern gingen wir ins Haus. Da mußte nun erst unsre alte Magd gelaufen kommen und sich wie unsinnig vor Freude gebärden. Hätte sie gewußt, daß der Theodor uns überraschen würde, so hätte sie ihn mit einer fetten Martinsgans überrascht. Jetzt mußte der Liebling des Hauses essen, was auf den Tisch kam.

Ich wußte aber gleich, daß mein Sohn bei mir keine Martinsgans essen wollte; wußte gleich, daß er nicht gekommen war, um mir eine große Freude zu machen, sondern daß er kam, um mir einen großen Schmerz anzutun, meines Lebens allergrößten.





Ich fragte ihn nach seinem Amt und wie er es verrichte? Diese Frage mußte ich als Vater und als Geistlicher tun.

Mein Sohn ist also das, was man einen freisinnigen und aufgeklärten Geist nennt. Was mir die Leute über meinen Sohn sagten — was ich den Leuten nicht glauben wollte, ist Wahrheit.

Alles ist Wahrheit!

Ich sagte zu meinem Sohn: „In meinen Augen bist du kein evangelischer Geistlicher. Du bist ein falscher Geistlicher! Bist es auch in den Augen des Herrn.“

Darauf forderte ich von ihm, aus dem geistlichen Beruf auszuscheiden; und ich erhielt von ihm zur Antwort: „Ich tat es bereits. Dieses dir mitzuteilen, kam ich her.“

Jetzt mußte ich's.

⊕

⊕

⊕

Und jetzt weiß ich's.

Ich weiß, daß ich ein Vater bin, der einen verlorenen Sohn hat. Aber ich weiß auch, daß ein verlorener Sohn zu seinem Vater zurückkehren kann.

Also warte ich auf die Rückkehr meines verlorenen Sohnes, um das öde Haus mit Freude zu füllen und das Kalb schlachten zu lassen.

Gott darf daher mein Flehen vom vergangenen Sonntag auf der Kanzel nicht erhören: Gott darf mich nicht abberufen.

Ich muß leben, denn ich muß warten. Ich muß warten, denn ich muß hoffen.

Und ich muß leben, um für meinen Sohn meine Liebe lebendig zu erhalten.

Was sollte aus ihm werden, käme der Tag seiner Heimkehr, und kein Vaterhaus stünde ihm offen, keine Vaterarme streckten sich nach ihm aus.

Denn das sollen meine Arme. Alle sollen sehen, wie ich das Haupt meines wiedergefundenen Sohnes an mein Herz drücke; wie ich über seinem Haupte weine. Alle sollen mich aufrufen hören zum Herrn: „Siehe, Herr, Herr — einen glücklichen Vater!“

## Viertes Kapitel

Ingrid trat zu ihrer Freundin ins Zimmer. Dem Fräulein von Schmettau fiel sogleich die Blässe und der Ernst der jungen Lehrerin auf. Ihrer gelassenen Art nach erwähnte sie jedoch nichts von dieser Beobachtung, sondern machte es dem lieben Mädchen nur nach Möglichkeit behaglich. Dabei erzählte sie von ihrer letzten Vortragsreise durch die deutschen Kleinstädte, von der sie gestern abends zurückgekehrt war.

„Ich fürchte, mein adeliger Name erreicht dabei mehr, als meine Persönlichkeit. Denn daß ein Fräulein von Schmettau zu den Frauen und Mädchen aus dem Volke redet und sich als eine von ihresgleichen betrachtet, macht jedesmal Eindruck, ich kann noch so bescheiden, noch so unscheinbar auftreten. Es wird daher geboten sein, das kleine Wörtchen vor meinem Namen zu streichen. Merkwürdig, daß ich erst jetzt darauf komme. Ich hielt es für etwas durchaus Unwesentliches. Daher mein Übersehen. Aber das kann nachgeholt werden.“

„Sie hörten gut zu? Verständnißvoll?“

„Sehnsuchtsvoll, möchte ich's am liebsten nennen. Niemand ahnt, welche Sehnsucht in allen diesen Gemütern schlummert: Aus Dämmerungen und Dunkelheiten empor zum Licht! Das ist jetzt Parole. Ihre Seelen sind wie vertrocknetes Brachland, darüber sich plötzlich eine Flut ergießt; und mit dem Regen zugleich die Saat. Nur eine matte Frühlingslebenssonne braucht zu scheinen; und es keimt, geht auf, sprießt, reift der Ernte zu. Liebste — die Menschen sind so viel besser, als man denkt. Gerade diese Kleinen und Geringen sind es. Man muß nur an sie glauben.“

Mit starkem Nachdruck versetzte das Grafenkind: „Man muß sie nur lieben.“

„Darauf kommt es an, auf die Liebe. Alles kommt

darauf an. Sollte noch einmal ein Gottessohn auf die Welt kommen, braucht er sich für die Menschheit kein zweites Mal kreuzigen zu lassen, sondern den Mühseligen und Beladenen seine Seele nur dadurch zu zeigen, daß er mit ihnen lebt. Sein Leben wird die Menschheit mehr vom Leiden erlösen, als sein Tod es tat. . . . Und du? Wie ist's mit dir?"

„Ich lerne, indem ich lehre. Meine Schülerinnen glauben an mich. Ich muß mir diesen Glauben erst verdienen. Diese Erkenntnis drückt gegenwärtig etwas auf mich. Du wirst es mir anmerken.“

„Liebe Ingrid!“

Das Fräulein von Schmettau sagte die beiden Worte leise und innig. Damit gewann sie Gewalt über das Gemüt der Bedrückten.

Diese bekannte: „Ich kam zu dir in der Absicht, deinen Rat zu erbitten. Nein! Nicht um deinen Rat handelt es sich dieses Mal. Was ich tun will, würde ich auch ohne deinen Rat tun. Es handelt sich um einen festen Entschluß. Diese ganze Zeit trug ich ihn mit mir herum; diese ganze Zeit erforschte ich mich. Nun bin ich — eben entschlossen. Aber ich bedarf deiner Billigung, die zu meinem Glück notwendig ist.“

„Wenn es sich um dein Glück handelt —“

„Vielleicht noch mehr um das eines andern, der auch dir teuer ist.“

„Um Theodor?“

„Ja, um Theodor.“

Die Freundin faßte Ingrids Hand, sagte mit einem Ausdruck, als spräche sie ein heiliges Wort: „Er liebt dich.“

Die einfache Antwort lautete: „Ich weiß es.“

„Was gedenkst du zu tun?“

„Sein Weib will ich werden.“

„Ingrid! Ingrid!“

„Weshalb ruffst du mich so eindringlich an? Es klingt wie Warnung.“

„Wie große Sorge.“

Ingrid erzählte: „Du erinnerst dich des Abends, an dem wir so lange auf ihn warteten. Er kam und teilte uns seinen Austritt aus dem geistlichen Stand mit. Wir wußten damals nicht, was ihn plötzlich dazu veranlaßte.“

„Vergiß nicht, daß es lediglich ein äußerer Anstoß war, den wir nicht kennen; seine Seele wartet seit langem auf eine günstige Gelegenheit. Als sie dann endlich eintrat, begrüßte er sie als Befreiung aus Banden. Seitdem ist er ein neuer Mensch.“

„Ich kenne die Ursache jenes Anstoßes.“

„Sie ist gleichgültig.“

„Nicht für mich, da ich die Ursache bin.“

Sie berichtete, was sie darüber erfahren hatte: „Daß er mit mir zusammen in deinem Hause lebt, wurde unschädlich — unsittlich gefunden. Es wurde von ihm gefordert, diese Gemeinschaft aufzugeben, da sie eines Geistlichen unwürdig sei. Er wurde seiner Behörde als mein Liebhaber denunziert. Durch ein Wunder bin ich einer ähnlichen Denunziation bis heute entgangen. Das erwähne ich nur. Als er von jener Demütigung zu uns zurückkehrte: strahlend wie ein Sieger; als er mich ansah, seinen Blick von mir nicht abwenden konnte, da — siehst du, da wußte ich's plötzlich. Ich wußte, ich wurde von diesem Guten und Reinen geliebt, wie ein gutes und reines Weib es sich als höchstes Erdenglück nur wünschen kann. Seit jenem Abend begann der Entschluß in mir zu keimen, den ich dir jetzt als Tatsache mitteile.“

Auch das Fräulein von Schmettau hatte an jenem Abend Theodors leuchtenden Blick gesehen. Doch was sie sonst noch erspähte, hatte einen noch stärkeren Eindruck auf sie gemacht, war so machtvoll in ihr nachgeklingen, daß es die andre Erkenntnis übertönt hatte. Nun war das daraus geworden — das! Eine Verlobung, eine Heirat. Und mit welcher festen Ruhe das junge Mädchen ihr den großen Entschluß mitteilte: „Ich wußte, ich wurde von diesem Guten und Reinen geliebt, wie ein gutes und reines Weib es sich als höchstes Erdenglück nur wünschen kann.“

Ingrid sprach weiter: „Ich bin sehr beruhigt, sehr glücklich. Als er von der Reise zu seinem Vater zurückkehrte, stand es bei mir fest: „Jetzt ist es Zeit, es ihm zu sagen!“ Dennoch zauderte ich. Weshalb? Ich weiß es nicht, mache mir Vorwürfe darüber. Vielleicht wollte ich erst festen Boden unter den Füßen haben. Diesen empfing ich durch meine Anstellung. Wir werden sehr glücklich sein.“

Sie sprachen noch lange zusammen. Das Fräulein von Schmettau besleißigte sich gegen ihre sonstige Gewohnheit einer großen Vorsicht. Leichthin erwähnte sie der bevorstehenden Rückkehr Prinz Andreas aus Afrika.

Ingrid sagte gelassen: „Außer dir soll er unser einziger Hochzeitstag sein.“

Sollte die kluge Freundin sich getäuscht haben? Sie mußte ihre Erregung verbergen. Wie ruhig Ingrid gesprochen hatte, mit einem leisen Lächeln, als freute sie sich dieses „einzigen“ Hochzeitstages. Da Ingrid der Ankunft des Prinzen mit solchem Gleichmut entgegen sah, konnte das Fräulein von Schmettau fortfahren, von ihm zu sprechen: „Er wird sogleich des Häßlichen genug erfahren.“

„Du meinst seines Bruders Beziehungen zur Jakobe?“

„Er soll ihretwegen auf Reisen geschickt worden sein.“

„Er soll.“

„Du scheinst es besser zu wissen?“

„Ich weiß, er ging aus eigenem Antrieb.“

„Sagte er dir's? . . . Verzeih, ich will nicht indiskret sein.“

„Du weißt, du darfst alles wissen.“

„Es scheint doch nicht so.“

Sie lächelte liebenswürdig. Ingrid schwieg, sah still vor sich hin, schaute dann auf und der Freundin frei ins Auge.

„Da der Prinz bald zurückkommt, wird es gut sein, wenn ich dir's sage.“

„Liebe, was?“

„Du brauchst nicht zu erschrecken. Mit mir hat die Sache nichts zu tun.“

„Bedinglich mit dem Prinzen?“

„Lediglich.“

„Und du darfst davon sprechen?“

„Zu dir, ja. Sonst zu keinem.“

„Nicht zu Theodor?“

„Da alles vorüber ist und da es ihn schmerzen könnte, so möchte ich's nicht tun. Solltest du jedoch anderer Meinung sein, so —“

Ingrid stockte. Sie mußte sich erinnern lassen, daß ihre Freundin zuerst erfahren müßte, um was es sich überhaupt handelte.

Ingrid sagte es. Sie hatte es die ganze Zeit über schwer genug in der Seele getragen.

„Es ereignete sich, als seine Schwester starb. Wir beide wußten, weshalb und wie — nur wir beide. Es machte auf ihn einen Eindruck, der eine Wandlung des ganzen Menschen verursachte. Daß ich Zeuge derselben war, daran trugen lediglich die Umstände schuld; hatte ich ihn doch zu Hilfe gerufen. . . . Du verstehst?“

„Alles.“

„Es kam zu schrecklichen Auftritten mit seinen Eltern. Die Herzogin nahm, was ihr Sohn ‚Schuld und Verbrechen‘ nannte, voller Hoheit auf sich; der Herzog berief sich auf seine zeitgemäßen Ideen und daß seine Tochter nur hätte zu ihm kommen, ihm nur hätte zu vertrauen brauchen. Er klagte seine Tochter an, deren Tat der Prinz als Akt freien, starken Willens nicht allein verteidigte, sondern geradezu verklärte. Er forderte, die Welt sollte erfahren, weshalb und wie seine Schwester gestorben sei. Die Herzogin erwiderte: ‚Prinzessinnen töten sich nicht selbst. Unmöglich.‘ Der Herzog wehklagte, zu welchen ungeheuerlichen Ausschreitungen die Freiheit, die er seinen Kindern gewährt, geführt habe. Der Prinz hörte das eine so schweigend an wie das andre. Ich hatte die Empfindung, er sagte sich in dieser Stunde von den Seinen los.“

„Warst du Zeuge des Auftritts?“

„Nein.“

„Der Prinz erzählte dir alles.“

„Der tragische Tod seiner Schwester hatte uns sehr nahe gebracht. Das kannst du doch verstehen?“

Mit tiefem Ernst wurde ihr erwidert: „Das kann ich verstehen. Es ist menschlich.“

Ingrids Gesicht färbte eine leichte Röte, als sie sagte: „In dieser schmerzlichen Stimmung sprach er zu mir von seiner Leidenschaft für Jakobe. Es war sehr freundschaftlich von ihm, so aufrichtig zu mir, der Freundin, zu sprechen.“

„Du sagst ja selbst, ihr wäret euch in jenen Tagen sehr nahe gekommen.“

„Trotzdem. . . Und er sagte mir, der Tod seiner Schwester habe in ihm etwas zum Aufleben gebracht, das ihn stark genug mache, um seiner Leidenschaft Herr zu werden. Es ist also anders, als ihr glaubt.“

„Als wer glaubt?“

„Du und Theodor. Nicht die Jakobe stieß ihn jenes kindischen Vorfalls willen zurück, sondern er fand selbst die Kraft, sich von ihr zu entfernen.“

„Bis nach Afrika!“

„Jedenfalls wurde er fertig damit. Er ist stärker, als ihr denkt.“

„Du brauchst ihn nicht zu verteidigen; niemand greift ihn an.“

Wieder zeigte sich auf Ingrids Gesicht die feine Röte. Ihre Freundin schloß sie in ihre Arme, flüsterte ihr zu: „Und du willst Theodor Baumerts Frau werden?“

„Ja.“

„Du liebst ihn also?“

„Ja.“

„Du willst beglücken und glaubst dadurch glücklich zu werden?“

„Ja, ja!“

„Da du es so feierlich sagst —“

„Ich fühle es feierlich. Immer wieder bedachte ich, immer wieder prüfte ich. Theodor und ich gehören zusammen. Ich

werde ihm eine treue und starke Gefährtin sein. Er bedarf meiner; ich bedarf seiner. Alles ist schön und gut."

Jetzt konnte sie ihrer klugen und guten Freundin zulächeln.



Alles war schön und gut!

Sie trat vor ihn hin, erfüllt von einer Empfindung, die sie zu verklären, zu erhöhen schien. Wie ein Glanz ging es von ihr aus. Mit einem himmlischen Lächeln sagte sie zu dem Überwältigten: „Ich will dein Weib sein.“

Sie war es, die um ihn warb, die ihm ihre Liebe bekannte, wissend, daß er die seine niemals verraten hätte. Sie sagte ihm, daß sie auch seinen Stolz liebe. Das Wunderbare erfüllte sie beide mit der größten Einfachheit. Wie Selbstverständlichkeit war's. Als Kinder hatten sie einander lieb gehabt; als junge Leute hatten sie sich immer noch lieb. Also verlobten sie sich, wollten sie Mann und Weib werden, um zusammen nach dem Höchsten zu ringen, das sie — nicht von den Menschen und vom Leben für sich selbst, wohl aber von einem Leben für die Menschen erwarteten.

Theodor fiel vor der Geliebten nicht nieder, riß sie nicht an seine Brust, brach nicht in Jubel aus; was in ihm vorging, fand keinen äußeren Eindruck. Ein ganzes Dasein gehörte dazu, um auszudrücken, was ihm gegeben worden war. Aber er mußte sie fragen: „Ich muß meine Existenz von neuem beginnen. Sie wird voller Drang und Mühsal sein. Wie darf ich dich daran teilhaben lassen?“

„Du darfst es nicht nur, du mußt es. Mein Gatte soll ein Kämpfer sein! Ich fordere von seinem Kampf meinen vollen Anteil. Sieh mich an, wie stark ich bin; fühle, welche Kraft mich beseelt. In dem Kampf mit dem Leben soll die moderne Frau dem modernen Manne gleich sein. Man braucht diese Bezeichnung heute vielfach als Spottnamen; die Frauen und Männer unsrer Zeit müssen ihn in einen Ehrennamen umwandeln. Wir beide wollen mithelfen.“



Das war Theodors und Ingrids Verlobung. . . .

Das Fräulein von Schmettau machte den Abend festlich mit Blumen und Lichtern; und es gab ein förmliches kleines „Souper“. Die Frauen legten dafür ihren besten Staat an, was die Feierlichkeit vollends erhöhte. In ernsthaft innigen Gesprächen wurde beschlossen, daß man auch später zusammenbleiben wollte und nur ein Wechsel der Wohnung stattfinden sollte. Theodor wollte Nationalökonomie studieren und Vorträge halten; Ingrid hatte eine feste Anstellung, und das Fräulein von Schmettau war eine vielbegehrte Interpretin für moderne Frauenideale. So war denn wirklich alles gut und schön. Wenigstens schien es so.

Spät noch wurde die Klingel gezogen. Nur ein Depeschbote konnte es sein. Theodor dachte an seinen Vater, der ein alter, sehr alter Mann war, ein durch den Gram um seinen Sohn gebeugter Mann, und der Sohn konnte dem alten Manne nicht helfen.

Es war kein Telegramm. Ein Besucher war's, der sich das Haus durch den Wächter aufschließen ließ. Die Dienerin wollte den späten Gast fortweisen; er drang jedoch gewaltsam herein, das Gesicht von südlicher Sonne verbrannt, nicht zum Wiedererkennen, strahlend von Gesundheit und Leben. Jetzt auch strahlend von Freude des Wiedersehens; von solcher ehrlichen, solcher überströmenden Freude.

Er fiel Theodor um den Hals, küßte ihn, konnte vor Bewegung nicht reden. Dann wandte er sich zu Ingrid.

Sie war bleich geworden. Ihr war zumute, als müßte sie ihre Hand gegen ihr Herz pressen. Aber dann streckte sie diese dem so unerwartet schnell Heimgekehrten entgegen und sagte: „Wie schön, daß Sie uns gerade heute überraschen; an dem Abend dieses glücklichen Tages. Sie kamen, um sich mit uns zu freuen — mit einem Brautpaar. . . . Seien Sie Ihren Freunden von Herzen willkommen!“

---

## Fünftes Kapitel

Die Verlobten hatten allzu tiefe Dunkelheiten durchschreiten müssen, um ein glanzvolles Brautglück zu zeigen — so leuchtend Theodors Blick zuzeiten auch auf der Geliebten ruhte. Ingrid schrieb ihren Eltern und erhielt von ihrer Mutter einen von ihrem Vater diktierten kühlen Glückwunsch; auf Theodors Brief an seinen Vater erfolgte die Antwort:

„Wer seinen himmlischen Vater verleugnet, verläßt auch seinen irdischen Vater. Ich habe erst wieder einen Sohn, wenn aus dem Verleugner ein Erkenner ward.“

Da die beiden keine Geheimnisse voreinander hatten, so teilten sie sich die empfangenen Antworten mit.

Theodor sagte traurig: „Mein Vater kann nicht verstehen, daß ich kein Gottesleugner, sondern ein Gottsucher bin. Er selbst brauchte seinen Gott nicht erst zu suchen, fand Gott von der Kirche ihm gegeben, kennt nur diesen kirchlichen Gott: den Gott der orthodoxen Kirche, mit allen Dogmen belastet, mit denen Menschengeiß das göttliche Bildnis umschleiert. Wer seine Hand ausstreckt, um die dichten Gewebe zu entfernen, gilt ihm als Tempelschänder. Also wird der einsame Greis nie mehr einen Sohn an sein Herz drücken können.“

Ingrid fragte leise: „Dann versteht er auch nicht, daß du ihm zuliebe seinen Gott zu dem deinen machen wolltest; ihm zuliebe schwer daran trugst und ihm zuliebe gewiß weiter daran getragen hättest, wäre ein ‚weiter‘ für dich möglich gewesen? Dein ganzes Leben hat bis jetzt deinem Vater gehört. Du mußt es von neuem beginnen. Nur in dem einen soll er dir gerecht werden: in der Erkenntnis deiner Sohnesliebe. Und das nicht deinet-, sondern seinetwillen. Er muß ja sonst verzweifeln.“

„Davor bewahrt ihn sein Glaube. Er wird meinen Abfall

als Prüfung hinnehmen und wird die Prüfung bestehen. Deine Eltern leiden ja auch um dich."

"Mit tausend und abertausend andern Eltern, die mit ihren Kindern diese Tragödie erleben. Sie, die Eltern, sind die Helden des Dramas unsrer Zeit. Vielleicht erleben wir mit unsern Kindern dasselbe Trauerspiel der Gegensätze. Aber vielleicht sind wir dann doch mehr die verständnisvollen, nach Verständnis strebenden Freunde und Gefährten unsrer Kinder, als daß wir auf den Besitz unsrer ‚Elternrechte‘, auf die Erfüllung von ‚Kindespflichten‘ uns steifen — zu unserm eigensten Unheil."

Theodor stimmte bei: „Es ist die Zeit blutender Elternherzen, wie sie das zuvor niemals gewesen ist. Und wir müssen danebenstehen!"

„Zum Glück nicht untätig, Lieber."

„Ja, wir müssen sie durch unsre Taten erkennen lassen, daß auch in den Häusern, die wir bauen, Götter wohnen."

Solche und ähnliche Gespräche führten die beiden häufig. Sie erfaßten das Leben und seine Pflichten immer tiefer, halfen einander immer mehr zu einem besseren Verständnis der Zeit und ihren Anforderungen an die Lebenden, besonders an die Jugend; und lernten diese besser und besser erkennen in ihrer heißen Sehnsucht nach des Lebens höchsten Gütern. Entartungen zählten nicht dem vielen Gutgearteten und Vortrefflichen gegenüber, das überall sich regte. Man mußte es nur sehen, nur finden wollen.

Wenig sprachen sie von ihrem Bündnis. Es war davon auch nur wenig zu sprechen. Ingrid hatte ihren Verlobten gebeten, bald zu heiraten; und Theodor hatte geantwortet: „Sobald meine Zukunft gesichert ist!"

Nun sprachen sie nicht weiter davon, lebten in fester Kameradschaft in dem Hause ihrer vortrefflichen Freundin, den falschen Schein nicht achtend, diesen verachtend.

Theodors „Zukunft". Die Zukunft eines aus seinem Amt geschiedenen Theologen. . . Er mußte, wie Ingrid sagte, sein Leben umgestalten, es neu schaffen; und das ohne andre

Mittel als die seines Willens, seiner Kraft. Wieder erteilte er Unterricht. Nebenbei studierte er Nationalökonomie, die ihn mächtig anzog, ihm ein Stück Zukunft des neuen Geschlechtes bedeutete. Das alles genügte jedoch seinem Lebensdrang nicht. Er meldete sich bei Vereinen zu freien Vorträgen über Materien, welche die Zeit bewegten und in denen er alle Strömungen einschloß, politische, literarische, ethische. Auch theologische. Am liebsten sprach er zu kleinen Leuten: Fabrikarbeitern, Handwerkern, Gesellen, denen er sogar den „Faust“ vorlas und deutete. Es war dabei „wie in der Kirche“, und seine Zuhörer bildeten eine Gemeinde. Zu Studenten sprach er gern über Emerson und Nietzsche; und er nahm diese hehren Geister nach Möglichkeit einfach menschlich.

Auch Ingrid gab ihrem Leben mehr und mehr feste Gestalt. Für ihren Wirkungskreis an der „sozialen Frauenschule“ war sie eitel Begeisterung; konnte nicht genug sagen, wie bedeutend die Organisation, wie prachtwoll das geistige Material sei: „Es ist jungfräulicher Boden. Man braucht die Furchen nur zu ziehen, die Saat nur zu streuen. Eine reiche Ernte wird folgen.“

Das Fräulein von Schmettau war viel abwesend. Sie reiste in der Provinz, suchte ihre Zuhörerschaft in den Fabriksstädten, gab gleichfalls aus vollen Händen, sah gleichfalls spriehende Saaten. Es war ein gutes, gesegnetes Leben, welches das Trio der Gleichgesinnten zusammenführte. . . .

Und — Prinz Andrea war zurück! Er kam häufig in die bescheidene „Gartenwohnung“ im dritten Stock des Hinterhauses in Berlin S, aus deren Fenstern die Bewohner einen weiten Blick auf die hohen Stockwerke anderer Hinterhäuser mit Gartenwohnungen hatten. Der Prinz war der einzige Gast der drei Arbeiter des Lebens, zu denen auch der Fürstensohn gehörte; denn er wollte nichts anderes sein. Er war einer von ihnen, und dennoch — etwas trennte sie, etwas lag zwischen ihnen, war nicht, so wie es sein sollte. Nennen konnte es keiner — ausgenommen vielleicht Fräu-

lein von Schmettau, welches aus ihren guten, klugen Augen wie ein treuer Wächter Ausschau hielt. So oft der Freund kam, hätte er doch noch häufiger kommen können; so traulich ihr Verkehr sich gestaltete, hätte er doch noch inniger sein können. Sie sprachen von allem: von ihren Plänen, Wünschen, Hoffnungen; von allem, was sie erfreute und bedrückte, begeisterte und bewegte. Aber sie sprachen nicht von dem einen, dem Nächsten und Wichtigsten, nicht von der Verlobung, nicht von der Heirat der beiden guten Kameraden.

Theodor und Ingrid waren kein zärtliches Brautpaar. Sie trugen ihre Liebe nicht zur Schau, hüteten sie vielmehr wie ein Geheimnis, ein Mysterium, was die Liebe von Mann und Weib nun einmal ist; was sie zu jeder Zeit bleiben muß. Sonst wird die enthüllte Gottheit zum entschleierte Bildnis von Isis; und das Göttliche läßt sich nicht ungestraft in all seiner Wirklichkeit schauen.

Der Prinz schilderte den Frauen seine „dort drüben“ erworbenen Ländereien; und malte mit den glühenden Farben des beglückten Liebhabers, des beseligten Besitzers: „Es ist ein Fürstentum, und ich werde dort drüben regierender Herr sein. Aber nicht von Gottes Gnaden, sondern von Gnaden der Arbeit.

„Wildnis ist mein Reich. Stellt euch vor: ein weites Gebiet unberührter Wildnis — Sümpfe, Urwälder, Steppen, Hochebenen. Ich bedarf eines ganzen Volkes — nicht von Untertanen, sondern von Mitarbeitern. Und ich bedarf . . .“

Er stockte, verstummte. Nur das Fräulein von Schmettau bemerkte seinen Blick. Es war ein tieftrauriger Blick, der Blick schmerzlicher Entfagung. Dann sprach er weiter: „Hier ist für mich nichts zu tun, hier ist alles herrlich in Ordnung. Meine deutschen Ländereien wird die Krone übernehmen. Sie muß sie mir hoch bezahlen; denn ich muß meine Völkerschaft von Arbeitern gut besolden. Meine Leute sollen von mir nicht nur Geld erhalten, sondern auch Zivilisation. Ich will Pionier sein. Ein Pionier meines Vaterlandes, dem

ich dort drüben Ehre zu machen hoffe. Für meine erhabene Frau Mutter bin und bleibe ich der verlorene Sohn — wie ihr, meine Freunde, für die Euren verlorene Kinder seid; mein Vater versucht mich zu verstehen, und versteht mich immer weniger. Ja, und mein Bruder . . .“

Er erwähnte seines Bruders, des Erben der Krone, zum erstenmal, schwieg eine kleine Weile und fuhr lebhaft fort: „Für meinen Bruder wäre es dort drüben die rechte Schule. Ein zukünftiger Herrscher könnte in meinem Reiche herrlich lernen; denn er müßte in seinem Beruf beginnen, als wäre er der erste Regierende auf Erden. Alle Herrschertugenden könnte er in sich entwickeln. Vor allem könnte er lernen, sich selber zu beherrschen. . . . Ich wollte, ich dürfte meinen Bruder mitnehmen; aber . . .“

Er schwieg wieder und sah seine Freunde an. Auch sie blieben stumm. Der Prinz nickte ihnen zu, sagte leise: „Nun ja, es ist so: er läßt nicht von ihr. Der Zauber der Almire ist's, dem er verfiel — rettungslos, wie ich fürchte. Sie will ihn übrigens nicht halten. Ich weiß es von ihm selbst. Gerade dadurch fesselt sie ihn an sich wie mit ehernen Banden. Sie quält ihn nicht etwa; nur daß sie kalt bleibt, gleichgültig, fühllos. Mein Bruder hat alle Leidenschaften erfahren, die ein junger, heißblütiger Mann, ein Thronerbe, erfahren kann. Er war bereits mit allen Leidenschaften zu Ende, war entnervt durch Leidenschaften. Da lernte er sie kennen; und da — wurde sie seine große Leidenschaft. Sein Stand, seine Familie, seine Thronfolgerschaft gelten ihm nichts — nichts. Er kennt keine Pflichten mehr; keine Zukunft mehr. Ich bin erschüttert.“

„Man sollte mit ihr reden.“

Theodor gab diesen Rat.

Aber der Prinz warf ein: „Sie würde erwidern: ‚Was wollt ihr von mir? Er soll doch gehen. Wenn ich ihm sage: ‚Geh, geh!‘, so antwortet er: ‚Dann töte ich mich!‘ Meinertwegen mag er sich töten. . . .‘ Seht ihr sie bisweilen spielen?“

Nein. Sie gingen nicht ins Theater; sie hätten für Theater keine Zeit. Man sprach nicht wieder davon. . . .

Ein andres Mal vertraute der Prinz seinem Freunde an: „Ich möchte ein bürgerliches Weib nehmen; eine Frau, die dort drüben die Arbeit mit mir teilt. Was nützt mir in der Wildnis der „Prinz“? Ich würde als einfacher Mann viel erfolgreicher wirken können. Eine Prinzess würde mir nicht folgen und eine morganatische Ehe will ich nicht eingehen. Kurzum — mein Vater ließ mich als Weltbürger erziehen; als solcher will ich fortan leben mit einer richtigen Weltbürgerin als Ehefrau: Herr und Frau Soundso — fertig! Wo aber eine Frau Soundso finden, die die ungeheure Arbeit mit mir teilen würde? Sie muß eine Pfadfindernatur haben. Ich komme nicht einmal dazu, mich auf die Suche nach einem solchen Ausnahmewesen zu begeben.“

Wieder fiel sein Blick mit einem unsäglichen Ausdruck auf Ingrid, wieder war nur das Fräulein von Schmettau die Schauende. Sie sah auch, wie bleich Theodor Baumerts Braut war. . . .

Der Prinz, der ein Bürgermann werden wollte, war viel beschäftigt. Auch er mußte lernen: Sprachen, Bodenkulturen und die schwierige Wissenschaft der Kolonisation — so gut sie sich lernen ließ. Auch die Abwicklungen seiner Geschäfte mit der Krone kosteten viel Zeit und große Aufregungen; denn man tat alles, ihn von seinem „unsinnigen“ Vorhaben abzubringen und ihm Schwierigkeiten zu bereiten. Er blieb standhaft, erwies sich in allem als echt, so daß Theodor ganz hochmütig stolz auf ihn wurde, von seiner Liebe zu ihm gar nicht zu reden. Ingrid vermied es, das Gespräch auf ihn zu bringen. Kam es jedoch dazu, so zeigte sie warmen Anteil und ein Verständnis seines Wesens, als wäre sie Geist von seinem Geist, so daß ihr Verlobter über die Seelenverwandtschaft der beiden oft staunte. Trotzdem blieb der gute Junge ahnungslos, baute emsig an dem Hause weiter, darin er eine Gottheit wohnen lassen und dieser die Geliebte zur Gefährtin geben wollte. Er mußte Stein auf Stein

herbeitragen und gleich oft dem Steinträger, dessen Händen der Felsblock wieder und wieder entglitt. Doch blieb er voll starken Hoffens; sah mit wachsender Freude, wie seine liebe Mitarbeiterin sich nicht weniger kraftvoll erwies — sah nicht, wie sie immer ernster und stiller, immer weniger eine „glückliche“ Braut ward.

---

## Sechstes Kapitel

---

**E**ine „Uraufführung“! Ein neues Drama eines gefeierten Dichters; die Hauptfigur war eine Frauengestalt, Darstellerin der Heldin die Jakobe. . . .

Das Publikum Berlins hatte dem Autor, der ein Dichter war, Großes zu danken: tiefste Erschütterungen, höchste Erhebungen. Er half das neue deutsche Schauspiel schaffen, wurde als Schöpfer gepriesen und bejubelt, wurde zu den Großen seiner Zeit gezählt, war einer ihrer führenden Geister.

Das neue Drama war kein geglücktes Werk, und das objektiv urteilende Publikum fühlte sich enttäuscht. Es wurde unruhig, wurde erregt. Aber die Gemeinde des Dichters applaudierte leidenschaftlich; und das gerade nach dem schwächsten Akt. Das gab das Zeichen zum Kampf.

Man gedachte nicht mehr des gefeierten Dichters, nicht mehr der Würde des Hauses; man vergaß die Achtung vor den Künstlern, die Rücksicht auf den Anstand.

Ein Theaterstandal!

Jakobe hielt sich prachtwoll. Aber während ihres Spieles mußte sie heute an ganz andre Dinge denken. Das war ihr noch niemals geschehen — derartig erfüllte sie sonst das Schicksal der Gestalt, die sie darstellte. Heute war das Publikum für sie anwesend, fühlte sie gegen die Losenden etwas wie Verachtung — etwas wie Verachtung gegen sich



selbst, als gäbe sie sich diesen allen preis, eine Prostitution ihrer Seele.

In einer Prozeniumsloge saß der Erbprinz. Während Jakobe die leidenschaftliche Frauengestalt des Dichters darstellte, mußte sie denken: „Das stellst du nun dar; das empfindest — erlebst du nun auf der Bühne. Du erlebst Liebe, Leidenschaft, Eifersucht, Haß, Verzweiflung. Die da unten glauben es dir — die da unten! Und du selbst. Jakobe, Jakobe, und du selbst? Dort sitzt dein Liebhaber. Die da unten freuen sich, daß er dort sitzt. Sie flüstern, lächeln. Es ist für sie ein Schauspiel im Schauspiel, ein sensationelleres als das ist, welches sie auf der Bühne sehen.

Mein Liebhaber. . . .

Liebst du ihn?

Nein.

Dennoch gabst du dich ihm?

Berachte dich selbst, verächtlich, wie du bist.

Was ist es mit dir, daß du verächtlich werden konntest?

Ja — was ist es mit dir?

Einmal warst du gut und rein; einmal liebtest du.

Und einmal hattest du den Glauben.

Den Glauben an deine Kunst, an dich selbst.

Du bist ja doch keine wahre Künstlerin! So wenig bist du's, wie du eine Liebende bist.

Also — was bist du? . . .

Diese ganze Gedankenfolge während ihres Spiels; während das Publikum immer erregter, immer leidenschaftlicher wurde und es zu einem Theaterstandal kam.

Jakobe wurde am Schlusse lärmend gerufen. Sie kam nicht. Das Publikum tobte. Aber sie kam nicht. Die „Gemeinde“ wollte ihren geschmähten großen Dichter sehen.

Der Dichter kam.

Hoch und vornehm stand er da, bleichen Gesichts, Verachtung im Blick — Verachtung in der Seele. . . .

Wie gewöhnlich hatte sich eine Schar Jakobeenthusiasten vor dem Theaterausgang versammelt. Die meisten

waren jüngere und ältere Mädchen, wahre Mänaden der Begeisterung, vor denen die Schauspielerin sich fast mit Gewalt schützen mußte. Heute abend war der Ansturm besonders arg. Ein junger Mann drängte die Wütenden zurück.

Jakobe erkannte und begrüßte ihn: „Ivo! Hilf mir in den Wagen. Ich danke dir. . . . Steige ein. Bitte, begleite mich nach Hause. Ich sah dich lange nicht.“

„Lange nicht.“

Die sonst so helle Stimme klang müde. Untertwegs schwiegen beide. Jakobe fühlte in ihrer Seele noch immer den Ekel. Wodurch sollte sie ihn überwinden? Etwa durch ihre „Kunst“?

Die Schauspielerin wohnte in einem kleinen Quartier nahe beim Tiergarten. Nichts in der Wohnung verriet die Primadonna — nichts die Freundin Seiner Hoheit. Kein Kranz und keine Schleife war zu sehen; kein Luxusgegenstand. Sie hatte noch die alte Dienerin aus dem Häuschen auf dem „Horn“. Bisweilen schien es der berühmten Tragödin, als wären es damals gute Zeiten gewesen.

Der Tisch war gedeckt: nur für eine Person. Jakobe ließ ein zweites Kubert bringen. Erst jetzt sah sie ihrem Jugendfreund ins Gesicht und erschraf.

„Bist du krank?“

„Wieso? . . . Ach, du meinst — weil ich etwas müde aussehe? Was willst du? Das kommt von der Jugend, die austoben will. Ausleben, sagen wir Modernen. Ich lebe mich eben aus. Und dann dieses Berlin! In diesem Berlin jung sein: so recht unsterblich jung. Verstehst du das? Du kannst dir nicht vorstellen, was das heißt.“

Er lachte. Es war nicht mehr sein altes, leuchtendes Lachen; nicht mehr das Lachen des Sonnenmenschen. Ein Lachen war's aus gequälter, aus zerrütteter Seele. Jakobe tat es fast physisch weh, dieses schmerzliche Lachen zu hören.

Mit einem schwefellichen Ton in ihrer Stimme sagte sie: „Du mußt mir von dir erzählen, so recht aus vollem Herzen heraus. Bin ich doch die Jakobe, die Almige.“

„Wollte ich doch Ivo König sein, so recht ein König des Lebens. Meine Majestät ist etwas schuldig geworden. Findest du nicht?“

„Setze dich, iß, fühle dich bei mir behaglich. Fühle, daß ich deine gute Freundin bin.“

„Berlins Stolz und Ruhm. Das will etwas sagen. . . .  
Ach, Jakobe, dieses Berlin. . . .“

„Daß das doch jetzt.“

„Es ist ein Ungeheuer, weißt du! Ein gefräßiges, gieriges, greulichs Ungetüm. Es geht auf Raub aus, zerreißt, mordet. Tausend und abertausend fallen dem Moloch zum Opfer. Alle jene, die jung sind und das Leben genießen wollen. Das ist es: das Genießen! Wer das Leben genießen will: so, wie ich's meine, kann nicht arbeiten; und wer in Berlin nicht arbeitet, der wird in sich krank, faul, schlecht. Jawohl — faul und schlecht! Hier kann nur der Arbeiter seines Lebens froh werden. Sonst — liebe Iminize, sonst verschlingt ihn das Ungetüm. Es verschlingt Scharen von meinesgleichen. Darunter junge Burtschen, voller Talent. Jawohl, ja — auch solche! Ich habe Talent, und das mehr als hundert andre. Aber — ich sage dir, Mädchen: es ist ein tolles Leben. Selbst für solchen sogenannten Lebenskünstler kann es toll werden. Es reißt ihm die Krone ab, zerrt von ihm den Purpur herunter, zerbricht sein Zepter. Ein wahnsinniges Leben ist's, welches in Wahnsinn stürzt, zur Verzweiflung bringt. Weißt du, große Künstlerin, was das heißt: zu Verzweiflung gebracht zu werden? Ein Mensch wie ich!“

Jakobe stand auf, ging zu dem Verzweifelten, faßte seinen Kopf mit beiden Händen, sah ihm in das sahle, entstellte Gesicht, sprach eindringlich: „Arbeiten, nicht verzweifeln!“

Ivos Blick bekam etwas Trostloses, Hoffnungsloses. Mit erschütterter Stimme begann er zu sprechen, während Jakobe vor ihm stehen blieb, seinen Kopf umfaßt hielt und ihn mit unsäglichlicher Trauer ansah.

Dann sprach er weiter: „Es soll eine große Zeit sein. Das ist sie gewiß; aber sie ist es nur für die Starken und Tüchtigen. Für uns andre ist es eine furchtbare Zeit. Alles Schwache und Untüchtige bringt sie erbarmungslos unter ihr zermalmen des Rad. Einige von uns wehren sich gegen den Untergang — nur einige. Die meisten versuchen es erst, wenn es zu spät ist. Sie sind dann bereits zu geschwächt, zu ermattet, zu entnervt. Für den Entnervten gibt es keine tatkräftige Selbsthilfe; also auch kein Aufraffen und Emporstreben, kein Retten. Er sinkt tief und tiefer; er versinkt. Ich bin ein Versinkender.“

Jakobe rief: „Wie darfst du das von dir sagen! Schäme dich, es einen Augenblick nur zu denken. Es ist eine Schande!“

Mit einem matten Nicken gab Ivo ihr recht: „Freilich ist es das. Ich nehme auch die Schande hin. Was willst du? Ich bin nur ein einzelner. Es lebt jedoch eine ganze Generation solcher Schamlosen und Schändlichen. Jeder von uns würde sich das gleiche genau ebenso gleichgültig ins Gesicht sagen lassen, verächtlich wie wir geworden sind. Du glaubst nicht, wie schnell man das wird bei einem Leben wie das meine.“

Sie war von ihm zurückgetreten, sprach ihm nach: „Bei einem Leben wie das deine. . . Wie lebst du?“

„Mit Weibern; im Spiel; schlecht und schändlich.“

„Du hattest aber doch eine Ausstellung deiner Gemälde?“

„Was für eine! Zwanzig Bilder! Jedes eine Riesenleinwand. Eines talentvoller als das andre — eines fauler, leichtfertiger, verlotterter gemacht als das andre. Eine wahre Schande, sage ich dir! Alle sagten dasselbe: das Talent, die Verlotterung, die Schande. Du konntest es gedruckt im Blättlein lesen.“

„Was geschah mit den Bildern? Ich will sie sehen!“

„Sie brannten wunderhübsch hell.“

„Du hast sie vernichtet?“

„Nicht eines blieb übrig.“

„Beginne von neuem. Dieses Mal wirst du nichts Schandbares mehr machen.“

„Zu spät.“

„Das ist ein Wort, welches für dich keine Existenz haben darf.“

„Zu krank, zu faul, zu viel Ekel am Leben und an mir selbst.“

„Ivo! Ivo!“

Sie rief ihn vergeblich an. Als sie endlich von ihm ablassen mußte, bat er um etwas Wein: „Hast du Sekt im Hause?“

„Nein.“

„Die Freundin eines zukünftigen Regierenden und keinen Sekt im Keller? . . . Verzeih. Es war roh von mir. Da siehst du selbst, was aus mir ward. Nicht einmal mehr ritterlich. So gemein!“

„Warum sollst du nicht sagen, was die ganze Stadt sagt.“

Er sah sie bewundernd an: „Es steckt doch etwas Großes in dir. Nicht nur in deinem Spiel. Auch so als Frau. Eine Frau kann mit dem Leben ganz anders fertig werden als unsereiner. Ihr werdet nicht so leicht besiegt. Wenn ich denke, ich hätte dich finden können. Und wenn ich denke, daß Theodor, der Tropf . . . Oder kannst du davon nicht hören?“

„Wie geht's ihm?“

„Er ist nicht mehr Prediger.“

„Wie mich das freut! O wie mich das freut!“

„Und er ist glücklicher Bräutigam.“

„Auch das ist eine gute Nachricht, die du mir bringst.“

„Du fragst nicht, wer die Braut ist?“

„Wer ist sie? Sage mir alles, was du von meinem lieben Jugendfreund weißt.“

„Auch die Braut ist eine gute Bekannte von uns beiden.“

„Doch nicht . . .“

„Freilich! Die Gräfin, die Hofdame, die Lehrerin.“

Jetzt brach es aus ihm hervor. Er schluchzte auf, weinte. Er weinte über die Guten, die Starken und Tüchtigen; über ihre rebliche Arbeit, ihr ehrliches Glück. Es waren Tränen wie sie der Unglückliche weint, der sich selbst von allem Guten,

Starken und Tüchtigen ausscheidet. Also auch von allem Glüd. Jakobe stand erschütteret daneben. Sie hatte bis dahin nicht gewußt, wie ein Mensch weinen konnte.

Als Ivo sich einigermaßen beruhigt hatte, nannte sie einen Namen, bei dem es den jungen Mann durchzuckte, als hätte sein Herz einen Schlag empfangen: „Deine Eltern. Leben deine alten Eltern noch?“

„Ja.“

„Und wissen sie . . .“

Sie verstummte.

Der Unglückliche stöhnte: „Sie sind stolz auf ihren liebsten Sohn.“

„Deine Eltern werden dir helfen, sie werden dich retten.“

„Wodurch?“

„Durch ihre heilige Liebe. Du mußt hier alles aufgeben, mußt zu ihnen gehen. Sofort!“

„Ich kann nicht, kann nicht!“

„Du mußt.“

Sie ließ nicht ab von ihm, bis er ihr das Versprechen gab, ihre Forderung zu erfüllen. Es war das letzte, das er für sich noch zu tun vermochte: diese Flucht zu seinen alten Eltern, die an ihren lieben Sohn glaubten, die „stolz“ auf diesen verlorenen Sohn waren.

Vielleicht, daß die Liebe und der Glaube seiner Eltern an ihm ein Wunder vollbrachten?

Liebe und Glaube sollten ja wohl Wundertäter sein.

## Siebentes Kapitel

Ivo König wollte „in Schönheit leben“ — so nannte er's wenigstens. Er begriff nicht, wie ein Mensch wünschen konnte, in Schönheit zu „sterben“. Es gab nichts Häßlicheres als das Sterben.

Als wäre das nicht zugleich aller Schönheit Lob gewesen! Die Kunst sollte ihm nur Mittel zum Zweck sein. Sehr bald jedoch wurde das Mittel über dem Zweck vernachlässigt bis zur Verwahrlosung, zur Verlotterung. Schließlich ward seine ganze Kunst zur Dekoration. Er benutzte sie für seine schöne Person als Faltenwurf, als Draperie. Er gefiel den Frauen. Frauenliebe war des Lebens höchster Genuß, seine größte Schönheit; Frauenliebe machte das Leben göttlich. Was Ivo in der Kunst nicht erreichte: durch sie ein König des Lebens zu sein, ward ihm durch Frauenliebe zuteil. Aber auch diese Rosenkrone durchwandern sehr bald Dornen.

Auch in Frauenliebe fand der Lebenskünstler nicht des Lebens Schönheit. . . .

Und nun kam etwas über ihn, das erst recht aller Schönheit Lob war: er mußte Geld haben, Geld um jeden Preis! Denn Geld war Genuß, Geld war — in Gottes Namen: Geld war Schönheit. Er sah es tagtäglich vor Augen an zahllosen Beispielen, daß Geld Genuß, daß Geld Schönheit war. Da er durch sein Talent nicht zu Geld gelangen konnte, mußte er dieses Allerhöchste des Lebens durch seine Person zu gewinnen suchen.

Also verkehrte er in Kreisen, wo man sagte: „Kennen Sie Ivo König? Ein ganz reizender Mensch! Kommen Sie doch zu uns, um Ivo König kennen zu lernen. Er soupiert jeden Freitag bei uns. Sie könnten den charmanten jungen Mann protegieren: seine Gemälde sind ungemein dekorativ. Für Ihren neuen Speisesaal kann ich Ihnen Ivo König wirklich empfehlen.“

Das ging eine Zeitlang: eine Zeitlang war Ivo König in gewissen Kreisen Mode. Abend für Abend soupierte er in irgendeinem reichen Hause; Nacht für Nacht durchschwärmte er, schlief bis in den hellen Tag hinein. Danach sollte die Arbeit kommen. Sie „sollte“.

Wie er — genau wie er — lebten in der Großstadt Hunderte und Aberhunderte von jungen Leuten. Sie alle nannten dieses Leben Genuß, verlangten vom Leben nichts andres.

Verlangten vom Leben nur die Mittel, ihnen diesen Genuß zu verschaffen.

Zu einem einzigen, endlosen Fasching würdigten sie das Leben herab.

Schließlich kam das Ende doch: Aschermittwoch kam. . . .

So wehrte sich gegen den grauen Bußtag. Er wollte sich nicht ergeben, wollte sich nicht selbst aufgeben. Was so strahlend begonnen hatte, konnte nicht in Dämmerung versinken, nicht von Nacht verschlungen werden.

Auch nach jener Unterredung mit Jakobe verteidigte der Sohn des Kantors von Dorf Trebra sein Dasein wider die anstürmenden feindlichen Gewalten. Schließlich war selbst die Gewohnheit des Atemholens noch schön! Was hatte die große Ibsendarstellerin zu ihm gesagt: „Arbeiten, nicht verzweifeln!“

Ganz recht. Verzweifeln wollte er nicht. Er war noch immer jung; und Jugend war Lebensbejahung. Jugend kannte nicht Verzweiflung. Für Jugend war sie Unnatur. Auch arbeiten wollte er wieder. Wenigstens versuchen wollte er. Er brauchte ja nur — eben zu wollen.

Aber sein Wille war krank. Wie hatte das nur so schnell kommen können? Erschöpfung, Entnervung, Verfall — was hatten diese Zeichen einer sogenannten modernen Jugend mit ihm zu schaffen? Dennoch schienen jene Symptome sich seiner bereits bemächtigt zu haben.

Aber er trug daran nicht die Schuld. Er nicht! Schuld daran war die Zeit. Sie war solche Verführerin. Eine Verderberin war sie! Was konnte er dafür, ein Sohn dieser furchtbaren Zeit zu sein? Denn sie war furchtbar: furchtbar durch ihre Lockungen, Reize, Wonnen. Niemals zuvor war eine Zeit so sehr Sirene gewesen. Hunderte und Tausende gingen an ihrem Gefange zugrunde. Diese Heerscharen der Zeitopfer fühlten nicht etwa sich selbst schuldig, nicht ein einziger von allen erkannte seine Schwäche, Untüchtigkeit, Sittenlosigkeit, sondern jeder schleuderte der Zeit eine wilde Verwünschung ins Antlitz.



Das tat jetzt auch Ivo König. Weshalb sollte er anders denken, als jene Hunderte und Tausende dachten?

Und schuld an seinem Unglück war Berlin. Verflucht auch diese Stadt! Seinesgleichen sahen nicht, daß Berlin die gewaltigste Arbeiterin unter den Städten war, sondern erkannten in Berlin nur die Metropole aller Reizungen und Genüsse. Für seinesgleichen galt Berlin als Hetäre, die jedem sich anbot. Wer sich einmal an sie verlor, war für immer und für alles verloren. Sie umfing seine Seele mit Polypenarmen, saugte dem Opfer das Blut aus, warf es alsdann hin: hinab in die ungeheure Kloake, wo solche Existenzen ein ihrer würdiges Ende nahmen.

Welche Dämonin war besonders das nächtliche Berlin!

Ivo schritt durch die Friedrichstraße: von der Leipziger Straße den Linden zu. Vielmehr, er drängte sich. Und schon war Mitternacht vorbei. In seinem einsamen Zuhause hielt er's nicht aus. Wie konnte ein junger Mensch einsam in einem öden Raum sitzen, während draußen der Strom des Lebens hinaufschte, ein Ozean brandenden, brausenden Daseins.

Wie anders wirkten auf ihn diese Zeichen ein, als sie eines frühen Herbstabends auf seinen Jugendfreund gewirkt hatten, den großen Philister Theodor Baumert. Denn ein solcher war der Pastorensohn für den Mann, der ein großer Lebenskünstler werden wollte und jetzt bei seinem Bankerott angelangt war.

Das nächtliche Berlin war von dem abendlichen freilich derartig verschieden, als sei es nicht dieselbe Stadt. In den Lüften immer noch das nämliche Flammenspiel; die Läden zwar geschlossen, aber zum großen Teil hell erleuchtet; der Menschenschwall angewachsen, eine lebendige Sturmflut.

Doch nichts in dem Bilde erinnerte mehr an Arbeit. Diese war getan. Das nächtliche Leben war die Weltstadt der Vergnügungen, der Lebensfreude, der Wollust, des Rausches. Es war die Stadt der großen, nächtlichen Orgie.

Aus den Theatern fluteten sie, um die Cafés und Bier-

hallen, die Restaurants und Ballsäle zu füllen. Eine Metropole von Lokalen jeglicher Art und alle überfüllt; eine Bevölkerung von Dirnen und jede nach einem Meißbietenden suchend. Dieses nächtliche Berlin glich einem riesigen Kaufhause: alles Weibliche darin war Ware und harpte des Käufers. Es kam nur auf den Preis an.

Ivo besaß kaum noch Geld. Er hatte bereits vor Wochen beginnen müssen, sein Eigentum zu verpfänden; und auch dieser Erlös war von den Freuden der „verfluchten Stadt“ aufgezehrt worden. Er hätte borgen können: bei diesem und bei jenem reichen Bekannten, dieser und jener guten Freundin. Borgen war gemein. Plebejisch war's. Zum Proletarier wollte er nicht herabsinken. Spielen war immerhin gentil. Er strafte das Sprichwort Lügen; denn er hatte nicht nur Glück bei den Frauen, sondern auch bei den Karten; und wenn ihm einmal das Glück beim Spiel nicht treu sein sollte, so konnte man nach berühmten Mustern „*corrigor la fortuna*“. Bis jetzt hatte er es noch nicht nötig gehabt, immerhin . . .

Er begab sich in ein elegantes Lokal in der Mohrenstraße, wo in einem mit vollendetem Geschmack eingerichteten Salon eine kleine auserlesene Gesellschaft Zutritt fand. Orientalische Teppiche dämpften den Schritt, schwere Stoffe vor Fenstern und Türen die Stimmen. Auch ohne diese diskreten Einrichtungen hatten die wenigen Gäste die Gewohnheit, leise zu sprechen. Man trat lautlos ein; lautlos schlossen sich die Türen; lautlos grüßte man sich. Die Diener servierten nur Sekt und Mineralwasser und schienen der Diplomatie anzugehören. Bisweilen vernahm man inmitten der Stille das leise, leise Klirren von Goldstücken, das feine, feine Knistern der Kassenscheine. Sie waren die Genien des Ortes.

Ivo dankte es seiner Eleganz und andern Eigenschaften seiner Persönlichkeit, einer der Auserwählten zu sein, die jenen Weibheraum betreten durften. Es war ein kleiner, heimlicher Tempel der goldenen Glücksgöttin selbst, gewisser-

maßen ein verschwiegenes Allerheiligstes: ein verborgenes Monte Carlo an der Spree.

Ivo setzte sein letztes Goldstück und gewann. Er setzte höher und gewann mehr und mehr. Dann verlor er mehr und mehr, nahezu alles. Plötzlich gewann er wieder — mehr und mehr und mehr. Er gewann in überraschender, in noch nie dagewesener Weise.

Welche Lautlosigkeit! Nur das Klirren des Geldes, das Knistern der Kassenscheine, die Stimme des Bankhalters bis zum Flüstern gedämpft.

Plötzlich . . . Was geschah? Der erstlachte Ausschrei eines, die leidenschaftliche Bewegung aller. Ivo ward gepackt, als sei er ein Verbrecher. In der geballten Hand hielt er noch einige Goldstücke seines letzten Soeben von ihm einkassierten enormen Gewinns. Er riß sich los, brach sich Bahn, wurde gestellt, machte sich nochmals frei, stürzte zum Ausgang, stürzte davon — ein ertappter Falschspieler, ein Ehrloser, ein zum gemeinen Glücksritter Herabgesunkener: Kantor Königs lieber Sohn!

Er hatte irgendeinen Hut ergriffen und befand sich auf der Straße. Gewiß verfolgte man ihn. Also mußte er fliehen. Er sprang in ein Auto, hörte sich gefragt: „Wohin fahren der Herr?“

Nichtig — wohin? Nicht nach seiner Wohnung, wo man ihn suchen würde. Also wohin? Auch nicht zu einem Freunde, dem er hätte sagen müssen: „Dahin kam es mit mir! So tief bin ich gesunken! Hilf mir; rette mich!“

Aber wohin — wohin?

Raum wissend, was er sagte, stieß Ivo hervor: „Anhalter Bahnhof!“

Und plötzlich hatte er ein inneres Gesicht wie eine Vision: Mutterzärtlichkeit, Heimat, Elternhaus, Vaterliebe. Wie seltsam, daß ein Mensch in seiner Lage plötzlich von heißer Sehnsucht nach diesen Dingen gepackt werden konnte. Eine Hölle in seiner Seele, dem Bösen verfallen, sehnte sich der Sohn reblicher Eltern nach einem verlorenen Paradiese,

strebte er mit allen Kräften wenigstens bis zur Pforte zurück. . . .

Auf dem Bahnhof angelangt, mußte er bis zum nächsten Zug warten. Dieses Warten war qualvoll. Man konnte ihn auch bis hierher verfolgen. So also war es einem flüchtigen Verbrecher zumute. Daß er, der Apostel der Schönheit, nun auch dieses erfuhr: das Niedrigste und Häßlichste. Jetzt war's mit ihm vorbei. . . .

Immer noch dieses entsetzliche Warten! Er saß im Warte-  
raum zusammengesauert in einer Ecke. So oft jemand ein-  
trat, erschrak er: ein Verfolger konnte es sein. Er machte  
sich nicht klar, daß man ihn schwerlich verfolgen würde; daß  
man gewichtige Gründe hatte, von der Sache kein Aufhebens  
zu machen. Er fühlte sich schuldig eines Verbrechens, und  
ein Verbrecher ward zur Verantwortung gezogen. In seiner  
fiebernden Phantasie stellte er sich alle Schreden dieser  
Verantwortung vor: sie bestand in öffentlicher Schande.

Ob wohl von allen diesen Wartenden ein einziger in seiner  
Lage war? Sicher keiner. Alle bewegten sich frei, hatten es gar  
geschäftig, wurden von Verwandten und Freunden begleitet,  
waren guter Dinge, strebten einem frohen Ziele entgegen.  
Daß er dazu kommen sollte, diese hastende, unangenehme,  
schlecht gekleidete, von ihm verachtete Menge zu beneiden.

Wenn darunter ein Bekannter wäre? Etwa Theodor  
Baumert, dieser Tugendbold und reine Tor. Was für ein  
Glück der Mensch hatte! Von zwei Frauen geliebt zu werden!  
Von zwei solchen Frauen: der Jakobe und der Gräfin!  
Dieser Pastorensohn wollte ein Arbeiter des Lebens sein, statt  
eines Königs; er beehrte zu nützen, statt zu genießen; betete  
zu allem Guten, statt zu allem Schönen — solch Dummäuser!  
Er hatte immer auf ihn, den Lachenden und Leuchtenden,  
herabgesehen; denn Hochmut war eine der hervorragendsten  
Eigenschaften solcher Menschen. Fortan besaß der ehemalige  
Herr Nachmittagsprediger ein Recht zu seiner Verachtung.

Ivo haßte ihn. Zugleich überkam ihn ein Neid, daß er  
hätte . . . wahrhaftig: er hätte weinen können vor Neid.

Er wußte nicht, daß dieser plötzlich in ihm erwachte Neid auf alles Gute und Tüchtige in dieser Stunde zu dem Engel ward, der das, was in ihm noch gut und tüchtig war, für die Gottheit rettete. . . .

Endlich!

Endlich konnte er sein Billett lösen; endlich war sein Zug fällig: gerade als der Tag aufdämmerte.

Fort, nur fort! Er zählte die Sekunden bis zur Abfahrt. Wie lange die Dauer zwischen dem ersten und letzten Zeichen! Was konnte in diesem Zeitraum nicht alles geschehen! Immer noch konnte ein Bekannter kommen, konnte er gesucht und gefunden werden.

Aber jetzt . . . Jetzt nicht mehr! Langsam, langsam setzte sich der Zug in Bewegung.

Zoo hatte einen Fensterplatz. Verstoßen spähte er hinaus. Der frühen Stunde wegen befanden sich nur wenige auf dem Perron, den Abreisenden nachrufend und nachwinkend.

Nun auch das nicht mehr. . . . Aber immer noch bewegte sich der Zug langsam, langsam durch das Labyrinth des Bahnhofes. Schon diese Schienen, Schuppen, Signale, Wagenzüge, diese ganze verwirrende Welt, welche dem Verkehr der Großstadt diene, gab von derselben ein Bild. Jetzt schaute Zoo hinaus auf die Häusermassen der Vorstädte, die im Morgengrauen von unsäglichlicher Häßlichkeit waren: aufgemauerte Höhlen, darin die reißende Bestie Menschheit sich verkroch. Denn Raubtiere waren sie alle, alle!

Zoo murmelte Bertwünschung über Bertwünschung. Er riß das Fenster auf, um durch die frische Morgenluft etwas Erstickendes von seiner Brust zu wälzen. Als der Zug über den Kanal fuhr, griff er in die Tasche, raffte den Rest des gewonnenen Geldes zusammen, ballte darüber die Hand, damit ihm kein einziges Goldstück entgleiten könnte, schleuderte das Geld weit hinaus, hinab in das trübe Wasser.

Nicht mit einem Stück des verbrecherisch gewonnenen Geldes wollte er das reinliche Haus seiner Eltern betreten.

## Achtes Kapitel

So wunderte sich über sich selbst, daß er Heimatgefühl hatte. Die moderne Jugend tat sich nicht wenig darauf zugute, nebst einer Menge andrem Ballast auch das Heimatgefühl in sich beseitigt zu haben. Es war solches Seelengerümpel! Die moderne Jugend war in jedem Atemzuge „Kosmopolitin“; und sie war stolz darauf, es zu sein. Das Vaterland bot der jungen Titanin viel zu enge Schranken. Sie war Weltbürgerin und bestrebt, sich die Kulturen aller Nationen zu eigen zu machen. Es hätte eines Krieges mit dem Erbfeinde bedurft, um Deutschlands jüngste Jugend auf ihr Vaterland sich wieder besinnen zu machen. Vielleicht daß auch sie dann einstimmte in den Ruf, der einen Donnerhall hat: „Deutschland, Deutschland, über alles!“

Jedenfalls wunderte sich der bankrotte Lebenskünstler über sich selbst, einer derartigen Regung fähig geblieben zu sein. Eigentlich war es sentimental. Immerhin gab es im Leben Augenblicke, wo auch Sentimentalität eine schöne Sache war. Man konnte in solchen Momenten über sich selbst angenehm geführt sein. Das war erhebend.

Auf der Station, von wo aus ein Landweg zu seinem Heimatdorfe führte, stieg Ivo aus. Es war ein wolkenloser Sommertag, der das bescheidene Landschaftsbild mit Glanz umwob. An solchem strahlenden Tage ein unglücklicher, verzweifelter Mensch zu sein, erschien unnatürlich. Die Natur selbst sang im Jubelchor das Hohelied der Schöpfung, und dann sollte das Geschöpf seine Hand zur Faust ballen müssen, um sie drohend zu erheben mit einer Verwünschung gegen einen Himmel, der so strahlen konnte und zugleich zuließ, daß die Kreatur dort unten verzweifelte: „Nicht verzweifeln!“ Statt verzweifeln . . . Was sollte der Mensch, der verzweifeln wollte? . . . Sollte er nicht „arbeiten“?!

So wenige Buchstaben und solch großer Inhalt. . . . Theodor Baumert hatte ihm einmal gesagt: „Wir leben in dem Jahrhundert der Arbeit. Du hast daher unrecht, von einem Jahrhundert des Genusses und der Selbstsucht zu reden; von einer Zeit der Lebensfreude und der Schönheit. Wer in unsrer Zeit kein Sohn der Arbeit sein will, gehört zu den verlorenen Kindern der Zeit. Arbeit auf jedem Gebiet! Selbst der Herrscher, der nicht arbeiten — nicht der Erste der Arbeiter, der Vorarbeiter sein will, gerät unter das Rad der Zeit. Sie segt den Thron fort, darauf ein Herrscher sitzt, der genießen will, der sein Herrscheramt nicht zu erfüllen gedenkt in unermüdlcher, strengster Pflichterfüllung. Nur die Arbeitslosigkeit der Könige gebiert jene gefürchtete rote Flut, die zur Sintflut werden kann. Sie steigt und steigt, hebt auf den verlassenen Thron die Arbeit als Herrscherin. Arbeit ist der heilige Geist, der sich auf die Menschheit niederläßt und sie der Gottheit weiht. Darum, mein Freund Ivo König: arbeite — arbeite — arbeite!“

So hatte der Tugendbold, der Dackmäuser, der Sittensprediger einmal zu ihm gesprochen. Ivo König hatte sein Siegfriedshaupt in den Nacken geworfen, seine hellen Locken geschüttelt und sein Frühlingslachen gelacht. Nicht der Arbeit hatte er die Krone des Lebens zugesprochen, sondern der Daseinsfreude. Arbeit war Mühe, Anstrengung, Qual; und Pflichterfüllung war eine zudringliche und höchst unangenehme alte Dame. Auch seine Arbeit sollte Vergnügen und Lust sein, als vornehmste Pflichterfüllung sollte die dionysische Beschäftigung ihm gelten, glühende Rosen durch das graue Leben zu flechten. An dem frohen Menschen hatte die Gottheit ihre größte Freude. Er wollte ihr Liebling sein.

Und nun . . .

Als Stiefkind der Gottheit und des Lebens wanderte er auf vertrauten Wegen der Heimat zu. Sie grüßten ihren wiederkehrenden Sohn wie eine Mutter ihr Kind mit strahlendem Lächeln: „Willkommen! Willkommen!“

Die Hügel bedeckten bis zur Höhe Nebenselder, aus deren dunklem Grün die weißen Winzerhäuser hervorschimerten. Dichter Laubwald umschattete die Gipfel. Im Tale schlängelte sich durch sommerlich duftende Wiesen in dem von Erlenwipfeln überwölbten Bette der leise rauschende Fluß, die Elm! Ihr Wellengeflüster war Heimatsstimme. Welche Zeiten raunte sie dem einsamen Wanderer zurück ins Herz. Kindheit, erste Jugend, Knabenunschuld und Glück. Daß auch er einstmals solch seliges Kind gewesen war mit der Seele voller Glanz wie dieser Sonntag; jede Stimme seines Innern eitel Jubel; jeder Traum die Verheißung zukünftiger Herrlichkeit.

Der Hymnus war in einen Miston verhallt und die Träume hatten sich als Schäume erwiesen. . . .

Ihm begegneten aus den umliegenden Gehöften Bauernfrauen, die allerlei Waren des Dorfes in die nächste Stadt zu Markt trugen: Geflügel, Obst und Gemüse, Eier, Butter und Käse. Wie sie schwatzten! Dorfgeschichten; die letzten Neuigkeiten ihrer Hütten als „Sensation“. Alles genau wie sonst. Nur er selbst so verändert.

So grüßte und blieb stehen, um den schwatzenden Frauen zuzuhören. Es war ein garstiger Dialekt. Thüringer Sächsisch. Auch das war Heimatsklang.

Er wanderte einen Fußpfad längs der Elm, auf deren Rauschen er lauschte. Der liebe Fluß raunte ihm zu: „Eigentlich warst du ein Prachtjunge! Alle mußten dich lieben. Und du? Eigentlich hast du niemals einen Menschen geliebt. Du nimmst beständig von den Menschen: ihre Liebe nimmst du. Was du dafür gabst, war dein Lachen und Leuchten. Darin verschwendetest du. Wie arm bist du doch jetzt! Als Bettler lehrst du zu deinen Eltern zurück.“ . . .

Er antwortete der Stimme der Wogen: „Meine Eltern! Weshalb machten sie aus mir einen Gott? Das war nicht meine Schuld. Jetzt müssen sie mein Menschliches, Allermenschlichstes erkennen; und werden jede Schuld dafür auf mich werfen. Daß ihre Abgötterei mich zu dem werden ließ,



was ich geworden bin, werden sie niemals verstehen. Sie versündigten sich an mir durch ihre übertriebene Liebe; und ich bin derjenige, an dem die Sünde sich rächt."

Einmal auf diesem Gedankenwege, fuhr er fort in seinem stummen Monologe: „Arbeiten, nicht verzweifeln. . . Das ist bald gesagt. Eine Lebensart ist's. Nur eine von tausend. Schöne Worte sind leicht gemacht. Was könnte ich arbeiten, um nicht zu verzweifeln? Ich könnte Steine klopfen; denn meine sogenannte Kunst . . . Eigentlich sollte mir meine Kunst nur zu einer Art von bengalischer Beleuchtung dienen, um meine schöne Person in einem interessanten Lichte zu zeigen. Der Glanz ist erloschen.“

Mühsam brachte er sich endlich dahin, zu überlegen, was er beginnen wollte, was aus ihm werden sollte: „Die Kunstkomödie noch einmal anfangen lassen? Anders, mit allem Ernst, aller Kraft! . . . Ich habe dazu nicht die mindeste Lust. Auch wäre das eine Arbeit, der ich nicht gewachsen bin — nicht mehr. Eine reiche Heirat machen? Es wäre ein Verkauf. Verschrenken kann man sich; aber sich selber verhandeln, an die Frau bringen . . . Als wären dergleichen Geschäfte nicht an der Tagesordnung? Ich bin ein arger Lump; aber das ist mein Metier nicht. . . Wo bin ich hin geraten?“

Es war die Wassermühle. Die alte, morsche, ruinenhafte Wassermühle der Wellerin, die Heimat der Jakobe. In Ivo erwachten Erinnerungen an Freuden, die er längst zu den Toten geworfen hatte. Es war doch etwas Eigenes um Kinderspiele. Blick der Mann darauf zurück, so hält er es nicht für möglich, daß auch er einstmals ein spielendes Kind gewesen ist: wie konnte aus einem Kinde ein Mensch werden, der dem Jammer des Lebens verfiel: „Und läßt den Menschen schuldig werden“? . . .

Ivo wollte vorbeigehen, blieb stehen, kämpfte mit sich, ging ins Haus.

Drinne in dem altertümlichen Zimmer saß die Wellerin, wie sie seit dreißig Jahren gesessen, und tat, wie sie seit

dreißig Jahren getan: mit schmaler, damenhaft weißer Hand nähte sie an den rauhen Stoffen für die Kleider der Bäuerinnen und Tagelöhnerinnen.

Sie erkannte den Eingetretenen nicht; er mußte sagen, wer er sei — so sehr verändert hatten ihn des Lebens Jammer und Schuld.

„Du bist es? Ivo König! Wird man so in der großen Stadt unter den vielen Menschen?“

„Wie wird man?“

„So anders, als man war. Wurde auch Theodor Baumert so anders? Und die Jakobe?“

„Sah Ihr Eure Tochter lange nicht?“

„Sie ist eine große Schauspielerin. Sieh dort!“

Sie deutete auf die Wände. Diese waren bis hoch hinauf besetzt mit Bildnissen der berühmten Künstlerin aus illustrierten Blättern. Es war eine ganze Jakobegalerie.

Die Frau stand auf, trat zu den Bildnissen, sagte mit einem Ausdruck in Blick und Stimme, als spräche sie zu jemand, der nicht anwesend war: „Meine Tochter Jakobe ist eine große Schauspielerin. Ihr Vater hat sie dazu gemacht.“

Ivo fragte die Verzüchte: „Läßt Eure Tochter Euch noch immer für fremde Menschen nähen?“

Die Wellerin fuhr fort, zu der Abwesenden zu reden: „Sie schickt mir Geld und ich schicke es ihr wieder zurück. Ich will bleiben, was ich war. Als armes, dienendes Mädchen hat ihr Vater mich kennen gelernt und lieb gehabt. Er war ein großer Künstler. Ich gebar ihm eine Tochter, die eine große Künstlerin ist.“

Blötzlich wie erwachend: „Ist es wahr, daß sie die Freundin eines Prinzen ist?“

„Man sagt es.“

„Läßt sie sich Geschenke von ihm geben?“

Die Wellerin stand vor dem Gast und sah ihn Antwort heischend an. Ivo imponierte die hohe Frauengestalt. Er war froh, sagen zu können: „Es heißt allgemein, Eure

Tochter sei ein seltsames Geschöpf. Jedenfalls ist sie ebenso stolz wie ihre Mutter."

"Ich wußte es und schäme mich, gefragt zu haben. . . . Aber du?"

"Was soll's mit mir?"

"Deine Eltern wollen nicht sterben, um noch recht viel Freude an dir zu erleben."

"Und Ihr meint, ich wäre gerade kein Freudensohn?"

Die Frau starrte ihm ins Gesicht, sagte leise und hart:

"Ivo König, was ist mit dir?"

"Was mit Tausenden und Abertausenden ist."

"Das heißt?"

"Daß das Leben aus mir gemacht hat, was es aus Tausenden und Abertausenden macht."

"So sagt ihr. Es ist leicht, so zu sagen. Was hast du selber aus dir gemacht?"

Ivo rief: „Alle Schuld auf uns! So ist's recht! Richtet nur! Ich wollte das Leben lieben, wollte es in meine Arme reißen, vom Leben mich küssen lassen. Es ist eine Dirne. Aber richtet nur, richtet nur!"

Jabbes Mutter fragte: „Und du willst so zu deinen Eltern zurückkehren?"

"Ihr meint: um mich auch von meinen Eltern richten zu lassen. . . . Es gibt heutzutage Scharen von Eltern, die über ihre Kinder zu Gericht sitzen. Deshalb sollte mir's anders ergehen?"

Damit ging er.

Nun sah er aus den Gärten die Obstbäume, die Dächer des Dorfes und den Kirchturm aufsteigen. War ein solcher Frieden möglich? Die Zeit war ja doch eine Tragödie. Alter und Jugend agierten darin als die Helden; und das Ende war Untergang des alten Geschlechts. Das wußte er, wenn er auch selbst am Schluß nicht als Sieger dastand. Auch unter der Jugend forderte die Zeit Opfer; er war eben eines derselben. Immerhin — war in dem grimmigen Kampf ein solcher Frieden möglich? Ein Idyll im Trauerspiel.

Für die Leute in jenen Hütten unter Wiesen und Feldern gab es nicht die Konflikte, davon die Welt voll war. Es gab keine Probleme für den Landmann, der im Schweiß seines Angesichts seinen Acker bebaut. Der Gottesfluch, der Adam traf, war zu des Landmanns Segen geworden. Glücklich der Mann, der dessen teilhaftig ward.

Auf das friedliche Bild vor sich blickend, fühlte sich der Heimkehrende in tiefster Seele erschüttert. Wie in einer Vision stand vor ihm die Stadt, der er entronnen war. Er sah die Häusermassen, das Gewühl der Menge; hörte die tosende Stimme der Großstadt; atmete die schwere, schwüle Atmosphäre, die ihm zum Gifthauch geworden war.

Plötzlich fiel er hin. Lang ausgestreckt lag er auf der Heimatscholle, presste sein Gesicht darauf, fühlte nur den einen heißen Wunsch: „Könntest du liegen bleiben! Brauchtest du nie wieder aufzustehen! Würden sie über deinem verfehlten, deinem vergeudeten Leben die Heimaterde häufen, würde diese dich in ihrem Schoß betten, wie eine Mutter sich an die Brust ihr todmüdes Kind legt! . . . Ach, Mutter! Mutter! Mutter!“

## Neuntes Kapitel

**M**utter! Mutter! Mutter!“ Er lag auf dem Heimatsboden und rief das heilige Wort wieder und wieder. In die Erde rief er es hinein, diese große, göttliche Mutter allen Lebens der Natur. Ihm war zumute, als hätte die Sprache für ihn nur noch diesen Namen; als wäre dieser Name das Wort, welches Verlorene zu Wiedergefundenen, Gesunkenen zu Sicherhebenden machte; das Wort, welches Verbrecher entführte und Verfluchte zu Gnadenhimmeln emporzöge.

Endlich raffte er sich auf. Die Sonne war untergegangen;

aber es war noch hell. Ivo wollte die Dunkelheit abwarten.

Die Bewohner der friedlichen Häuser sollten ihm nicht ins Gesicht blicken, wenn er zur Mutter schlich. Denn allein zu ihr wollte er. Sie sollte ihn zuerst sehen; ihr würde er zuerst bekennen. Dann mochte geschehen, was da wollte, wenn nur sie sein Bekenntnis gehört und ihre Hand auf sein Haupt gelegt hatte. Ihre Hand würde auf seinem Haupte ruhen, als berührte es des Herrn Hand.

„Mutter! Mutter! Mutter!“

Er sagte es beständig leise vor sich hin als das Wort, das ihn führen sollte: hin zu einer Heilstätte, einem Rettungsort.

Endlich wich die Dämmerung dem Anbruch der Nacht. In den Häusern blühten die ersten Lichter auf. Jetzt wagte er, sich dem Dorfe zu nähern.

„Mutter! Mutter! Mutter!“

Er mußte sie allein treffen. Am leichtesten würde es sein, wenn sie in der Küche war. Dann pflegte die Magd den Tisch zu decken und sie währenddem nach der Abendmahlzeit zu sehen. Diesen Augenblick mußte er abwarten vor dem Hause stehend und durch das Fenster in die Küche spähend.

Jetzt betrat er die Dorfgasse. Sie lag bereits in nächtlicher Einsamkeit. Die Hofhunde bellten. Wie traulich waren diese ländlichen Nachtstimmen, den Dorfleuten Sicherheit verkündend: „Schlase ein, schlase ruhig; wir bewachen deinen Schlaf!“

Jetzt Kirche und Pfarrhaus; jetzt das Elternhaus. . . . Die alte Linde stand immer noch. Wie wunderbar, daß er darüber sich wunderte. Hätte etwa der herrliche Baum plötzlich bei Sturm morsch zusammenbrechen oder ein Blitz ihn in Flammen auflodern lassen sollen? Er selbst war im Innern morsch und faul geworden; ihn selbst hatte der Sturm des Lebens gefällt, das Feuer der Genußgier aufgezehrt. Aber die uralte Linde stand immer noch wie in voller Jugendkraft und schirmte das Dach, darunter er geboren ward.

Welche Magie lag doch in eines Hauses erhellten Fenstern. Wie ein Hoffnungsstimmer strahlten sie hinaus in die Nacht: „Komm! Komm! Hier ist es hell. Hier hat die schwarze Sorge keinen Platz. Komm, komm!“

So kam. Er stand unter dem Küchenfenster, sah das Herdfeuer brennen, die Magd geschäftig hin und her gehen. So, genau so, war es gewesen, als er noch ein Kind war.

Er wartete auf die Mutter. Wenn sie kam, mußte sie seine Nähe empfinden: den Schlag seines Herzens mußte sie hören. Jetzt!

Die Magd ging mit dem Tischzeug hinaus; und . . .

„Mutter! Mutter! Mutter!“

Herrgott! War seine Mutter solch uralte Frau? Wie weiß und weiß ihr Gesicht, wie unsicher ihr Gang! . . . Was hatte die Sibylle von der Wassermühle von seiner Mutter gesagt: „Sie will leben bleiben, um an ihrem Sohne viel Freude zu erleben.“

An diesem Sohne; an ihrem Liebling, ihrem Stolz, ihrem Sonnensohn. . . .

„Mutter!“

Er stand vor ihr. Plötzlich stand er vor der Greisin. Wie ein Dieb kam er geschlichen. . . . Großer, allmächtiger Gott; großer, allgütiger Gott, wie sah ihr Sohn aus!

Erlöschen sein Glanz; verwelkt seine Jugend; gebrochen seine Kraft; totenblaß, entstellt sein Gesicht, Verzweiflung im Blick.

Ihr Liebling, ihr Stolz, ihr Sonnensohn kam zurück als Verlorener, als . . .

Die Mutter schritt schwankend auf ihn zu. Sie breitete ihre Arme nach ihm aus, wollte ihn mit beiden Armen umfassen, sank an ihm hinunter zu Boden.

⊕

⊕

⊕

„Mutter! Mutter! Mutter!“

Der Sohn mochte den heiligen Namen noch so verzweiflungsvoll ausrufen, die Angerufene hörte nicht: kein

Sohnesſchrei konnte die Mutter mehr weiden. Der jähe Anblick des Lieblings, der als Verlorener zur Mutter zurückkehrte, hatte ſie getödet. Aber ſie hatte die liebenden Arme nach ihm ausgebreitet; hatte ihn an ihr Herz ziehen, ſein ſchuldbeladenes junges Haupt mit zitternden Händen lieblos wollen; gibt es doch für Mutterliebe keine Schuld. Und nun hörte ſie ihn nicht mehr; konnte ihm nicht mehr ſagen: „Sei ruhig, mein Sohn! Nicht du haſt mich getödet, mein Kind! Ich ſtarb an meiner Mutterliebe. An meinem Mutterglück ſtarb ich, weil ich dich ſo unerwartet wiederſah. Sterbend ſegne ich dich; und du weißt ja, daß der Mutter Segen aller Segen mächtigſter iſt.“

Sein Vater ſtürzte herbei, das Haus lief zuſammen, die Nachbarschaft. Zuerſt war's, als ſei nicht die Mutter geſtorben, ſondern der heimgekehrte Sohn — in ſolcher Entgeiſterung befand ſich dieſer. Dann erſt begriff man: die Mutter war tot!

Was aber war es mit dieſer Toten? Wie konnte die gute Frau Kantor ſo ſchrecklich geſtorben ſein? Mit ſolchem Entſehen im Geſicht und in den weit offenen Augen.

Der Mann kniete neben der Toten und drückte ihr die Augen zu. Aber es blieb ein furchtbares Totengeſicht. Als man ſie aufgehoben und auf ihr Lager getragen hatte, deckten die Frauen ein Tuch über ſie, um nicht das grauenvolle Antliß ſehen zu laſſen, mit dem die gute Frau Kantor König in die Ewigkeit ging: ihres Lieblings willen.

In der Nacht hielten Vater und Sohn die Totenwache. Da ſprach zum Vater der Sohn: „Ich bin ein Verdammter. Ein Muttermörder bin ich! Sie ſah mich plötzlich vor ſich ſtehen und erkannte, als was ich vor ihr ſtand: als ein verlorener Menſch. Dieſe Erkenntnis mordete ſie. Fluche mir, Vater! Der Sohn, den ihr für euren Stolz hieltet, ward eure Schande. Ein Nichtswürdiger bin ich. Meiner Mutter wollte ich alles bekennen. Beichten wollte ich ihr. Sie hätte mir vergeben, und ihre Vergebung hätte die Macht beſeſſen, mich loſzusprechen von aller Schuld. Ihre Ver-

gebung hätte mich einem neuen Leben zugeführt; denn der Mensch soll arbeiten und nicht verzweifeln. Noch mehr als für den Unglücklichen gilt dieses Wort für den Schulbigen.

„Jetzt muß ich verzweifeln!

„Als Verzweifelter muß ich aus der Welt gehen. Ich kann dir nicht ersparen, einen Mörder und Selbstmörder als Sohn zu haben. Du mußt es tragen, alter Mann. Dein Gottesglaube wird dir tragen helfen. Ich habe niemals verstanden, welche Wunderkraft der Glaube ist — diese Stunde lehrt es mich. Ich segne die Macht, die von oben herab die Seele anrührt und zu ihr spricht: ‚Seele, lebe!‘ Zu meiner toten Seele kann durch Muttermund die Gottheit nicht mehr sprechen; sie bleibt in Ewigkeit tot.“

Der Sohn der Toten fuhr fort zu reden und an dem heiligen Leichnam Wache zu halten. Sein Vater hörte ihm zu, als spräche nicht sein Sohn zu ihm. Wie konnte sein Sohn so zu ihm sprechen? Sein Sohn nannte sich Muttermörder, Verlorener, Verzweifelter; sein Sohn wollte Selbstmörder werden. — Es gab ja doch Dinge, die nicht möglich waren.

Bei seiner toten Frau hörte er seines Sohnes Bekenntnis, das dieser seiner Mutter machen wollte: „Ich verdiene nichts Besseres, als zugrunde zu gehen. Gestern noch gab ich die Schuld daran unsrer Zeit, dem Geist unsrer Zeit; ich gab sie Berlin und dem Dämon dieser Stadt. Ich wußte wohl, daß er für meinesgleichen ein unheiliger Geist sei; und doch betete ich an. Du, mein armer alter Vater, kannst das nicht verstehen. Ich sprach beständig von Schönheit, aber ich meinte etwas ganz andres. Schönheit ist bei euch; denn bei euch sind Reinheit und Güte. Und himmlische Schönheit umgibt meine Mutter. Ich bin ein von aller Schönheit Verbannter.“

Mit schwerer Zunge sprach der alte Mann: „Du hast recht: ich verstehe das nicht. Wir haben dich sehr geliebt und waren auf dich sehr stolz. Das ist alles, was ich weiß. Deine Mutter ist tot. Ich preise ihren Tod. Denn sie durfte nicht hören, was ich gehört habe. Freilich hätte auch sie es



nicht verstanden. Aber es ist besser so, wie es ist. Wir waren zu stolze Eltern. Das hat der Himmel an uns gestraft. . . . Du mußt mir jetzt sagen, was du tun willst."

"Meiner Mutter nachsterben."

"Wichtig. Du willst ja wohl Selbstmord begehen?"

"Ja, Vater. Ich bin ein schlechter Mensch geworden."

"Und willst ein noch schlechterer werden."

"Vater! Vater!"

"Du sagtest: Du könntest nicht mehr arbeiten?"

"Nein."

"Du müßtest verzweifeln?"

"Ja."

"Dann freilich."

"Siehst du wohl!"

Nach einer langen Weile sprach der Greis weiter: „Als du noch ein Knabe warst, nahmen sich im Dorfe zwei Liebesleute das Leben. Pastor Baumert versagte den beiden ein christliches Begräbniß. . . . Mein Sohn soll sein Grab nicht neben dem seiner Mutter haben; mein Sohn soll ein unchristliches Begräbniß erhalten.“

Er sagte es mit lauter Stimme, wie wenn er zu der Toten spräche.

Dann schwieg er.

Es war, als wartete er auf eine Antwort aus dem Munde der für ewig Versummenen.

⊕

⊕

⊕

Von seinem Vater nicht zurückgehalten, ging Ivo hinaus, um seinem verfehlten Dasein ein Ende zu machen. Er nahm einen Strid mit sich, der zufällig im Hausflur lag. Strid oder Fluß — zwischen diesen beiden Todesarten mußte er die Wahl treffen. Seine fiebernde Phantasie stellte sich eine jede vor. In Berlin kam er einmal dazu, wie aus dem Kanal die Leiche einer Frau gezogen ward. Der gräßliche Anblick verfolgte ihn lange Zeit. Auch ein Gehängter sollte mit seinem zerbrochenen Genid fürchterlich aussehen. Es

war noch ein Glück, wenn das Genid gebrochen ward und der Tod nicht durch Strangulierung erfolgte.

Diese Bilder standen vor seinem inneren Gesicht. Er sah sich selbst als Ertrunkenen, als Erhängten. Wie in einer Vision sah er sich selbst. Er war nicht feig, fürchtete nicht die Qual des Sterbens, überrwand auch das Grauen vor dem Tode. Aber der Künstler, der Ästhet in ihm empörte sich gegen des Todes Häßlichkeit. Er hatte in Schönheit leben wollen, hatte in Schönheit nicht leben können; nun sollte er also in Häßlichkeit sterben müssen. . . .

Er irrte durch die Nacht, in der Seele die Bilder seiner durch ihn getöteten Mutter und seines eigenen Totengesichts; und beide Angesichter waren gräßlich, grauenvoll.

Es war eine wonnige Frühlingsnacht. Der Himmel strahlte von Gestirnen, und die Luft erfüllte der Wohlgeruch der wie in tiefem Schlummer ruhenden, friedlich atmenden Erde. Über den Wiesen lag der Schimmer des ersten heißen Grüns, durchglänzt von tausend lichten Primeln; aus den Wipfeln und Zweigen der Erlen schien ein märchenhafter Flor weißer Blüten zu brechen.

Schönheit war's, höchste, heilige Schönheit. Und in dieser Schönheit, die nicht von der Erde zu sein schien, sollte der Schönheitsfucher den widrigen Tod des Selbstmörders sterben.

Wie jung er noch war! . . . Plötzlich fiel es ihm ein und plötzlich fühlte er seine Jugend: in der Stunde seines elenden Todes.

So irrte und irrte umher. Sein wirres Wandeln führte ihn zu allen Plätzen seiner Kinderspiele. In seiner Sterbestunde wurden alle diese guten Erinnerungen noch einmal in ihm lebendig. Die Instimme hatte recht: er war ein prächtiger Knabe gewesen! Alle mußten ihn lieben. Wie ein Zauber ging es aus von ihm, und er wunderte sich gar nicht darüber. Bei den Streichen der Dorfjugend war er Anführer; der Hauptmann jeder „Räuberbande“, der Held jedes Kriegsspiels. Diese hohen Pappeln erkletterte er, um Krähennester

auszunehmen; jene Kirschbäume wurden von ihm geplündert; dort der Hügel war die „Burg“, die er gegen ein Heer von Feinden siegreich verteidigte.

Und jetzt sollte er an dieser Stätte sein Leben selbst enden.

Ein einsames Leben war's, das den Lebensdurstigen dahin führte! Und er irrte und irrte umher . . .

Der Morgen brach an. Eine sanfte Rosenröte stieg im Osten auf und verbreitete sich über den Himmel, als sollte dieser sich öffnen und Purpur und Gold auf die Frühlingserde herabrieseln lassen. Es würde ein Tag voller Herrlichkeit werden.

Gerade als die Sonne aufging, betrat er wieder das kleine Haus unter dem knospenden Lindenbaum, darin seine Mutter unter dem weißen Linnen lag und sein Vater noch immer Totenwache hielt.

⊕

⊕

⊕

„Ich will leben, Vater!“

„Es ist gut. Also lebe.“

„Ich will nach Amerika.“

„Also geh nach Amerika.“

„Ich will drüben ein neues Leben beginnen, Vater. Ein besseres.“

„Also beginne.“

„Womit?“

„Du brauchst Geld?“

„Hilf mir hinüber. Dann will ich nichts mehr von dir; dann bist du los von mir. Ein letztes Mal hilf mir.“

„Ich half dir oft — so gut ich konnte. Die dort auf dem Bett weiß, wie schwer es mir ward. Sie half mir sparen und darben.“

„Ein letztes Mal gib mir. Die dort hätte mir auch ein letztes Mal gegeben.“

„Ich habe nichts — nichts.“

„Vater, hilf mir! Vater!“

„Warte.“

Der Greis versuchte, sich zu erheben. Er sank wieder zurück. Dann gelang es ihm aber doch zu stehen und zu gehen. Wie mit gelähmten Gliedern tastete er sich durch das Zimmer. Bei der Thür wandte er sich zurück und sagte: „Nimm Abschied von deiner Mutter.“

„Ich will bei ihrem Leichnam schwören --“

„Leiste keinen Meineid.“

„Vater!“

„Nenne mich nicht so.“

Er schlich hinaus.

Ivo wartete lange Zeit bei der Toten. Schon glaubte er, auch seinem Vater sei ein Unglück zugestoßen, er sei auch schuld an seines Vaters Tod: ein Mutter- und Vaternörder.

Da kam der Alte zurückgeschlichen.

Er brachte Geld.

⊕

⊕

⊕

Ivo König war fort; und die alte Frau König wurde begraben. An ihrer Gruft hielt Pastor Baumert eine Rede, die ihm die Herzen seiner Gemeinde wiedergewann. . . .

Am Tage nach dem Begräbniß kam Kantor König in seinem besten Gewande, darin er seiner Frau das letzte Geleit gegeben hatte, zum Pastor und sagte: „Ich bedanke mich vielmals für die schöne Rede, die Sie meiner Frau hielten.“

„Mein armer alter Freund! Denn — nicht wahr? — wir sind wieder die Alten, wir zwei Einsamen.“

„Ich bedanke mich auch dafür. . . . Was ich dem Herrn Pastor mitteilen wollte: ich muß heute nach Weimar.“

„Ruhe müßt Ihr Euch gönnen!“

„Die Zeit der Ruhe wird auch kommen. Heute muß ich nach Weimar auf das Gericht.“

„Was habt Ihr bei Gericht zu tun?“

„Ich muß bei Gericht anzeigen, daß ich die mir anvertrauten Gemeindegelder unterschlug.“

## Zehntes Kapitel

Die Verlobten arbeiteten, und auf ihrem Leben ruhte das Heil der Arbeit. Zugleich aber etwas Schweres und Schwüles, Geheimnisvolles und Dunkles.

Die Schuld daran war nicht, weil ihrem Bündnisse der Segen der Thron fehlte — die Reinheit und der Ernst ihres Wandels waren auch himmlische segnende Mächte. Es war ein Andres, das um beider Seelen Schleier wob. Theodor liebte seine Braut, wie ein aufrechter Mann ein schönes und reines Weib nur lieben kann; der Gedanke an Ingrid war des ehemaligen Geistlichen Abend- und Morgenbet, welches von der Gottheit gewiß als solches gehört ward. Und trotzdem: er hatte sich ein Bräutigamsglück, wenn auch nicht gerade zärtlicher, so doch leuchtender gedacht. Welch schwarzes Gewölk stieg über ihm auf? Kam es daher, weil Ingrid so selten lächelte, bisweilen so bleich aussah, ihr mühsames Tagewerk mit solchem Ernst verrichtete? Und was war es mit ihrer gemeinsamen mütterlichen Freundin, daß der Schatten auch über dieser lichten Natur zu liegen schien? Was mit dem Freunde?

Er nahm an allem teil, war voll zarter Rücksicht für Ingrid, voll brüderlicher Innigkeit gegen Theodor. Und trotzdem. . . .

Theodor dachte darüber nach, grübelte und grübelte, fand es nicht. Also blieb der Schatten in seinem guten und sonst so glücklichen Leben. . . .

Prinz Andrea setzte inzwischen den Kampf mit seiner Familie und seinem hohen Stande fort. Er erklärte immer wieder: „Auch ich will ein Arbeiter sein! Das müssen wir Fürstensöhne jetzt alle; und es ist gut, daß wir es müssen. Es kann uns nur ehren, kann uns nur fürslich machen.“

Die Herzogin hörte kaum die Worte, überhörte sie; der

Herzog blieb auch in diesem Konflikt eine tragische Gestalt, dessen Wollen an seinem Nichtkönnen scheiterte. Aber auch er war nur einer von den vielen, die an dem Zwiespalt zwischen dem Alten und Neuen blutig litten, und auch er war aller Teilnahme, alles Mitleids würdig. Die Zeit war grausam. Etwas Ehernes, unerbittlich Zermalmendes wohnte ihr inne; sie verkörperte das starre System, und das noch mehr, als die Alten und Altmodischen es taten. Die Zeit heischte Opfer, wie ein Moloch; und Opfer fielen. . . .

Eines Tages kam Prinz Andrea zu den Freunden, denen er die Mitteilung machte: „Da meine Eltern mein ganzes Lebensprinzip, wie es sich in mir gestaltet und gefestigt hat, meiner Geburt und meines Standes als unwürdig erklären, so bin ich entschlossen, diesen Vorrechten für immer zu entsagen und ein einfacher Privatmann zu werden. Ihr seid die ersten, denen ich mein Vorhaben mitteile. Die ersten zu sein, ist euer Recht; denn es ist euer Einfluß, ist euer Vorbild, wodurch ich der geworden bin, als welcher ich jetzt dem Leben gegenüberstehe. Euch beiden habe ich den Ernst meines Lebens zu danken: die hohe Auffassung von der Pflicht gegenüber dem Leben.“

Er sprach zu beiden, dankte beiden. Aber sein Blick suchte dem Ingrid's zu begegnen.

Und Ingrid sah ihn an —

Da näherte sich das Fräulein von Schmettau Theodor. Sie rührte leise an seinem Arm und deutete auf die beiden, die dastanden, einer in den Anblick des andern versunken. Sie dachten nicht daran, daß sie nicht allein waren. Ingrid vergaß, wessen Braut sie war; Andrea, wen er seinen besten Freund nannte. Und dieser erkannte . . .

Am Abend dieses ereignisvollen Tages besprach sich Theodor mit der Freundin, die das Schicksal der drei Menschen gewendet hatte.

„Unsre Wohltäterin waren Sie stets; jetzt aber wurden Sie unsre Retterin. Ich kann nicht ausdenken, was aus uns geworden wäre, hätten Sie heute nicht an meinen Arm

gerührt; denn einmal — gewiß erst, wenn es zu spät war — hätte ich erkennen müssen, daß Ingrid sich für mich opfern wollte. . . . Unterbrechen Sie mich nicht, lassen Sie mich aussprechen: ‚Sich opfern wollte‘. Es ist das richtige, ist das einzige Wort! Als man mich damals austieß — mich zwang, mich selbst auszustoßen; als ich meinem Vater den großen Schmerz zufügen mußte; als ich meine Liebe zu ihr wie eine Macht von oben herab fühlte — damals begann sie mit der Opferung ihres ganzen Seins. Sie liebte Andrea, erfuhr seine bevorstehende Rückkehr, entdeckte meine Liebe zu ihr und verlobte sich mit dem nur brüderlich geliebten Freunde. Es ist alles so einfach, so klar. Aber ich war mit Blindheit geschlagen, und nur Sie waren die Sehende. Jetzt haben Sie dem Blinden die Augen geöffnet, jetzt reichen Sie ihm für eine kleine Weile die Hand. Nicht, um ihn zu stützen, sondern um ihn zu führen; denn noch ist seine Seele von dem Lichtstrahl der jähren Erkenntnis geblendet. . . . Mißverstehen Sie mich nicht: was ich tun muß, dessen bin ich mir vollkommen bewußt. Es kommt nur darauf an, wie es zu tun ist.“

Er war sehr bleich, sehr ruhig. Niemand durfte ahnen, wie er litt, und daß ihm erst durch sein Leiden die ganze Stärke seiner Liebe offenbar wurde. Die Freundin mußte ihm daher verhehlen, wie gut sie um ihn Bescheid wußte.

Sie faßte Theodors Hand und hielt sie mit festem Druck: „Nur der Schwache bedarf der Führung. Sie werden den Weg ohne Leitung zu finden wissen, und es wird immer der richtige sein. Nur das eine möchte ich Ihnen sagen: daß ich Sie nicht nur von Herzen lieb habe, sondern auch hochhalte. Sie wissen, ich larme mit derartigen Worten; das Leben verschloß mir für weiche und warme Worte den Mund. Ihnen danke ich, daß mir dafür der Mund einmal geöffnet ward. Ich habe noch niemals einem Menschen danken dürfen. Sie ahnen nicht, wie wohl das tut.“

Am nächsten Tage sagte Theodor zu Ingrid: „Ich habe etwas mit dir zu sprechen. Darf es in deinem Zimmer sein?“

„Gewiß, lieber Freund. Auch ich wollte dich um etwas bitten.“

Als sie in Ingrid's Zimmer waren, sprach sie zuerst: „Ich möchte dich bitten, unsere Heirat nicht länger hinauszuschieben. Wir dürfen uns bereits jetzt sagen, daß wir es wagen können, einen Hausstand zu gründen. In der Schule ist man mit meinen Leistungen zufrieden; und dir ward für nächsten Winter eine förmliche Tournee von Vorträgen angeboten.“

Theodor fragte: „Willst du, daß wir uns vor Andreas Abreise oder nach derselben heiraten?“

„Vor seiner Abreise scheint mir denn doch das Natürlichere zu sein. Wir besitzen keinen besseren Freund als ihn.“

„Nein, keinen besseren. . . . Das wäre dann also im Spätherbst?“

„Ja, Lieber.“

„Und nun bitte ich dich, mich anzuhören.“

„Deiner Miene nach muß es etwas sehr Ernstes sein.“

„Es ist Wahrheit. Wir beide suchen sie beständig, streben beständig danach. Sie ist für uns das einzig Menschewürdige. Wenigstens ist sie das für dich.“

„Also sprich.“

„Ich muß dir ein Bekenntnis machen. Es ist das Bekenntnis meiner Schuld.“

„Einer eingebildeten.“

„. . . Du hast mir viel zu verzeihen.“

„Lieber Theodor!“

„Ich war nicht wahr gegen dich. Wenigstens nicht in der letzten Zeit.“

„Das sollte ich dir glauben?“

„Ich hätte dir längst die Wahrheit sagen müssen, war dafür zu schwach. Feige war ich.“

Und er sagte es ihr. Er sagte ihr: er habe erkennen müssen, seine Liebe zu ihr sei nicht die rechte Liebe; nicht die Liebe des Liebhabers, des Gatten! Nur die Liebe des Freundes, des Bruders. Er sagte ihr wieder und wieder: er habe



gegen sie ein schweres Unrecht begangen, und sie müsse ihm Großes verzeihen. Er bat sie um Verzeihung; bat sie, wieder ihr Freund, ihr bester, treuester Freund sein und für zeitliches bleiben zu dürfen. Durch seine Freundschaft wollte er das an ihr begangene Unrecht sühnen: nur so könne er es . . . Ob sie ihm vergeben wolle.

Ihre Tränen strömten. An ihres besten Freundes Hals warf sie sich und weinte, als wollte sie an seinem Herzen ihre Seele ausweinen. Weinend küßte sie seine Stirn, seinen Mund, seine Hände. Sie, die ihm ein an ihr begangenes großes Unrecht vergeben sollte, küßte seine Hände in solcher Hingabe, solcher Demut, als ob sie die Schuldige sei, die um Vergebung flehe.

Es war Theodor, der beruhigen und trösten mußte.

⊕

⊕

⊕

Der Entlobte begab sich zu Andrea, bei dem er eine andre Aufgabe zu erfüllen hatte. Er fand den Freund über Büchern und Landkarten: „Verzeih, daß ich dich bei deinen Studien störe. Es ist eine helle Freude, dich so eifrig an der Arbeit zu sehen. Wer hätte das je von dem Prinzlein gedacht?“

„Dieses selbst am allerwenigsten, versichere ich dich. Es lag viel Unnützes und Schlimmes in mir, das ausgemerzt werden mußte; und zwar bedurfte es eines eisernen Wesens, kann ich dir sagen. Sogar die Plunze mußte hinaus.“

„Da du von ihr sprichst . . . ich wollte nämlich auch ihren Namen nennen.“

„Du? Ingrid's Bräutigam!“

„Ich komme nicht darüber hinaus, bildete mir nur ein, damit fertig geworden zu sein.“

„Theodor!“

„Du bist entsetzt? Glaube nicht, daß ich kam, um mich zu rechtfertigen.“

Andrea sprang auf. Er wollte auf Theodor zugehen, blieb stehen, stieß hervor: „Ich verstehe dich nicht. . . . Mensch, wie siehst du aus? Du bist ja totenblaß!“

„Kehre dich nicht daran. Es ist das Entsetzen über mich selbst, ist die Selbstverachtung. Ich kam, um mit dir darüber zu reden.“

„Über die Jakobe?“

„Neulich sah ich sie spielen: in Hauptmanns ‚Elga‘. Ich tat es heimlich. Denke doch: heimlich! Es hat sich gerächt. An jenem Abend hat es mich wieder gepackt.“

„Was? Was?“

„Meine alte Leidenschaft.“

Der Prinz sprach wie geistesabwesend nach: „Ihn hat seine alte Leidenschaft gepackt. Seine alte Leidenschaft für die Jakobe; für die Almire; für die Geliebte meines Bruders. . . . Und es ist Theodor Baumert, ist der Verlobte Ingrid's —“

Tobbleichen Gesichts stimmte Theodor bei: „Es ist verächtlich, schändlich.“

Und dann nach einem schweren Schweigen: „Du bist ihrer würdiger, als ich es bin, als ich es jemals war.“

Er sah den Freund erbleichen, erbeben, hörte ihn stammeln: „Würdiger — Ingrid's? Wer? Ich? Ich würdiger dieses herrlichen Mädchens! Du müßtest der beglückteste, der begnadetste Mensch unter der Sonne sein, und als Verlobter Ingrid's denkt er an die andre. An diese andre! . . . Das ist furchtbar.“

Er irrte fassungslos durch das Zimmer. Ohne zu wissen, was er sprach, murmelte er beständig Ingrid's Namen. Er tat es mit einem Ausdruck der Liebe, der Leidenschaft, des Schmerzes, daß Theodor mehr und mehr erkannte, wie recht er handelte. Plötzlich blieb sein Freund vor ihm stehen, sah ihn mit flackernden Blicken an, sagte mit erstickter Stimme: „Du wirst sie unglücklich machen; du bist ihrer nicht wert. Denn sonst — wie könntest du sonst — — Weißt du, daß ich dich hassen könnte? . . . Aber das ist ja doch alles nicht möglich. . . . Was sagst du?“

„Ich habe heute meine Verlobung mit Ingrid gelöst.“  
„Mensch!“

„Nun ja. Es ist so. Es mußte so sein.“

„Bist du ganz sinnlos?“

„Weil ich sie nicht unglücklich machen will.“

„Du hast ihr gesagt, du liebtest die Maitresse meines Bruders?“

„Nicht das.“

„Gott sei Dank! Also so viel Besinnung behieltest du noch? Es wäre für sie schrecklich gewesen, eine Demütigung, eine Erniedrigung. Die Arme, o die Arme! Und sie liebt dich so innig.“

„Meinst du?“

„Wie?“

„Ich meine, daß sie einen andern mehr liebt, diesen andern immer mehr geliebt hat: einen ihrer Liebe Würdigeren.“

„Welchen andern? Und wie kommst du dazu, dergleichen zu vermuten?“

„Richtig, ich vermute es nur. Und ich vermute es erst seit heute: seitdem ich mich von ihr gelöst habe. Als ich es tat, schien es mir, als würde sie sich bewusst, einen andern mehr zu lieben. . . . Warum siehst du mich so an?“

„Ich bin . . . ich habe . . . ich weiß nicht . . . . Dies alles kommt so unerwartet. Es übermannt mich.“

Er sank auf einen Stuhl wie in tiefer Erschöpfung. Da sagte Theodor sein Letztes. Es war eine Bitte: „Ich will fort.“

„Wohin?“

„In unsre Kohlenruben. Ich wollte es längst. Längst wollte ich an Ort und Stelle die Lage unsrer braven Grubenarbeiter kennen lernen, dieser todesmutigen Helden. Ich will den ganzen Sommer über dort bleiben. Gerade jetzt ist dafür der rechte Zeitpunkt gekommen. Du verstehst. Und ich wollte dich bitten . . . . Es ist ein Freundschaftsdienst; vielleicht der letzte, den ich von dir fordern kann. Denn du gehst bald hinüber, wirst mir weit entrückt. Also bitte ich dich.“

„Um was?“

„Nimm dich Ingrid's freundschaftlich an. Sie bedarf es. Überdies hält sie große Stücke auf dich; du stehst ihr sehr nahe.“

„Was fällt dir ein?“

„Jedenfalls kannst du ihr jetzt sehr helfen; und jedenfalls bitte ich dich darum.“

Andrea versprach, seines Freundes Bitte zu erfüllen.

Auch hier hatte Pastor Emanuels verlorener Sohn seine Aufgabe getan.

## Elftes Kapitel

Es ereigneten sich Dinge, die „Sensationen“ waren: ein Wort, von der neuen Zeit geprägt und mit Eier aufgenommen, aufgesaugt von allen nach heftigen Erregungen hungernden Gemütern.

Der Erbprinz von \* \* \* wollte die berühmte Ibsendarstellerin heiraten, wurde von dieser abgelehnt, beging einen Selbstmordversuch, der ihn zum lebenslänglichen Krüppel machte. Er wollte auf die Thronfolge zugunsten seines jüngeren Bruders verzichten. Dieser hatte jedoch seinem hohen Stande entsagt, um als simpler Herr Andrea im dunkelsten Afrika Sumpf und Wildnis in eine blühende Landschaft zu verwandeln und in den letzten Oktobertagen eine einstmals gräßliche Hofdame, nunmehr simple Lehrerin, zu Frau Andrea zu machen.

Welche Zeit, welches Geschlecht!

Eine Zeit der Gegensätze, der Konflikte, der Tragödien — eine Zeit der Kraftentfaltung, des Aufsteigens, des Sichemporringens. Zugleich eine Zeit des Erreichens und Vollbringens. Und in dieser heftig gärenden, mächtig sich gestaltenden Zeit ein junges Geschlecht: pietätlos und mit-

leidslos; freudig und frech; voller Latendrang und Latenkraft; nicht nur niederreißend, sondern auch aufbauend; nicht nur alle Vorurteile und Überlebtes austrottend, sondern auch neues Leben gebärend.

Zu keiner andern Zeit war das menschliche Wissen bis zu solcher Sonnenhöhe gestiegen. Der Mensch dieser wunderbaren Zeit schwang sich in die Lüfte und über Alpengipfel; er ließ über Länder und Meere durch Funken seine Kunde blißen; öffnete eines Todkranken Brust und belebte das Herz, das bereits aufhören wollte, zu schlagen.

Zu keiner andern Zeit solche gewaltigen Errungenschaften des Geistes und solche tiefen Einblicke in die Seelen. Auch in ihre Finsternisse und Abgründe.

Es war etwas Herrliches darum, Bürger einer solchen Zeit zu sein und einem Geschlechte anzugehören, das Großes vollbrachte, noch Größeres vollbringen würde. Aber der Tragödien dieser Zeit und dieses Geschlechtes waren zahllose; und sie waren von solcher furchtbaren inneren Notwendigkeit, wie kein Tragiker sie erschütternder zu erfinden vermochte. Die Zeit selbst war zum größten Dramatiker geworden, von der zermalmenden Wucht eines Shakespeare. . .

Theodor arbeitete in den Kohlengruben. Das war wörtlich zu nehmen. Um die Lage der Bergleute in Wahrheit kennen zu lernen, hatte er sich in einem durch schlagende Wetter schwer bedrohten Distrikt anstellen lassen: auf einem der bescheidensten Posten, den er, ohne Vorkenntnis zu besitzen, mit seinem strengen Pflichtgefühl ausfüllen konnte. Er wollte von dem Leben jener Heroen unter der Erde nicht hören, sondern dieses miterleben. Jeden Monat nahm er für einige Tage Urlaub und hielt in irgendeinem Arbeiterverein über irgendein zeitgemäßes Thema Vorträge, die starken Zulauf hatten. Denn er sprach zum Volk vom Volk; und er sprach zu ihm mit dem Herzen. Aus ihm sprach sein leidenschaftliches Gottsuchertum, seine heiße Sehnsucht, den Mühseligen und Beladenen sich beizugesellen: nicht als Geistlicher, sondern als Mensch.

Scheidend von Berlin hatte er dem Freunde die Bitte ans Herz gelegt: „Sei ihr Freund, ihr Tröster, ihr Helfer!“ Er hatte so eindringlich gebeten, als ob es seine letzte Bitte sei. Andrea hatte versprochen, sie zu erfüllen, und hatte sein Versprechen gehalten. Wann immer er konnte, fand er sich bei den beiden Frauen ein und umgab die Entlobte mit zartester Rücksicht. Sie sprachen von dem Abwesenden, als sei er gegenwärtig und müsse mitreden, müsse ihnen Antwort geben. Es kam vor, daß sie schwiegen und darauf warteten, die ruhige, klare Stimme des Entfernten zu hören. Die gemeinsame Liebe zu diesem ließ die ihre zu einander mehr und mehr anwachsen.

Von allem, was ihn bewegte, sprach der Freund zu der jungen Lehrerin, die seiner verstorbenen Schwester Hofdame und einzige Freundin gewesen war.

Ingrid teilte seine Sorgen und Kummernisse ebenso treulich wie seine Hoffnungen und Freuden: gerade in allem Schweren wollte sie seine Gefährtin sein. Das Schwerste war auch für ihn sein Verhältnis zu seiner Familie, die sich weigerte, die Konsequenzen eines „bürgerlichen Erziehungssystems“ zu tragen; das Freudigste waren seine Zukunftspläne, von denen er mit einer Begeisterung, einer Leidenschaftlichkeit sprach, die Ingrid hinriß. Und wie gut sie ihn verstand! Als wäre sie ein Teil seiner selbst, wie auch er sich nur als ganzer Mensch fühlte, wenn sie bei ihm war. So kam es, wie es kommen mußte. . . .

Es erfolgte die Katastrophe mit dem Erbprinzen.

Dieser erschien eines Tages bei seinem Bruder, fahl im Gesicht, mit dem Blicke eines Verstorbenen. Er sagte zu dem Jüngeren: „Du mußt deine Afrika-pläne aufgeben. Sie sind ohnedies unsinnig.“

Andrea antwortete nicht. Er erwartete etwas Ungeheuerliches, gleichsam den Ausbruch von Wahnsinn.

„Ich werde abdanken, du wirst Thronfolger sein. . . . Weshalb starrst du mich so an? Ich wäre nicht der erste Erbe eines Thrones, der diesem entsagte und einem andern diesen überläßt. Ich überlasse ihn dir.“

„Du abtanken? Aus welchem Grunde? Du würdest für den Thron erzogen.“

„Für den ‚Thron erzogen‘. Sieh doch, wie ich dafür erzogen ward, wie ich dafür gelebt habe. Ohne für den Thron erzogen worden zu sein, wirst du dich dessen würdiger erweisen.“

„Den Grund, den Grund!“

„Du kennst ihn nicht?“

„Eine Frau? Diese Frau!“

„Welche nicht meine Frau werden will.“

Andrea rief aus: „Wo sie doch deine Geliebte ist!“

„Ich wollte sie zur Frau haben. Es wäre für sie eine Fessel gewesen; und ich wollte sie an mich ketten. Verstehst du das nicht?“

„Sie würde auch die Kette brechen, sobald sie diese brechen will.“

„Immerhin nicht so leicht.“

„Was geschieht nun?“

„Du hast ja gehört.“

„Weil deine Geliebte nicht deine Frau werden will, denkst du an etwas so Unmögliches?“

Der Erbprinz lachte laut auf: „Was nennst du etwas Unmögliches? Auf einen Thron verzichten, weil ich mich dafür zu morsch, zu morbid fühle? Zu degeneriert! . . . Starre mich nur an. Es ist das richtige Wort, und du bist ja wohl der Mann, ein Ding beim rechten Namen zu nennen. Was soll ein Mensch wie ich auf einem Thron? Was soll er überhaupt noch im Leben? Die Fatobe hätte mir helfen können — wie die Regine dem guten Oswald. Aber sie will mir nicht helfen — auch wie die Regine dem armen Paralytiker. Du bist aus andrem Stoff gemacht. Gesund bist du; hast nicht ‚gelebt‘, dich nicht ausgelebt, nicht überlebt. Es ist einfach deine verdammte Pflicht und Schuldigkeit, für mich einzuspringen, wenn ich versage: feig, erbärmlich, verächtlich versage. Es sind immer die richtigen Worte. Also erfülle deine Pflicht und Schuldigkeit. Du bist ein Weltbürger, wirst ein guter Herrscher sein. Unse Frau Mama

freilich — aber das ist Nebensache. Sie hat es nicht anders gewollt und muß sich mit den Tatsachen abfinden.“

So fuhr er fort zu reden, mit stierem Blick wie ein zu Tode Erschöpfter, wie einer, mit dem es zu Ende ging. Es war ein plötzlicher Verfall. Andrea versuchte auf ihn einzureden, was sein Bruder apathisch geschehen ließ. Schließlich erklärte Andrea noch einmal mit ruhiger Bestimmtheit: „Du mußt auf deinem Posten bleiben, den ich nicht einnehmen will. Auch habe ich mich mit Ingrid von Trebra verlobt. Sie wird meine morganatische Gemahlin nicht werden. Man müßte also uralte, hochhehrwürdige, heilige Gesetze umstoßen, müßte eigens neue Gesetze schaffen. Das hieße einer fernen, fernen Zukunft vorgreifen. Mein Zukunft liegt für das erste dort drüben in einer Arbeit, die mein Glück sein wird. So leicht gebe ich mein Glück nicht her. Ich gebe es nicht her, weil du dich müde und morsch fühlst, dich selbst einen Degenerierten nennst. Raffe dich auf; erstarke und gesunde!“

Der Erbprinz erhob sich, sagte mit spöttischem Lächeln: „Worte, nichts als Worte! Ich muß Tatsachen sprechen lassen. Diese werden dich zwingen.“

Ohne Gruß ging er. . . .

In der nämlichen Nacht machte er den Selbstmordversuch, bei dem er ein Auge einbüßte. Auch für das zweite bestand Gefahr. Jakobe wollte ihn pflegen, wurde jedoch von dem herbeigeeilten Vater hinweggewiesen: „Wie eine Dirne!“

Die Herzogin mußte erleben, daß alle Welt erfuhr: nicht nur eine Prinzessin, sondern sogar der Erbe eines Thrones konnte selbstherrlich Selbstmord verüben.

## Zwölftes Kapitel

**S**ie waren verheiratet. . . . Am Morgen ihrer Abreise auf einem der prächtigen Dampfer des Norddeutschen Lloyd erschien in Bremen in Hillmanns Hotel Theodor,



um dem jungen Paare Glück zu wünschen und zugleich von ihm Abschied zu nehmen. Zur Hochzeit konnte er nicht kommen; aber er kam jetzt.

Die beiden Glücklichen fanden den Freund sehr verändert. Das hatte das Leben in den Gruben an ihm vollbracht; und auch sonst des Lebens tragischer Ernst. Er war jedoch deshalb dem Leben nicht gram, sprach darüber im Gegenteil mit einer starken Freude wie niemals zuvor. Und — auch wie niemals zuvor — fand er seine Zeit groß und herrlich: „Trotz allem und allem“; fand er das junge Geschlecht auf emporführenden Bahnen — gleichfalls „trotz allem und allem!“

Die drei vor einer langen Trennung nur für Stunden Vereinigten hatten einander vieles zu sagen. Wenn sie auch nicht von ihren Kämpfen und Leiden, sondern nach Möglichkeit von Frohem und Hoffnungsvollem sprachen, gab es doch des Ernstes genug zu erörtern; das Siechtum des Erbprinzen; das ruhelose Wanderleben der Jakobe, aus der eine Virtuosa geworden; der trostlose Tod des Kantors König im Gefängnisse; die Verschollenheit seines Sohnes und die immer noch unerbittliche starre Haltung der Alten — mit Ausnahme des Herzogs, der nach wie vor versuchte, Kompromisse zu machen, und dabei nach wie vor unterlag. Von ihrer Mutter hatte Frau Andrea zwar zur Hochzeit einen Brief erhalten, er war jedoch heimlich geschrieben worden.

Theodor begleitete die Scheidenden nach Bremerhaven. Sie fuhren in der Abendröte durch die glühende Heide, längs der als ein Feuerstrom dem Meere zuslutenden Weser. Als der Expresszug in Bremerhaven einlief und unmittelbar vor dem gewaltigen Dampfer anlegte, begrüßte rauschende Musik die Passagiere.

Während der junge Gatte nach Gepäc und Kabinen sah, trat Ingrid zu ihrem Jugendfreund. Sie legte traulich ihren Arm in den seinen, führte ihn zu einem einsamen Platz und sagte leise: „Mir ist immer, als hätte ich mein Glück dir zu

verdanken und als müßte ich dich zugleich um Verzeihung bitten, weil ich so glücklich bin. Denn ich bin es in tiefster Seele. Theodor, mein Gefährte, mein Freund, mein Bruder — ich danke dir!“

Und sie lehnte ihren Kopf an seine Brust, darin sie das heftige Pochen seines Herzens fühlte.

Er konnte nicht gleich antworten. . . . Sie standen im Bug des Dampfers wie in tiefer, feierlicher Einsamkeit und schauten zusammen in das Verglühen des Herbstabends.

Dann fand Theodor Worte: „Weißt du noch, wie ich schon als Knabe ausziehen wollte, um den lebendigen Gott zu suchen; und wie du mich tröstetest, weil ich ihn nicht fand?“

„O Lieber, ob ich noch weiß!“

„Ingrid, Ingrid, Ingrid — ich fand den lebendigen Gott! Als letztes Wort sollst du mein hohes Glück wissen, damit du von mir als von einem Glücklichen scheiden kannst.“

Erschüttert von seiner Ergriffenheit, tat sie die Frage: „Wo fandest du den lebendigen Gott?“

„Ich möchte es dir nicht mit meinen armen Worten sagen, sondern mit denen eines Dichters. Willst du sie hören?“

„Sprich, sprich!“

Und Theodor sprach:

Wer aber lebt, muß es klar sich sagen,  
Durch das Leben sich durchzuschlagen,  
Das will ein Stück Noheit.  
Wohl dir, wenn du das hast erfahren  
Und kannst dir dennoch retten und wahren  
Der Seele Hoheit.  
In Seelen, die das Leben aushalten  
Und Mitleid üben und menschlich walten,  
Mit vereinten Waffen  
Wirken und schaffen,  
Trotz Hohn und Spott,  
Da ist Gott.

Andreas junge Gattin sprach Pastor Emanuels Sohn leise nach: „Da ist Gott!“

Und nach einer Weile mit starker Empfindung: „Es ist in dem Guten — ist in dir!“

Das dritte tosende Signal ertönte. . . . Sie mußten scheiden.

⊕

⊕

⊕

Im Laufe des Winters sollte Theodor in Weimar einen Vortrag halten: „Über die sittliche Wirkung der Persönlichkeit Christi.“ Er wollte die Aufforderung ablehnen — der Nähe seiner Heimat willen, die für ihn nicht mehr Heimat war. Dann nahm er doch an. Gerade zu seinen Landsleuten und gerade über dieses große Thema sprechen zu dürfen, war denn doch eine zu bedeutsame Sache. Er traf bereits den Tag vorher in Weimar ein, stieg im „Elefanten“ ab, und das erste, worauf im Gasthose sein Blick fiel, war der Theaterzettel mit der Ankündigung für den Abend:

Großherzogliches Hoftheater:

„Iphigenie.“

Als Iphigenie gastierte Jakobe.

Theodor schickte sogleich nach einem Billett, erhielt noch einen Platz in der letzten Reihe des Parketts, was ihm gerade recht war. Ihm war zumute, als müßte er sich auf den Abend vorbereiten: Die Jakobe als Iphigenie. . . . Also spielte sie doch noch Goethe?

Sie, die schier Hypermoderne! Schon damals beim Gretchen war ihm bang gewesen. Und ihr Gretchen lag vor Ibsen und Hauptmann. Aber wie herrlich, wie ganz im Goetheschen Geist, hatte sie vor dem Gartenhause das Lied an den Mond gesprochen! „Wie Goethes Muse“ — hatte er in jener unbergelichen Winternacht gemeint und unerschütterlich an sie geglaubt: als an die priesterliche Verkündigerin aller jener hehren Gestalten. Seitdem freilich —

Vieles war seitdem mit der Jakobe geschehen; viel Unverständliches, Rätselhaftes. Aber war es ihm denn anders ergangen? Das Leben führt eben den Menschen auf Irr-

wegen, durch Dunkelheiten. Wenn er nur endlich an ein Ziel und ins Helle gelangt.

Von seinem Zimmer aus sah er auf den Rathhausplatz hinab. Die Landleute kamen aus den Dörfern mit ihren Waren gezogen. Viele von den Frauen trugen noch das altmodische schwarze Kopftuch und den Doppelmantel aus buntgeblütem Kattun, mit Falbeln verziert. Über ihren hohen Körben festgeschnallt, brachten sie in schneeweiß geschauerten Butten, deren Messingbänder wie Gold glänzten, den Stolz des Hauses: die frische Butter, zu Markt. Ein fröhliches Treiben, ein eifriges Feilschen entfaltete sich — genau, wie es zu Theodors Knabenzeit gewesen war und vor hundert Jahren sicher nicht anders. Auch sonst hatte sich auf dem lieben Plage nichts verändert. Da war noch das Cranachhaus und die Apotheke; da war noch an der Ecke der Konditor, bei dem Theodor sein Taschengeld anlegte; und da war, gewiß auch noch vollkommen unverändert, die Wünschengasse, darin die beiden Ratsmädels, Röse und Marie, ein unsterbliches Jugendleben führten — wie heutzutage selbst in dem alten guten Weimar es keine hübschen Kinder mehr führen, mit prächtigen, blonden Zöpfen, bis auf den Rücken herabhängend, und Lebenswonne im Herzen.

Neu jedoch auf Weimars Marktplatz war dort drüben das „Kaufhaus Liek“. Also hatte sich auch hier manches verändert.

Ja, manches! Manches Neue war nach Weimar gekommen: Trambahnen und Droschken; modische Läden und stattliche Bauten; Verkehr und Industrie; junges, aufblühendes, kräftiges Leben. Auf seinem Gange durch die Stadt sah Theodor alles und erkannte von allem das Gute. Dabei war auch das junge Weimar das alte geblieben: Weimars Weihstätten hatte die Zeit nicht angerührt; und der geistige Pilger konnte von Sanktuarium zu Sanktuarium wallfahrten, ohne sich in seinen bewegten Empfindungen verletzt zu fühlen: von Herder und Wieland zu Schiller und Goethe; vom Wittumspalais durch den Park nach Tiefurt.

Oder nach Ettersburg oder nach Belvedere. . . . Hätte der tote Jupiter aus dem christlichen Olymp auf sein altes Weimar herabschauen können, so hätte er wohl verwundert, doch sicher nicht mißbilligend über das neue Weimar sein Haupt geschüttelt. Im Gegenteil! Seine selige Erzellenz hätte selbst an der „Elektrischen“, die an seinem Hause am Frauenplan vorüberfuhr, seine Freude gehabt und mit einem leisen Lächeln gesprochen: „So ist's recht, Kinder! Fortschritt und Entwicklung haben mit der Tradition viel weniger zu tun, als kluge Leute vermeinen; denn Fortschritt und Entwicklung sind Leben. Auch das Junge kann das Alte ehren und dabei doch jung sein. So recht göttlich jung! Seid es nur. Ich war es auch einmal.“

Das Einmal-gewesen-sein. . . .

Es war diese Empfindung, die bei Theodors Wanderung auf Schritt und Tritt seine Begleiterin war, eine gar seltsame Gefährtin, beständig erinnernd: Es war einmal! Anabenzzeit, erste Jugend; alle die Freuden und Leiden; alle die Hoffnungen; die Ideale von Leben und Menschheit.

Fühlte er sich um diese gebracht?

Nein.

Waren die Enttäuschungen größer gewesen als die Hoffnungen?

Nein — nein!

Also brauchte er auch nicht jenes gespenstische „Es war einmal“ zu scheuen, das für viele eine fürchterliche Gestalt ist mit dem Blicke einer Mörderin: die schönen Erwartungen und leuchtenden Hoffnungen der Jugend schlug sie erbarungslos tot.

Auch nachmittags setzte Theodor seine Wanderungen fort: durch den bereits tief verschneiten Park nach Ober-Weimar; über das Horn, an dem ehemaligen Häuschen der Almize vorüber, zur Altenburg und dem Andreasinstitut, daraus — wie Theodor mit lebhafter Teilnahme verfolgt hatte — eine ganze Reihe tüchtiger Männer hervorgegangen war. Er ging und ging, wie um durch sein eiliges Schreiten eine hef-

tige Unruhe zu beschwichtigen. Sie wuchs, je näher der Theateranfang heranrückte. Erst kurz vor Aufgehen des Vorhanges nahm er seinen Platz in dem alten lieben Hause ein, das bald einem neuen, prächtigen Bau weichen sollte.

„Heraus aus euren Schatten, rege Wipfel —“

Was war das? Bereits bei den ersten Versen fühlte Theodor einen fast physischen Schmerz über diese Priesterin, die Priesterin nicht mehr war. Nur noch Virtuosiin — nur noch Zoll für Zoll Virtuosiin! Und was machte sie aus den Jamben? Wozu wohl Goethe seine Iphigenie in Versen schrieb, wenn die Darstellerin derselben die Verse in Prosa auflöste? Diese Verse! Die Art, wie die Jakobine die zur Prosa erniedrigten Verse sprach, war wohl ein Kunststück, aber es war keine Kunst.

In keinem Atemzuge mehr große, heilige Kunst!

Das Publikum blieb eifig kalt — eifig kalt aus Achtung vor dem großen Namen der Tragödin, deren schon damals ungoethisches Gretchen es doch zum Enthusiasmus hingerissen und die es dann zu seinem Liebling erhoben hatte.

Nach dem mißhandelten Parzenliede ertrug Theodor es nicht länger: vor dem Theater wartete er das Ende der Vorstellung ab. Bei dem Dichterdenkmal schritt er in leidenschaftlicher Erregung auf und ab, sich erinnernd, erinnernd —

Wie hatte das nur so trostlos kommen können? Mußte er auch dieses Sinken von einer glanzvollen Höhe herab der Zeit zuschieben, die an so vielem die Schuld tragen sollte?

Nein! Und abermals — nein, nein!

Sie selbst war die Schuldige. Sie allein hatte sich von dem Thron gestürzt, darauf ein Genius sie erhoben. Alle Verantwortung fiel auf sie, die mit ihren herrlichen Gaben schändlichen Wucher getrieben.

Während er sie richtete, überkam ihn zugleich ein unsägliches Mitleid mit der freiwillig Niedergestiegenen. Was mußte sie heute empfinden, was leiden?

Endlich war das Stück aus. Die Zuschauer strömten aus dem Hause: hastig, gleichgültig. Theodor hörte dieses

und jenes vernichtende Urteil. Auch zum Schlusse kein Erfolg! Einige versuchten schüchtern zu klatschen, wurden jedoch sofort heftig niedergezischt. Und das im Hoftheater von Weimar, bei einer einst viel bewunderten, einst geliebten Künstlerin: „Es war einmal“ . . .

Theodor begab sich zu der Tür, daraus die Schauspieler das Haus verlassen mußten. Diesen Abend war der Platz leer. Orest und Phylades erschienen zuerst. Sie sprachen in kameradschaftlichem — in mitleidigem Ton. Auch ihrer Worte Inhalt lautete, daß es einmal war.

Dann kam sie, die Jakobe. . . .

„Schide den Wagen fort! Geh mit mir, wie du damals mit mir gingst. Wir gehen den nämlichen Weg.“

Er trat auf sie zu, die ihn anstarrte, als sähe sie seinen Geist. Eine Weile standen die beiden einander gegenüber. Auch er war sehr bleich; aber ihr Gesicht schien in seiner Weiße und Erstarrung keinem Lebenden anzugehören.

Leise und weich sagte ihr Freund: „Gib mir deinen Arm. Und — jetzt komm!“

⊕

⊕

⊕

Sie gingen die nämlichen verschneiten Wege: zwei andre Menschen, als sie damals gewesen. Durch Theodors Hirn kreiften noch immer die Gedanken: Wie konnte es nur möglich sein? Er fand nicht den Mut, das erste Wort zu sprechen. Die Jakobe sprach es. Es war ein Stammeln, ein Stöhnen: „Aus und vorbei; aus und vorbei!“

Und immer wieder wie phantasierend: „Aus und vorbei! Mit allem aus und vorbei! Mit allem und allem!“

Boller Entsetzen rief Theodor sie an: „Du willst dein Gelübde erfüllen?“

„Ja.“

„Sterben willst du? Selbstmord willst du begehen?“

„Ja, ja! Willst du mich etwa abhalten?“

Theodor fragte zurück: „Willst du, daß ich es geschehen lassen soll?“

„Wenn du mein Freund bist oder mein Freund einst warst, so lässest du mich jetzt sterben. . . . Da fällt mir ein: Du warst Geistlicher, und Selbstmord ist ja wohl Sünde?“

„Unter Umständen ist es Feigheit.“

„Unter Umständen. . . . Seltsam, wie wir alles erst an uns selbst erfahren müssen. Als der entthronte Lebenskönig zu mir kam und mir sagte: er wolle sterben, — sterben müsse er, da es mit ihm aus und vorbei sei, da rief ich ihm zu: ‚Arbeiten, nicht verzweifeln!‘ Da konnte ich klug reden. Nun es mich selbst betrifft, ist es mit meiner Weisheit zu Ende; nun helfen mir keine großen Worte. Also spare sie. Bei mir sind die Umstände tieferer Art. Ich habe ein Heiligtum entweiht, eine Gottheit gelästert. Viele Frauen töten sich aus unglücklicher Liebe. Das mag schwach sein, feige — wie du in deiner Stärke es nennst. Ich wurde mir selbst treulos. Das ist etwas anderes als die Untreue eines Geliebten. Ueberdies handelt es sich bei mir um die Erfüllung eines Gelübdes, von mir geleistet an dem Denkmale Goethes, dessen reinste und hehrste Frauengestalt ich nicht mehr verkörpern kann! Verstehst du: nicht mehr kann!“

Sie schwieg erschöpft. Theodor versuchte die ganz Verstörte, die an sich selbst Verzweifelnde zu beruhigen: „Du leistetest jenen Schwur in Ekstase. Denke doch, wie jung du damals warst!“

„Und rein und gut, rein und gut. Damals; ach ja, damals! Ich liebte dich damals; ich wollte dein sein, ganz dein; einzig und allein dein. Aber für Pastor Emanuels frommen Sohn wäre das eine große Sünde gewesen — wie der Selbstmord es ist. So duldete er denn, daß ich an meiner Seele Selbstmord beging.“

Theodor schrie auf: „Jakobe! Um Gottes willen, Jakobe!“

Sie wiederholte hart: „So duldest du denn, daß ich an meiner Seele Selbstmord beging.“

Fassunglos stieß der Angeklagte hervor: „Wenn du das sagst, dieser Schuld mich zeihst, dafür mich zur Verantwortung



ziehst — wie soll auch ich dann das Leben weiter ertragen können? Und ich muß es. Nicht meinetwillen, sondern meiner Arbeit willen, die meine Mission ist. Ich darf meiner Mission nicht untreu werden. Es wäre eine Untreue gegen mich selbst.“

„Vollbringe deine Sendung in Frieden weiter. Ich fordere von dir keine feige Sünde. Nichts fordere ich von dir. Aber es mag auch für dich von Nutzen sein, zu wissen, wohin ein guter und reiner Mensch geführt werden kann: bis zum Rande dieses Flusses.“

Es war die Elm, an deren Ufer einst das Kind zu einer unbekanntem Gottheit die Arme aufstreckte in dunkler, heißer Sehnsucht nach einer leuchtenden Erfüllung. Jetzt stand das an sich selbst verzweifelnde Weib in eifriger Winternacht an demselben Gestade, erfüllt von leidenschaftlicher Todessehnsucht, von dem festen Willen zum Tode. Sie beugte sich hinab; es schien sie gewaltsam niederzuziehen. Theodor wollte sie bereits umschlingen, um sie vom Rande des Grabes zurückzureißen, als er sie sprechen hörte. Ein Flüstern war's, ein Raunen, als hielte sie geheimnisvolle Zwiesprache mit den unter dünner, weißer Eisschicht dahinrauschenden Wassern, die sie in ihren Schoß aufnehmen sollten, ewiges Schweigen ewigen Frieden verleihend:

Fließe, fließe, lieber Fluß!  
Nimmer werd' ich froh;  
So ver tauschte Scherz und Kuß,  
Und die Treue so.

Ich besaß es doch einmal,  
Was so köstlich ist!  
Daß man doch, zu seiner Qual,  
Nimmer es vergißt!

Rausche, Fluß, das Thal entlang,  
Ohne Raß und Kuß,  
Rausche, flüstre meinem Sang  
Melodien zu!

Wenn du in der Winternacht  
 Wütend überschwillst,  
 Oder um die Frühlingspracht  
 Junger Knospen quillst.

Selig, wer sich vor der Welt  
 Ohne Haß verschließt,  
 Einen Freund am Busen hält . . .

Ihre Stimme brach. Sie sprach zuletzt so edelschön, wie sie das liebe Lied in jener andern Wintermondnacht gesprochen hatte. Theodor mußte ein Schluchzen ersticken. Er fühlte sich von des Lebens ganzem Jammer gepackt; fühlte sich des Lebens Jammer gegenüber hilflos: er, der eine Mission an die Menschheit zu haben wähnte. Nicht einmal dieser einen Mühseligen und Beladenen konnte er beistehen in ihrer höchsten Not.

Jakobe faßte sich. Mit unbefchreiblichem Ausdruck sprach sie den letzten Vers:

Was von Menschen nicht gewußt  
 Oder nicht bedacht,  
 Durch das Labyrinth der Brust  
 Wandelt in der Nacht . . .

Sie sprach wie zu sich selbst weiter: „Das ist es! Was von Menschen nicht gewußt wird; was der Mensch in dem Labyrinth seiner Brust trägt — es ist das, was den Menschen schuldig werden läßt. Vollends, was die Frau Geheimnisvolles und Dunkles in ihrer Seele trägt, ahnungslos, daß es feindliche Gewalten sind, Dämonen der Vernichtung. Wenn diese dann plötzlich erwachen: durch das Leben geweckt werden. Und nun gar ein Wesen wie ich. Bin ich doch die ‚Ältnize‘! Man trägt nicht ungestraft solchen Namen von Kindheit an. Einmal kommt dann der Tag, wo der Name zur Wahrheit wird. Ich wußte auch nicht, was für unheilvolle Mächte in mir schliefen. Sie erwachten, als ich mich von dir, du reiner Tor, verschmäht wußte. Das vergißt ein

stolzes Weib nie, überwindet es nie. Es braucht durchaus keine Kundry zu sein. Ich verzieh dir, aber ich vergaß es nie, überwand es nie. Weil ich es nicht überwinden konnte, schädigte es mich an Leib und Seele. Und es schädigte mich in meiner Kunst; denn einmal war sie eine Kunst! Weil ich es nicht überwinden konnte, vermochte ich Frauen ‚meisterlich‘ darzustellen, die in ihrer Seele auch etwas Unüberwundenes — Unüberwindbares trugen, eine dunkle, geheimnisvolle, dämonische Gewalt, die einmal erwachte — einmal gewaltfam geweckt ward. Aber es müssen moderne Frauen sein. Eine Iphigenie oder Leonore weiß nichts von dergleichen. So kam es denn in meinem Leben bis zu dem heutigen Abend, der den letzten Abend bildet, der Tragödie Schluß. Daß ich dich noch einmal sah, noch einmal deine Stimme hören durfte, macht für mich den Schluß sogar noch zu einem leidlich guten.“

Unbekümmert um ihn, wollte sie weiter gehen. Theodor stellte sich ihr in den Weg, zwang sie dadurch, stehen zu bleiben, richtete an sie die Frage: „Du hast aber doch den Erbprinzen geliebt? . . . Antworte!“

„Ich liebte nur dich. Einzig und allein dich.“

„Ohne Liebe gabst du dich hin?“

„Wußtest du das nicht?“

Tonlos sprach er ihr nach: „Ohne Liebe gabst du dich hin . . .“

Sie meinte gleichgültig: „Ich hätte mich auch einem Zweiten und Dritten ohne Liebe hingeben können, hätte mich daran nicht etwas gehindert.“

„Was war das?“

„Der Ekel.“

„Trotzdem ließeſt du den Erbprinzen ſo lange nicht los?“

„Weil ich ſehen wollte, wie weit ein Weib über einen Mann Gewalt gewinnen kann. Dieſer war freilich ein Schwächling. Über dich hätte ein Weib nicht Gewalt gewinnen können. Weder ich, noch irgend eine andre.“

„Sage mir weiter! Ich habe zu fragen ein Recht.“

„Frage also.“

„Als der Erbprinz dich zur Frau begehrte, da —“

„Da hatte ich bereits zur Genüge erkannt, wie weit die Gewalt einer Frau über den Mann gehen kann.“

„Und da warfst du ihn hin?“

„Wie ich einen Zweiten und Dritten hingeworfen hätte.“

„Als er deinetwillen Selbstmord begehen wollte und sich nur selbst verstümmelte, wünschtest du bei ihm zu bleiben und ihn zu pflegen. . . . Weshalb antwortest du nicht?“

Sie tat es leise und zaudernd: „Etwas Menschliches kann schließlich auch ein Nigenwesen haben.“

„Etwas tief Gutes!“

Theodor rief es triumphierend, mit ersticktem Jubel. Dann sagte er ihr das Letzte. Es war eine Bitte.

„Versprich mir, nicht eher aus dem Leben zu gehen, als bis wir uns noch einmal sahen.“

„Es müßte bald sein.“

„Morgen abend. . . . Ich spreche morgen abend in Weimar für kleine Leute, und ich möchte auch für dich sprechen. Ich werde allein für dich sprechen. Willst du mich hören?“

„Ja.“

„Und dann?“

„Ein letztes Wiedersehen.“

Wiederum standen sie vor Goethes Gartenhaus, und beide empfanden auch in dieser winterlichen Nachtstunde ihres Lebens die Weihe der Stätte, die ein guter Mensch betrat.

## Dreizehntes Kapitel

Theodor stellte sich in dem Vorraum des Saales auf, darin er seinen Vortrag hielt. Er tat dies gewöhnlich, wenn er sprach; und er tat es gewissermaßen, um den Leuten, zu denen er sprechen wollte, vorher ins Gesicht zu sehen: sie

waren ihm alsdann weniger fremd. Während er auf der Tribüne stand, sah er vor sich nur den dichtgefüllten Raum: Kopf gedrängt an Kopf. Denn man drängte sich zu seinen Reden, daran sich jedesmal Diskussionen schlossen, für den Sprecher fast das Liebste, jedenfalls das Wichtigste.

Auch heute kamen die Leute mit ernsthaften Gesichtern; mit Mienen, als sollten sie einer feierlichen Handlung beiwohnen. Sie brachten ihre Frauen und Töchter, ihre Bräute und Schwestern mit. Alle waren im Sonntagsstaat. Viele der groben Männergestalten erschienen in altmodischen langen, schwarzen Röcken, darin sie sich der Würde wegen mit Vorsicht bewegten. Sie traten behutsam auf, hielten in schwierigen Händen ihre Hüte steif vor sich, sprachen mit unterdrückter Stimme.

Meister und Gefellen kamen; Handwerker und Arbeiter. Alle wollten sich belehren lassen; alle trieb das Verlangen nach Wissen.

Jakobe erschien im schlichten dunklen Kleide. Sie hatte einen Blick, einen Ausdruck, der Theodor durch das Herz schnitt. Er ging ihr entgegen, führte sie in den Saal und zu einem Stuhl unmittelbar vor dem Podium. Sie grüßten sich nur mit den Augen.

Nur mit den Augen hatten sie sich schon einmal begrüßt, als sie — lang, lang war's her — voneinander Abschied nahmen. Ein Abschied sollte es auch heute sein. . . .

Hinter ihnen betrat den Saal, von ihnen unbemerkt, ein Greis, auf den viele schauten, ehrfürchtig und scheu zugleich. Es war eine ragende Gestalt im Rocke des evangelischen Geistlichen; um das wie aus hellem Erz gebildete Gesicht fiel das weiße Haar lang herab. Mit krampfhaftem Griff hielt der Alte den Knäuf eines derben Stodes gefaßt. Es war, als müßte er sich an etwas anflammern.

Die Leute wollten Theodors Vater in die vordersten Sitzreihen lassen. Er wehrte jedoch unfreundlich ab und suchte sich einen Platz ganz im Hintergrunde neben einer Säule, die ihn fast deckte.

Und Pastor Emanuels Sohn sprach —

Er schilderte die Persönlichkeit Christi. Aber er schilderte sie anders, ganz anders, als seine Zuhörer — als diese Zuhörer — gewohnt waren, sie zu sehen. Christus, der Sohn des Zimmermanns Joseph, war nicht der Held des Leidens, sondern ein Heros der Laten, des Kampfes: eines Kampfes für eine neue Zeit, ein junges Geschlecht. Der Notwendigkeit seines tragischen Unterganges sich bewußt, ging er diesem unaufhaltsam, machtvoll entgegen, seinem Golgatha zu. Der Christ, den der Sohn des Thüringer Landpastors mit Rembrandtscher Farbenglut malte, hatte etwas von dem gewaltigen Gottesohn in Michelangelos „Jüngstem Gericht“. Dieser Christus flehte nicht zu seinem Gott: „Wenn du kannst, so lasse den Kelch an mir vorübergehen!“ — schrie am Kreuz nicht schmerzlich auf: „Gott, mein Gott, warum hast du mich verlassen?“ Dieser Christus war wie ein brausender Sturm, der Felsen zersplitterte, wie ein Meer, das Länder überspülte; wie ein Feuerbrand, der die Welt ergriff. Er war ein Gigant des Geistes, eine Kraft, von der Kraft ausging: auf seine Jünger; auf den halben Erdkreis; auf alle, die an ihn glaubten.

Als Arbeiter schilderte Theodor den Arbeiter, den herrlichen Menschenohn. Und er ließ den Verkündiger unfres höchsten Gutes der leidenden Menschheit die göttliche Botschaft bringen: „Verzweifelt nicht, arbeitet! Arbeitet, und ihr werdet das Glück finden; arbeitet, und ihr werdet das Leben haben; arbeitet, und euer wird das Himmelreich sein!“

Der Redner erzählte alsdann eine Episode aus seinem eigenen Leben: wie er in den Kohlenruben durch schlagende Wetter mit den Bergleuten drei Tage lang lebendig begraben gewesen; wie er während dieser Zeit zu seinen Mitbegrabenen viel von Christus geredet hatte als von einem ihresgleichen, der in einem geistigen Grabe, in einer seelischen Nacht für das Aufstehen und den Tagesanbruch gerungen.

Und Theodor rief aus: „War Christus auch nicht der

Gottessohn und Gottesgesandte; war er auch nur ein sterblicher Mensch wie wir alle; nur die von der Menschheit gedichtete Gestalt der großen Sehnsucht der Menschheit nach einem Weltverbesserer, den sie den Messias nannten, so —

Da ereignete sich etwas Ungewöhnliches.

Der Vortrag wurde unterbrochen. Im Hintergrunde erhob sich eine hohe, dunkle Gestalt, und eine von Leidenschaft bebende Stimme rief in den Saal hinein: „Erkennt ihr ihn jetzt? Hört ihr jetzt, wie er sich selbst verriet? Euren Christus will er euch nehmen! Den Gottessohn will er euch stehlen, den ihr von Kindheit an im Herzen tragt, an den zu glauben schon in euren ersten Gebeten eure Mütter euch lehrten. Den lebendigen Sohn des lebendigen Gottes will dieser Gottlose euch ableugnen; auf daß ihr von Gott abfallt — wie er's tat; auf daß ihr die Irrlehren der Zeit annehmt — wie er's tat; auf daß ihr euch durch ihn um eure höchsten Güter bringen laßt: um die einzig wahren Güter des Lebens, die in eurem unverfälschten christlichen Glauben bestehen. Seht ihn an, wie er vor euch steht, als Erkannter, Entlarvter.“

Die Leute hatten sich erhoben und zurückgewandt. Eine Bewegung entstand, eine lebhaftere Unruhe. Murren und Drohrufe wurden gehört. Sie galten dem fanatischen Greise, der wagte, solche wilde Sprache zu führen, zu solchem drohenden Ankläger sich aufzuwerfen. Und die Anklage lautete auf Gotteslästerung, auf Gottesleugnung.

Der Alte drängte sich ungestüm vor, bis er der Tribüne gegenüberstand: gerade gegenüber dem Redner, neben den sich, als erklärte sie sich hiermit vor allen Leuten zu seiner Genossin, eine von den Zuhörerinnen gestellt hatte: Jakobe, die Tochter der Wellerin.

Die Stimme des Greises übertönte den Lärm des erregten Auditoriums: „Seht ihn an, seht ihn an! Hört, ob er sich rechtfertigt. Fragt ihn! Sagt ihm: er solle sich rechtfertigen! Er wird schweigen. Schweigen muß er; denn er weiß, es ist die Wahrheit. Ihr wißt nicht, wer er ist. Ich will es euch sagen. Er ist mein Sohn! Ist mein

einzigster Sohn, den ich mir im heißen Kampfe von Gott errang; den ich liebte wie Abraham seinen Sohn Isaak; für den ich mich voll Vaterwonne geopfert hätte, wenn Gott das Opfer von mir gefordert. Seht ihn an, seht ihn an! Seid Zeugen, wie ein Vater vor euch allen seinen einzigen, einst heißgeliebten Sohn anklagt, und wie dieser schweigt — schweigen muß.“

Es war ein gewaltiger Eindruck. Nach einer langen, banger Stille hörte man flüstern: „Sein Vater! . . . Der Alte ist sein Vater! . . . Sein Vater!“

Das Flüstern wurde allgemein, wurde laut und lauter. Zuletzt war es wie der Ruf aus einem Munde: „Sein Vater!“

Der Greis wandte sich, winkte und sogleich ward es still. In dem tiefen Schweigen erschallte die Stimme des anklagenden Vaters wie von der Kanzel herab: „Ich fordere euch, ihr Christen, auf, mit mir eure Seelen zu Gott zu erheben und einzustimmen in den Gesang, der mehr als je das Hohelied unsres Glaubens ist:

Eine feste Burg ist unser Gott,  
Eine starke Wehr und Waffen . . .

Der Greis sang mit machtvoller Stimme. Zuerst fielen nur wenige ein; zuletzt sangen alle.

Als Kirchenchor brauste es im Saale auf:

Das Wort sie sollen lassen stahn  
Und kein Dank dazu haben:  
Er ist bei uns wohl auf dem Plan  
Mit seinem Geist und Gaben.  
Nehmen sie den Leib,  
Gut, Ehr, Kind und Weib:  
Daß fahren dahin,  
Sie habens kein Gewinn,  
Daß Reich muß uns doch bleiben.





Pastor Emanuel beabsichtigte, am nächsten Tage nach seinem stillen Dorfe zurückzukehren: der Kampf wider seinen eigenen Sohn, für seinen Gott, sollte die letzte geistliche Tat seines Leben sein. Die wenigen Tage, die ihm noch geschenkt waren, wollte er in Frieden mit Gott und der Welt seinem Ende entgegenharren.

Der gestrige Abend hatte ihm diesen Frieden gespendet: er war ein Sieg gewesen. Wenn kein Sieg für ihn, so doch für den alten Gott, der auch in der neuen Zeit noch lebte — der in allen Zeiten leben würde: „Derin sein war das Reich und die Kraft von Ewigkeit zu Ewigkeit. . . .“

Als der Alte auf dem Bahnhof ankam, erfaßte ihn ein leidenschaftliches Verlangen, noch ein allerletztes Mal von der Wartburg aus auf die Welt herabzusehen. Es war ein leuchtender Wintertag, und es mußte herrlich sein, den Weg von Eisenach hinaufzusteigen, wo auf der Höhe die geliebteste Burg der Deutschen ragte wie die Burg des Glaubens selbst, ein Heiligtum der Nation.

Also folgte er dem starken Drange und löste sich eine Fahrkarte nach Eisenach.

Während er auf den Zug wartete, sah er seinen Sohn.

Die Tochter der Wellerin, die Komödiantin, war bei ihm. Auf den Gesichtern beider lag der Ausdruck eines Ernstes, der sie schier feierlich erscheinen ließ. Beide standen inmitten des Gemühes gleichsam in tiefer Einsamkeit, beide schienen unzertrennlich zueinander zu gehören.

Auch von den Zuhörern des gestrigen Vortrages befanden sich einige auf dem Bahnhofs, um in verschiedenen Richtungen davonzufahren. Sie grüßten Pastor Emanuel ehrfürchtig — von Pastor Emanuels Sohn wandten sie sich ab.

Seinen Sohn, dem sie gestern andachtsvoll zugehört hatten, verleugneten sie heute.

Da ging eine mächtige Bewegung durch die starre Seele des Alten. Wie heißes Mitgefühl mit dem Verleugneten wallte in ihm auf, ein schmerzliches Mitleid. Er hätte den Rest seines Lebens dafür hingegeben, hätte er noch ein

einziges Mal den Mann mit dem bleichen, ernstern Gesicht mit dem Namen rufen können, der einst für ihn einen heiligeren Klang hatte als der Name seines Gottes und Herrn: „Mein Sohn!“

Da wurde er von Theodor bemerkt. Dieser ging langsam auf ihn zu, stand vor ihm, sah ihn flehend an, bat inbrünstig: „Deine Hand, mein Vater! Lieber Vater, ein einziges Mal, ein allerletztes Mal deine Hand! Wenn nicht zur Versöhnung, so doch zum Abschied.“

Schon wollte Pastor Emanuel seine zitternde Rechte austrecken, als sein Blick auf die Tochter der Wellerin fiel. Er zuckte zurück, fragte mit heiserer Stimme: „Bleibt das Weib bei dir?“

„Ja.“

„Trenne dich von dem Weibe und ich reiche dir meine Hand.“

„Das kann ich nicht, darf ich nicht.“

„Scheide dich von dem Weibe und ich nenne dich wieder meinen Sohn!“

Sein Sohn antwortete: „Sie bleibt meinetwillen am Leben. Also gehört mein Leben fortan ihr.“

„Die Geliebte eines andern Mannes?“

„Christus vergab der Ehebrecherin.“

„Also verzeihst auch du? ... Antworte! ... So antworte doch!“

„Ich habe ihr nichts zu vergeben.“

Schweigend wandte sich sein Vater von ihm ab. ...

Den Zug, mit dem Pastor Emanuel in entgegengesetzter Richtung von seinem Sohne Weimar verließ, besetzten zum großen Teil junge Leute. Sie fuhren in den Thüringer Wald zum Schneesport. Männlein und Weiblein bildeten ein gar frisches, fröhliches Gemeinwesen, von dem der Vater, der keinen Sohn mehr besaß, ausgestoßen war. Eine dunkle Gestalt, saß er an seinem Platz und mußte das lustige junge Leben über sich ergehen lassen, wie der Gerechte sich in Gottes Namen die sündhafte Welt gefallen lassen muß:

ändern kann er sie doch nicht! Aber selbst der unerbittliche alte Herr gestand sich, daß in der harmlosen Art des Böckleins nichts lag, daran der strengste Sittenrichter hätte Anstoß nehmen können: es war eben Jugend und das, was in allen Zeiten und bei jedem Geschlecht das Recht der Jugend ist.

Wenn das junge Geschlecht so gutartig und harmlos beschaffen sein sollte, wie diese Frohen waren, so —

Das war jedoch ein Gedanke, dem der Greis nicht nachhängen durfte: er, der soeben erst über einen dieses Geschlechts einen Sieg erfochten hatte. Denn dieses Mal war es ein Sieg gewesen!

Zu dem nämlichen Geschlecht, daran selbst ein Schwarzseher seine Freude hätte haben können, gehörten schließlich auch jene beiden: der abtrünnige Geisliche und die zuchtlöse Schauspielerin, die sich jetzt zusammaten, ein abschreckendes Beispiel, wohin es in dieser Zeit des Umsturzes aller sittlichen Begriffe führen konnte.

„Eisenach!“

Pastor Emanuel stieg aus.

Trotz seines Triumphes hatte er heute keinen guten Tag, so strahlend die Sonne auch schien. Nur mühselig kletterte er aus dem Wagen auf den Bahnsteig hinab. Der Schaffner wollte ihm behilflich sein. Der alte Herr hatte indessen fremde Hilfe nicht nötig — noch nicht.

Machte er denn solchen gebrechlichen Eindruck? Er, der noch soeben erst so stark gewesen war. Fast wäre er gestrauchelt, gefallen. Er faßte seinen Knotenstock — ein echter Ziegenhainer war's aus seiner jenenjischen Studentenzeit — mit umklammerndem Griff und Schritt aufrecht davon, der weißen Höhe entgegen.

Dort oben lag sie, hoch über ihm: die Wartburg! Wie von Seraphshänden emporgehoben, leuchtete die geliebte Stätte über einer glanzvollen Tiefe unter einem glanzvollen Äther. Denn Glanz war an diesem Tage alles, eitel Himmelsglorie.

Als Pastor Emanuel auf steilem Wege den Schloßberg

hinanstieg, umfunkelte ihn wie ein Zauberhain der bereifte Wald. Jetzt verhüllte die Burg weißes Gewölk. Aber jetzt — plötzlich durchbrach die Sonne den Dunst und, von gewaltigen Strahlen umflossen, schwebte ein goldenes Kreuz über dem Haupte des Greises hoch in der Luft. Es war, als senkte es sich — ein leuchtendes Symbol — vom Himmel zur Erde hernieder, die eines göttlichen Wunders nur zu sehr bedurfte, auf daß sie frei stehe und stark bleibe im Glauben.

Pastor Emanuel erreichte die Höhe. Er schritt durch das finstere Thor, das einstmals den Junker Jörg eingelassen und durch das sich eine wahre Lichtflut über die dunkle Welt ergossen hatte. Er ließ sich das Lutherzimmer aufschließen und bat: man möge ihn daselbst für eine kleine Weile allein lassen.

Als der Burgführer nach kurzer Zeit wiederkam, fand er den Geistlichen vor dem Tische, an dem Martin Luther seine Bibelübersetzung vollbracht, in inbrünstigem Gebet niedergesunken.

Ein Gebet war's, in dem Pastor Emanuel seine Seele aushauchte.

Auch er war ein Kämpfer gewesen. Also gehörte auch ihm des Kämpfers letzter Lohn: die Palme des Friedens.

E n d e

---





1911

